Universiteit
Leiden
The Netherlands

Fakt und Fiktion : die Autobiographie im Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption

Spits, J.P.

Citation
Spits, J. P. (2008, August 5). *Fakt und Fiktion : die Autobiographie im Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption*. Retrieved from https://hdl.handle.net/1887/12931

Version:	Not Applicable (or Unknown)
License:	Licence agreement concerning inclusion of doctoral thesis in the Institutional Repository of the University of Leiden
Downloaded from:	https://hdl.handle.net/1887/12931

Note: To cite this publication please use the final published version (if applicable).

Fakt und Fiktion

Die Autobiographie im Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption

von

Jerker Spits

FAKT UND FIKTION

Die Autobiographie im Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption

Proefschrift

ter verkrijging van

de graad van Doctor aan de Universiteit Leiden,

op gezag van Rector Magnificus prof. mr. P.F. van der Heijden,

volgens besluit van het College voor Promoties

te verdedigen op donderdag 5 juni 2008

klokke 13.45

door

Jerker Spits

geboren te Oudenbosch

in 1977

promotor: Prof. dr. Anthonya Visser

referent: Prof. dr. Christian Moser (Universiteit van Amsterdam)

overige leden:

Prof. dr. Frans Willem Korsten

Prof. dr. Willem Otterspeer

Prof. dr. Martina Wagner-Egelhaaf (Westfälische Wilhelms Universität Münster)

Inhalt

Einleitung: Die Autobiographie zwischen Wahrheit und Lüge 9

1 Von Dilthey bis Derrida: Die Autobiographie als literarische Gattung 19

1.1 Einleitung 19
1.2 Hermeneutische Modelle 22
1.2.1 Anfänge der deutschen Autobiographie-Theorie 22
1.2.2 Wilhelm Diltheys Betonung der intuitiven Erkenntnismöglichkeit 23
1.2.3 Erleben, Ausdruck und Verstehen 25
1.2.4 Georg Mischs Fortsetzung der hermeneutischen Perspektive 28
1.2.5 Die Wirkung der hermeneutischen Gattungstheorie 31
1.3 Sozialgeschichtliche Beschreibungsmodelle 33
1.3.1 Autobiographie-Theorie als Sozialtheorie 33
1.3.2 Die Germanistik der siebziger Jahre 34
1.3.3 Identität und Rollenzwang: Bernd Neumann 36
1.3.4 Der „Januskopf der Identität“ 38
1.3.5 Autobiographie und Memoiren 40
1.3.6 Die „Verunmöglichung” der Autobiographie 42
1.3.7 Zwischenüberlegung: Das Ende der Autobiographie? 44
1.3.8 Politik der Subjektivität: Peter Sloterdijk 45
1.3.9 Zwischen Hermeneutik und Dekonstruktion 46
1.4 Die rezeptionsästhetische Gattungstheorie 48
1.4.1 Die Autobiographie als Rezeptionsvorgabe 48
1.4.2 Die Entdeckung des Lesers in der Literaturwissenschaft 50
1.4.3 Das Spiel des Autobiographen mit seinem Leser: Wulf Segebrecht 51
1.4.4 Die Autobiographie als Lektürevertrag: Philippe Lejeune 54
1.4.5 Das letzte universalistische Gattungsmodell? 56
1.4.6 Alfonso de Toro und die nouvelle autobiographie 58
1.4.7 Zusammenfassung. Autobiographie, Fiktion, Interpretation 61
1.5 Poststrukturalistische Gattungskonzepte 63
1.5.1 Autobiographie und Dekonstruktion 63
1.5.2 Derrida und die Autobiographie 65
1.5.3 Die Demaskierung der Autobiographie: Paul de Man 68
1.5.4 Die Autobiographie nach dem Ende der Autobiographie: Almut Finck 72
1.5.5 Feministische Autobiographie-Theorie und das Ende des Subjekts 78
1.5.6 Die Kehrseite der poststrukturalistischen Autobiographie-Theorie 82

2 Autobiographie als Maskenspiel: Thomas Bernhard 85

2.1 Einleitung 85
2.2 Thomas Bernhards literarische Dekonstruktion 86
2.3 Thomas Bernhard als Skandalautor 91
2.4 Die enttäuschten Erwartungen der Kritiker 93
2.4.1 Ein Abschied von der Künstlichkeit? 93

2.4.2 Bernhards Autobiographie als Therapie und Deutungshilfe 98
2.4.3 Die Forderung nach Authentizität.....101
2.4.4 Die Bewertung der Zeitkritik.....105
2.5 Zwischenüberlegung.....106
2.6 Wahrheit und Lüge 108
2.6.1 Identität, Sozialisation und Entwicklung 112
2.6.2 Schreiben als Annäherung 118
2.6.3 Die Darstellung des Nationalsozialismus.....120
2.7 Bernhards Autobiographie und die Theorie der Autobiographie.....126
2.8 Resümee.....135

3 Zwischen Authentizität und Subjektivität: Christa Wolf 140

3.1 Einleitung.....140
3.2 Der deutsch-deutsche Literaturstreit.....143
3.3 Subjektive Authentizität 146
3.4 Sozialismus und Selbstverwirklichung.....147
3.5 Die Rezeption von Kindheitsmuster.....150
3.5.1.1 Authentizität und Subjektivität.....150
3.5.1.2 Die Kontroverse in Sinn und Form.....153
3.5.2 Drei Erzählebenen: gelungene „Autoreflexion"?.....157
3.5.3 Die Darstellung des Nationalsozialismus.....159
3.5.4 Die Zeitkritik 164
3.6 Subjektive Authentizität und Wirklichkeitserfahrung.....166
3.6.1 "Die Schwierigkeit, Ich zu sagen" 167
3.6.2 Sprachstörung 171
3.6.3 Gedächtnisarbeit 172
3.6.4 Die Darstellung des Nationalsozialismus und der DDR 175
3.6.5 "Moralisches Gedächtnis" und DDR-Geschichtslehre.....180
3.6.6 Zusammenbruch, Flucht und Vertreibung 182
3.6.7 Parallelen zur Gegenwart.....185
3.7 Resümee.....189

4 Neue Unbekümmertheit: Florian Illies, Jana Hensel, Claudia Rusch.....194

4.1 Einleitung.....194
4.2 Die »Neue Unbekümmertheit« im Spiegel der Rezeption.....195
4.2.1 „Erinnerungskünstler" oder grober Vereinfacher: Florian Illies 195
4.2.2 „Die Generation, das bin ich": Jana Hensel.....198
4.2.3 Ohne Ostalgie: Claudia Rusch.....202
4.3.1 Die Kritik an der „Generation Golf" 205
4.3.2 Die Kritik an „Zonenkinder" 206
4.3.3 Die Kritik an Ruschs Autobiographie.....208
4.3.4 Marketing und Marx: Ideologische Kritik 210
4.3.5 Der Streit um „Zonenkinder" in Ostdeutschland.....215
4.4. Erinnerungsjunkies und Geschichtsverdreher.....217
4.4.1 Wir, die Generation Golf: Florian Illies.....217
4.4.2 „Wir sind die Kinder aus der Zone": Jana Hensel.....222
4.4.3. Eine Jugend als Außenseiterin: Claudia Rusch 227
4.5 Das Gesellschaftsbild 229

4.5.1 Die Kritik an der Bundesrepublik in Generation Golf 229
4.5.2 Zwischenüberlegung 233
4.5.3 „Den Geruch eines Märchens": "Die DDR in Zonenkinder" 234
4.5.4 Die DDR in Meine freie deutsche Jugend....237
4.6 Das Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption....240
4.7 Die Theorie der Autobiographie 246
4.7 Resümee....249

5 Autobiographie und die Illusion der Referenz 254

5.1 Einleitung....254
5.2 Die amerikanische Autobiographie-Forschung....256
5.2.1 Die Auflösung der Gattungsgrenzen....256
5.2.2 Arbeit am Verdrängten 259
5.2.3 Die Fokussierung auf Minderheiten 261
5.2.4 Der engagierte Standpunkt 265
5.3 Zwischenüberlegungen....266
5.4 Das Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption....270
5.4.1 Die Illusion der Referenz 270
5.4.2 Die literarische Konstruktion der Autobiographie....270
5.4.3 Die Situationsgebundenheit des Lesers 276
5.4.4 Die ostdeutsche Identität als »counterculture« 279
5.4.5 Autobiographie und Gedächtnis....283
5.5 Resümee....285

Schluss....291

Literaturverzeichnis 299

Samenvatting 305

Curriculum vitae 311

Einleitung: Die Autobiographie zwischen Wahrheit und Lüge

Die Autobiographie erfreut sich großer Beliebtheit, sowohl beim größeren Publikum als bei wissenschaftlichen Lesern. Aber was ist eine Autobiographie? Und was zieht Leser an Autobiographien an?

Als literarische Gattung hat sie eine große Bandbreite. Man kann sie global in drei Gruppen einteilen.
Erstens gibt es populär geschriebene, meist von Ghostwritern verfasste Darstellungen aus der Unterhaltungsbranche. Beispiele sind Autobiographien bekannter Sportler, Musiker und Schauspieler, die vorgeben, sich genau so zu präsentieren, wie sie wirklich sind.[1] Zweitens gibt es literarisch wenig ambitionierte, meist traditionell erzählte Lebensberichte historischer Persönlichkeiten, meist Politiker. Sie versuchen oft, ihre eigenen Entscheidungen zu rechtfertigen oder beschreiben den schwierigen Weg zu einem Ziel, das sie erreichen wollten.[2]
Drittens gibt es innovative, ästhetisch anspruchsvolle Texte, die sich an literarisch interessierte Leser wenden. Meist sind sie von Autoren geschrieben, die sich vorher mit Romanen, Erzählungen oder Theaterstücken einen Namen gemacht haben.[3]

Fakt und Fiktion wird sich auf die letztgenannte Gruppe innerhalb der deutschsprachigen Literatur konzentrieren. Ich werde den Blick auf zwei Zeitabschnitte richten: die siebziger Jahre, ein Jahrzehnt, in dem viele Schriftsteller autobiographische Texte veröffentlichten, und die Jahrtausendwende, als jüngere Autoren eigene Wege fanden, ihre persönlichen Erlebnisse und die ihrer Generation

[1] Vgl. als Beispiel die Autobiographie des bekannten Fußballspielers, Trainers und Kolumnisten Franz Beckenbauer: *Ich – wie es wirklich war*. München (Bertelsmann) 1992.
[2] Als Beispiel sei hier die Autobiographie des Altbundeskanzlers Helmut Kohl erwähnt: *Ich wollte Deutschlands Einheit*. Berlin (Propyläen Verlag) 1996. Auf den Unterschied zwischen Autobiographie und Memoiren werde ich im ersten Kapitel, anhand Bernd Neumanns *Identität und Rollenzwang*, eingehen.
[3] Die Grenzen zwischen Unterhaltungsliteratur und ästhetisch anspruchsvoller Literatur sind, auch bei der Autobiographie, nicht klar zu ziehen. Auch gibt es Autobiographien die, obwohl scheinbar traditionell erzählt, gemeinhin zur ‚höheren' Literatur gerechnet werden. Ein Beispiel ist die Autobiographie Elias Canettis. Vgl. dazu Wendelin Schmidt-Dengler in *Bruchlinien. Vorlesungen zur österreichischen Literatur 1945 bis 1990*. Salzburg Wien (Residenz) ^{2}1996, S. 317-330.

zu beschreiben.[4] Ausgangspunkt wird dabei nicht sosehr die Position des Autobiographen selbst, sondern vielmehr die Rolle des Lesers sein.

Was zieht Leser an Autobiographie an? Oft ist es das Bedürfnis, Erkenntnis über ein in der Wirklichkeit gelebtes Leben zu gewinnen. Dieses Bedürfnis ist vor allem auf das *was* der Autobiographie gerichtet. Der Leser erhofft sich einen besonderen Zugang zu der Person des Autors und seiner Lebenswelt. Es gibt aber auch Fragen nach dem *wie* der Darstellung. Wie beschreibt der Autobiograph die Ereignisse aus der Vergangenheit? Wie geht er mit den Lücken seines Gedächtnisses um? Wie mit der Sprache? Dürfte das Interesse des breiten Lesepublikums vor allem vom Interesse an der Person des Autobiographen motiviert und damit hauptsächlich auf das *was* gerichtet sein; in der Literaturwissenschaft stehen Fragen nach dem *wie* im Vordergrund.

Eine Erklärung für das rege wissenschaftliche Interesse an der Gattung liegt darin, dass die Autobiographie besonders geeignet scheint, literaturwissenschaftliche Fragen, wie die nach dem Verhältnis zwischen *Wahrheit und Dichtung*, oder anders ausgedruckt: *Fakt und Fiktion*, zu beantworten. Dies sind Fragen, die den Kern des literaturwissenschaftlichen Erkennens betreffen. In der Autobiographie ist der Autor Subjekt und Objekt der Handlung zugleich. Dies wirft Fragen nach Erzähltechnik und Rezeptionsweise auf, die Literaturwissenschaftler besonders herausfordern.

Das Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption

Die Anziehungskraft der Autobiographie dürfte auch in ihrer besonderen Position zwischen Geschichte und Literatur liegen. Und es ist diese Position, die uns auf die Fragestellung dieses Buches bringt. Auf der einen Seite beansprucht die Autobiographie, oder hat zumindest lange Zeit beansprucht, historische Realität wiederzugeben, das gelebte Leben so darzustellen, wie es eigentlich gewesen ist. Viele verbinden ihre Lesererwartungen mit diesem Anspruch. Sie erwarten, die Wirklichkeit historisch getreu widerspiegelt zu sehen. Besonders bei zeitgenössischen Autoren ist dies der Fall, da man die von ihnen beschriebene Wirklichkeit oft bewusst

[4] Für die siebziger Jahre habe ich mich entschieden, weil Schriftsteller in diesem Jahrzehnt, nach der Politisierung der Literatur in den sechziger Jahren, individuelle Interessen und Erlebnisse stärker betonten. Auch um die Jahrtausendwende setzten jüngere Autoren sich verstärkt mit ihrer eigenen Identität, bzw. die ihrer Generation, auseinander, oft anhand der Beschreibung von Alltagsphänomenen.

miterlebt hat. Auf der anderen Seite ist es aber offenkundig, dass die Autobiographie diesen Anspruch nur schwer, oder gar nicht, einlösen kann. Die Fähigkeit, sein eigenes Leben objektiv zu betrachten und darzustellen, besitzt der Mensch nicht. Kein Autor ist in der Lage, die subjektive Wahrnehmungsperspektive hinter sich zu lassen. Dennoch ist die Erwartung, in der Autobiographie eine möglichst objektive Sicht auf die Welt zu finden, für den Leser oft das ausschlaggebende Kriterium. Es wird umso problematischer, je mehr der Autobiograph bestreitet, die Wirklichkeit historisch getreu widerspiegeln zu können. Und dies ist bei heutigen Autobiographien oft der Fall. Leser lehnen heutige Varianten der Gattung denn auch oft ab, weil ihre Erwartung durch ein älteres Gattungsverständnis geprägt ist. Der heutige Autobiograph kann diesem älteren Bild der Autobiographie, und damit auch der Erwartung der Leser, nicht gerecht werden. Diese Kluft zwischen Lesererwartung und Autobiographie ist das Hauptthema dieser Untersuchung.

Fakt und Fiktion richtet sich auf das Spannungsverhältnis zwischen Lektüren und dem tatsächlichen Umgang mit der Gattung durch deutschsprachige Autoren seit den siebziger Jahren. Ich werde versuchen zu beweisen, dass eine wichtige Erklärung für die Spannungen in der Rezeption der zeitgenössischen deutschsprachigen Autobiographie in einem traditionellen, älteren Verständnis der Gattung liegt. Dabei werde ich an den letzten Stand der Autobiographie-Forschung anschließen. In der Nachfolge Paul de Mans und Jacques Derridas werde ich den Missverständnissen nachgehen, die aus der Fixierung auf ein feststehendes Verständnis gattungstheoretisch relevanter Begriffe hervorgehen. Unter gattungstheoretisch relevanten Begriffen verstehe ich Begriffe wie Identität und Sozialisation. Im ersten Kapitel werde ich anhand Fachliteratur über die Autobiographie näher auf diese Begriffe eingehen.

Bernhard und Goethe

Thomas Bernhard hat die oben beschriebene Kluft zwischen Lesererwartung und literarischer Schreibpraxis auf den Punkt gebracht, als er in *Das Kalkwerk* schrieb:

(…) seine Arbeit sei alles, der Schriftsteller selbst sei nichts, nur glaubten die Leute in ihrer Geistesniedertracht immer, Person und Arbeit eines Schriftstellers vermischen zu können, die Leute getrauten sich aus lauter mit den Vorgängen der ersten Hälfte des Jahrhunderts zusammenhängender

impertinenter Schamlosigkeit überall, Geschriebenes mit der Person des Schreibers vermischen zu müssen und so in jedem Falle immer eine grauenhafte Verstümmelung der Arbeit des Schreibers mit der Person des Schreibers herstellen zu müssen, (…) wodurch insgesamt fortwährend eine ungeheuerliche Missbildung unserer ganzen Kultur entstehe (…).[5]

Die Worte der Hauptfigur Konrad richten sich polemisch gegen eine dominante Lektüretradition. Umso überraschender war, dass Bernhard 1975 mit *Die Ursache* einen Prosatext vorlegte, in der er seine eigene Jugend und seinen eigenen Werdegang beschrieb. In seiner Autobiographie setzt der Österreicher sich aber gegen eine Rezeptionshaltung ab, die bis heute tief verwurzelt ist: Die Autobiographie als bekenntnisvolle Entwicklungsgeschichte, die den Lebenslauf eines autonomen Individuums sinnvoll in übergreifende Zusammenhänge einordnet und als geschlossene Einheit präsentiert. Die Fibel deutscher autobiographischer Literatur, Goethes *Dichtung und Wahrheit* (1813-1830), bietet dafür das perfekte Beispiel. Goethe bestimmte seine Autobiographie dazu, „die Lücken eines Autorlebens auszufüllen, manches Bruchstück zu ergänzen (...).“[6] Durch dieses Konzept erreichte Goethe eine scheinbare Ganzheit. Denn auch Goethe glaubte nicht mehr an Rousseaus Anspruch, das „Bild eines Menschen, genau nach der Natur und in seiner ganzen Wahrheit“ zeichnen zu können.[7] Statt einer schonungslosen, ehrlichen Darstellung, wie Rousseau sie in seinen *Bekenntnissen* angestrebt hatte, sollte *Dichtung und Wahrheit* das „Grundwahre“ darstellen, dessen Wert der Zufälligkeit einzelner Fakten übergeordnet blieb.[8]

Eine Autobiographie aus der abgeklärten Perspektive des Alters zu schreiben, wie dies Goethe tat, ist jedoch heute ebenso wenig vorgeschrieben wie die Neigung, ein Ganzes darstellen zu wollen. Der »ganzheitliche Mensch«, dem ein übergreifendes

---

[5] Bernhard, Thomas: *Das Kalkwerk*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1970, S. 175.

[6] Goethe, Johann Wolfgang von: *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit.* In: *Werke*. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Hg. von Erich Trunz. Bd. 9 Autobiographische Schriften I. München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 1998, S. 541.

[7] Rousseau, Jean-Jacques: *Die Bekenntnisse*, München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 1981. (Vorwort), Übersetzt von Alfred Semerau, Nachwort von Christoph Kunze.

[8] „Was den freilich einigermaßen paradoxen Titel der Vertraulichkeiten aus meinem Leben „Wahrheit und Dichtung” betrifft, so ward derselbige durch die Erfahrung veranlaßt, daß das Publikum immer an der Wahrhaftigkeit solcher autobiographischer Versuche einigen Zweifel hege. Diesem zu begegnen, bekannte ich mich zu einer Art von Fiktion, gewissermaßen ohne Not, durch einen gewissen Widerspruchsgeist getrieben, denn es war mein ernstestes Bestreben, das eigentlich Grundwahre, das, insofern ich es einsah, in meinem Leben obgewaltet hatte, möglichst darzustellen und auszudrücken.“ Goethe an König Ludwig I. von Bayern, Weimar, 11, Januar 1830. Zitiert nach: Johann Wolfgang von Goethe. Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Herausgegeben von Erich Trunz Band 10. Autobiographische Schriften II, 1998, S. 568ff.

Verstehen seines Selbst und seiner Umgebung zugetraut wird, gibt es nicht mehr. Auch die früher unbezweifelte Bindung des Autobiographen an empirische Gegebenheiten und der damit verbundene Authentizitätsanspruch stehen zur Diskussion. Eine der meist zwingenden Vorschriften der Gattung ist damit ins Wanken geraten: das Wahrheitsgebot.[9]

Aufbau der Dissertation

Wie ist nun diese Arbeit aufgebaut?

Im ersten Kapitel werden in mehr oder weniger chronologischer Abfolge theoretische Ansätze vorgestellt, die das literaturwissenschaftliche Bild der Autobiographie bestimmt haben. Dabei soll, anders als in dem von Günter Niggl herausgegebenen Band, auch auf neuere theoretische Entwicklungen eingegangen werden.[10]

Im zweiten Kapitel werde ich die Autobiographie des österreichischen Schriftstellers Thomas Bernhards und ihre Rezeption[11] analysieren. Wie haben Erwartungen und Vorstellungen in Bezug auf die Gattung die Rezeption geprägt? In wieweit hat sich ein bestimmtes Gattungsverständnis als entscheidend für das Urteil über den Text erwiesen? Wie verträgt sich die von der Autobiographie verlangte Authentizität mit der oft hervorgehobenen Künstlichkeit der Prosa Bernhards? Auch soll die Frage beantwortet werden, ob die Veröffentlichung dieser Jugenderinnerungen eine „Zäsur im Werk“[12] des österreichischen Schriftstellers darstellt.

Im dritten Kapitel wird Christa Wolfs *Kindheitsmuster* und ihre Rezeption – sowohl in der DDR wie in der Bundesrepublik – einem genaueren Blick unterworfen. Wie geht Wolf mit der für die Autobiographie grundlegenden Bausteinen Identität, Erinnerung und Gedächtnis um? Was bedeutet Wolfs subjektive Authentizität für *Kindheitsmuster*?

Im vierten Kapitel stehen jüngere Schriftsteller der Bundesrepublik im Mittelpunkt: Florian Illies (*Generation Golf*), Jana Hensel (*Zonenkinder*) und Claudia Rusch

---

[9] ‘In the traditional autobiography, the reader is confronted with a transcribed voice, consisting in a conflation of positions that is an index to realness, to life as a referential fact, to truth’. Korsten, Frans-Willem: *The Wisdom Brokers. Narrative’s Interaction with Arguments in Cultural Critics Texts*. Amsterdam (ASCA Press) 1998, S. 57.

[10] Niggl, Günther (Hrsg.*): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) [2]1998.

[11] Unter Rezeption verstehe ich in meiner Untersuchung primär die Aufnahme durch nicht-wissenschaftliche Leser. In den Rezeptionsanalysen der hier untersuchten Texte werde ich vor allem auf die Rezeption in den Feuilletons von Tageszeitungen und in Literaturzeitschriften eingehen.

[12] Kahrs, Peter: *Thomas Bernhards frühe Erzählungen*. Würzburg (Königshausen & Neumann) 2000, S. 11.

(*Meine freie deutsche Jugend*). Wie unterscheiden sich die Weise, in der sie Erfahrungen in Literatur umsetzen, von der autobiographischen Prosa Bernhards und Wolfs? Wurden ihre Texte den Erwartungen der Leser gerecht? Wie hat die Hoffnung, aus ihren persönlichen Beschreibungen ein historisch-repräsentatives Bild zu gewinnen, die Rezeption geprägt? Wie weichen die jüngeren Autoren von traditionellen Erwartungen ab?
Die politische Dimension all dieser Texte werde ich dabei nicht aussparen.[13] Denn die Reflexion der die öffentliche Diskussion mitgestaltenden Machtverhältnisse ist meiner Meinung nach unerlässlich für das Verständnis der Rezeption.
Ansätze für eine neuere Betrachtung der Autobiographie, die den Wandel in der Beschreibung des eigenen Ichs und der Wirklichkeit berücksichtigt, sollen im fünften und letzten Kapitel präsentiert werden. Dabei werde ich auch die Ergebnisse der amerikanischen Gattungstheorie berücksichtigen. Wie eine Theorie der Autobiographie aussehen könnte, die auch den heutigen Umgang mit der Gattung berücksichtigt, wird also am Schluss dieser Arbeit angedeutet.

Zur Wahl des Korpus

Über eine erste Beschäftigung mit Bernhards Autobiographie bin ich auf die Fragestellung dieser Arbeit gekommen. Ich entdeckte, dass Bernhards Autobiographie ein Beispiel bietet für die Auflösung der Gattung in ihrer traditionellen Form.[14]
Das Spiel mit der Wahrheit und der Dichtung hat in Bernhards Autobiographie einen ganz anderen Charakter als in der traditionellen Autobiographie. Es wird nach anderen Regeln gespielt, weil sich die Vorstellungen von dem, was Wahrheit sei, geändert haben: „Es gibt keine hohen und höheren und höchsten Werte, das hat sich alles erledigt“[15], so Bernhard. Die höhere Realität wird von ihm radikal verneint.
Die für Bernhards Schreibweise typische Spannung zwischen Authentizität und Referentialität ist in vielen Fällen ausschlaggebend für das Urteil des Lesers.
Bernhards Umgang mit gattungstheoretisch relevanten Begriffen wie Identität, Sozialisation, Entwicklung, Erinnerung und Gedächtnis in seiner Autobiographie ist

[13] Unter “Texte” verstehe ich in dieser Arbeit Äußerungen in geschriebener Sprache, ob es sich nun um Autobiographien, Rezensionen oder andere Aufzeichnungen handelt.
[14] Spits, Jerker: “Die Großväter sind die Lehrer“. Thomas Bernhard über den Schriftsteller Johannes Freumbichler. In: Ester, Hans; Gemert, Guillaume van (Hrsg.): *Künstlerbilder. Zur produktiven Auseinandersetzung mit der schöpferischen Persönlichkeit*. Amsterdam Atlanta (Rodopi) 2002, S. 105-127.
[15] Bernhard, Thomas: *Der Keller. Eine Entziehung*. Salzburg Wien (Residenz Verlag) 1998, S. 106.

jedoch kaum nachgegangen. In dieser Arbeit soll sie die These, dass die Rezeption der heutigen deutschsprachigen Autobiographie maßgeblich von einem älteren Verständnis dieser Begriffe geprägt ist, stützen. Später kam ich auf den Gedanken, dieser Frage auch für andere Werke nachzugehen. Unter anderem für Christa Wolfs *Kindheitsmuster*. Denn auch für diesen Text gilt, dass die in ihm wiederholt thematisierten Begriffe Gedächtnis und Erinnerung, in dem für Wolfs typischen Widerspiel von Authentizität und Subjektivität beleuchtet, kaum diskutiert wurden. Darüber hinaus liefert *Kindheitsmuster*, auf den ersten Blick ein weitaus traditionellerer Text als der Bernhards, ein Beispiel für die Schwierigkeiten autobiographischen Erzählens in der Literatur der DDR. Auch die DDR-Herkunft der Autorin hat also meine Wahl für *Kindheitsmuster* motiviert. Ich wollte mit den herausgenommen Texten nämlich der Vielfalt deutschsprachiger Literatur recht tun, indem ich verschiedene Formen und Kontexten autobiographischen Schreibens in meine Untersuchung mit einbezog.
Florian Illies *Generation Golf*, Jana Hensels *Zonenkinder* und Claudia Ruschs *Meine freie deutsche Jugend* habe ich aufgenommen, um den Blick dieser Untersuchung durch die Einbeziehung einer Reihe junger Autoren zu erweitern. Zudem ist ihr Umgang mit der Gattung ein ganz anderer. Ihre Art, eigene Erlebnisse und Erfahrungen ihrer Generation festzuhalten, habe ich im fünften Kapitel unter dem Begriff Neue Unbekümmertheit beschrieben. Eine Anlehnung an den Begriff Neue Subjektivität, mit dem gemeinhin auf die autobiographische Literatur der siebziger Jahre verwiesen wird.

Nietzsche und seine Nachfolger

Die heutige Gattungstheorie ist stark durch den Poststrukturalismus geprägt. Ansätze, beeinflusst von den Leitgedanken von Poststrukturalisten wie Derrida, De Man und Foucault, geben den Ton an. Vor allem in der amerikanischen Gattungsforschung, die auch die Germanistik in zunehmenden Maße beeinflusst.
Johanna Bossinade spricht aber von einem merkwürdigen Widerspruch, wenn es um die Herausforderung geht, die vom Poststrukturalismus - und damit in unserem Fall vom Poststrukturalismus auf die heutige Autobiographieforschung - ausgeht:

> In Anbetracht ihres Alters von dreißig Jahren und mehr wirken die poststrukturalistischen Ansätze fast schon ein wenig grau, von der Midlife-Krise ereilt und durch Strömungen wie den radikalen

Konstruktivismus überholt. Anderseits wirken sie noch zu jung und zu unerprobt, als das sie sich im akademischen Tagesgeschäft nicht noch mannigfach zu bewähren hätten.[16]

Was waren nun die Ausgangspunkte der poststrukturalistischen Literaturbetrachtung?[17]

Nach Paul de Mans Ansicht ist die Allegorie die Figur, an der die Selbstbezüglichkeit eines Textes erkennbar wird. Die „Allegorien des Lesens"[18] sind es denn auch, die die „Unlesbarkeit" eines Textes darstellen und es dem Interpreten unmöglich machen, zu einer abschließenden Deutung vorzudringen. Vollkommen neu war das nicht. Bereits Nietzsche hatte in seinen Basler Vorlesungen auf rhetorische Figuren, die der Sprache vorangehen, hingewiesen:

Es giebt gar keine unrhetorische „Natürlichkeit" der Sprache, an die man appeliren könnte: die Sprache selbst ist das Resultat von lauter rhetorischen Künsten. (...) In summa: die Tropen treten nicht dann u. wann an die Wörter heran, sondern sind deren eigenste Natur. Von einer „eigentlichen Bedeutung", die nur in speziellen Fällen übertragen würde, kann gar nicht die Rede sein. (...) Eigentlich ist alles Figuration, was man gewöhnliche Rede nennt.[19]

In *Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne* (1873) löste Nietzsche, wie später De Man, den einheitlichen Wahrheitsbegriff auf und griff in seiner Sprachkritik auf eine Metapher zurück:

Was also ist Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauche einem Volke fest, canonisch und vorbildlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen in Betracht kommen.[20]

---

[16] Bossinade, S. 23.
[17] Unter 1.5 werde ich weiter auf den Poststrukturalismus und poststrukturalistische Gattungsansätze eingehen. Auch im fünften Kapitel (5.2 und 5.3) komme ich bei der Behandlung der amerikanischen Autobiographieforschung auf die poststrukturalistische Gattungstheorie zurück.
[18] Vgl. der Titel der gleichnamigen Aufsatzsammlung De Mans. De Man, Paul: *Allegories of Reading. Figural Language in Rousseau, Rilke and Proust*. New Haven (Yale University Press) 1979.
[19] Nietzsche, Friedrich: *Vorlesungsaufzeichnungen. WS 1871/72 – WS 1874/75*. In: *Werke. Kritische Gesamtausgabe*. Abt. II, Bd. 4. Hrsg. v. Giorgio Colli, Mazzino Montinari und Fritz Bornmann. Berlin New York (de Gruyter) 1995, S. 425ff.
[20] Nietzsche, Friedrich: *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne*. In: *Kritische Studienausgabe*, Band 1. Hrsg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München (dtv/de Gruyter) 1988, S. 873-893, hier S. 880ff.

Das Verhältnis des Menschen zur Welt ist ein metaphorisches. Die Wahrheit erscheint bei Nietzsche, ebenso wie bei seinen poststrukturalistischen Nachfolgern, nicht als Übereinstimmung zwischen einem Urteil und der Wirklichkeit, sondern als ein „bewegliches Heer von Metaphern", das scheinbar nichts mit der Wirklichkeit zu tun hat, bzw. sein Verhältnis zu ihr vor allem durch die Bewegung der Metaphern untereinander gewinnt. Man kann sich nur an den Verhältnissen „zwischen" Bildern, „zwischen" Figuren und „zwischen" Begriffen orientieren; nicht länger an den Dingen, die Sprache bezeichnet. Dieses „Zwischen" ist jedoch nicht bestimmbar und festzulegen. Die Metapher wird nur an einer anderen Metapher, das Bild nur an einem anderen Bild erkennbar.

Die Dekonstruktion verstehe ich, wie De Man sie selbst verstand, also nicht sosehr als eine literaturwissenschaftliche Methode, sondern vielmehr als eine Lektürestrategie, durch die Brüche des Verstehens und auch die Kompliziertheit von scheinbar feststehenden Begriffen deutlich hervortreten, als Versuch, die Fiktionen ‚feststehende Bedeutung' und ‚letzten Sinn' abzuwehren.

Das bedeutet aber nicht, dass ich die Dekonstruktion als wissenschaftliche Lektürestrategie umarme. Vielmehr geht es mir darum, die Grenzen auch der poststrukturalistischen Lektüre der Gattung sichtbar zu machen.

Jacques Derrida und Paul de Man setzten sich in den siebziger und achtziger Jahren in verschiedenen Texten mit der akademischen Literaturtheorie, die am »repräsentationslogischen« Denken festhielt, auseinander.[21] Vorstellungen von Literatur und Wirklichkeit, die auf nicht-poststrukturalistischen Annahmen aufbauen, werden in der stark vom Poststrukturalismus beeinflussten amerikanischen Gattungsforschung der neunziger Jahre aber nicht länger wahrgenommen. Das Gespräch mit Vertretern anderer Auffassungen scheint abgebrochen. Dies ist zumindest mein Eindruck bei den stark vom poststrukturalistischen Jargon durchzogenen Arbeiten wie die von Crispin Sartwell und Domna Stanton.[22] Es lässt sich eine Form von *group thinking* beobachten. Mein Buch möchte ich auch als Versuch betrachten, zwischen der textuellen Lektüre der Poststrukturalisten und der

[21] So griff De Man in seinem Essay „The Resistence to Theory" (1982) die akademische Literaturtheorie an, weil sie weigere, die tropologische Struktur und die sprachliche Organisiertheit des Textes zu erkennen. Vgl. De Man, Paul: The Resistance to Theory. In: Ders: *The Resistance to Theory*. Foreword by Wlad Godzich. Minneapolis. (University of Minnesota Press) 1986, S. 3-21.
[22] Vgl.5.1-5.3.

referentiellen Lektüre eher traditioneller Gattungsansätze zu vermitteln, um so das abgebrochene Gespräch wieder zu beleben.

Mit dem Zweifel Derridas und De Mans an dem herkömmlichen Wahrheitsverständnis ist ein zentrales Problem der Autobiographie angesprochen. Wenn in einer Literatur ohne referentielle Gewissheiten die direkte, mimetische Wiedergabe der Realität unmöglich geworden ist, wie kann dann das Abbilden des eigenen Lebens in einem geschichtlichen Kontext gelingen? Einen Ausweg bietet die Distanznahme zur traditionellen Autobiographie. Eine Distanz, die so weit führt, dass es im Schreiben über sich selbst nur noch „auf den Wahrheitsgehalt der Lüge“ ankommt.[23]

[23] Bernhard, Thomas: *Der Keller. Eine Entziehung*, S. 30.

1 Von Dilthey bis Derrida: Die Autobiographie als literarische Gattung

1.1 Einleitung

Überblickt man die Theorie des letzten Jahrhunderts, so lässt sich als übergreifendes Merkmal in der Geschichte der Gattung der Abschied von bestimmten Vorstellungen begreifen, die lange Zeit als kanonisch galten: von der Autobiographie als bekenntnishafter Bildungs- und Entwicklungsgeschichte, als Schlüssel zum Verständnis der Persönlichkeit, als gelungener Selbstdarstellung, die den Lebenslauf sinnvoll in übergreifende Zusammenhänge einordnet und das Leben als geschlossene Einheit präsentiert. Sowohl als literarische Praxis wie in theoretischer Rahmung stellt die Geschichte der Autobiographie „die allmählichen Ablösungsprozesse von diesen Vorgaben dar", meint auch Michaela Holdenried.[24] Die Autobiographie wird zunehmend als Problematisierung vorher gültiger Positionen betrachtet, als selbstreferentieller Umgang mit sich selbst, als „Prototyp" zeitgenössischer Erfahrung.[25]

Die Zahl der Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Autobiographie-Theorie ist seit den siebziger Jahren rasant angestiegen. Schon 1989 sprach Günter Niggl von einer „Renaissance der Autobiographie-Forschung" und stellte fest, dass das wissenschaftliche Interesse an der Autobiographie vor allem in den Vereinigten Staaten, Deutschland, England und Frankreich stark gewachsen ist.[26] Dieses neu erwachte Interesse sah Niggl im Zusammenhang eines „neuen Willens" der Literaturwissenschaft, „ihren Gegenstandsbereich auch auf die nichtpoetischen Gattungen, auf Zwecks- und Gebrauchsformen der Literatur" auszudehnen. Essay, Brief, Tagebuch und Autobiographie hatten dabei „besondere Aufmerksamkeit" erfahren, weil sie deutlicher als andere Gattungen „im Überschneidungsfeld von Selbstdarstellung und Roman, Psychologie und Geschichtsschreibung und damit im

[24] Holdenried, Michaela: *Autobiographie*. Stuttgart (Reclam) 2000. S. 16.
[25] Vgl. Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1984, S. 57-65.
[26] Niggl, Günter (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1989, S. 7. Vgl. Finck, Almut: *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie*. Berlin (Schmidt) 1999, S. 11f.: "Innerhalb von wenig mehr als zwei Jahrzehnten ist die Autobiographie, eben noch als nicht-literarische Zweckform geschmäht und an den Randzonen des Faches angesiedelt, zu einem brisanten Forschungsschwerpunkt avanciert."

Grenzbereich von fiktiver und nichtfiktiver Literatur liegen."[27] Den von ihm herausgegebenen Band verstand Niggl als „Rückschau", die geeignet sei, „gerade die Neuansätze in den beiden letzten Jahrzehnten in ihrer Eigenart hervortreten zu lassen."[28] Sein Ziel war es, „auf der einen Seite die Umrisse der Forschungsgeschichte, auf der anderen Seite ausführlich die neueren Tendenzen bis zur gegenwärtigen Situation" zu dokumentieren. Doch Niggls Band berücksichtigte die neueren theoretischen Entwicklungen kaum: Der letzte theoretische Beitrag stammte aus dem Jahr 1974.[29] Auch die Neuauflage, die sein Band 1998 erfuhr, geht auf die neueren gattungstheoretischen Strömungen fast gar nicht ein.[30]

In diesem ersten Kapitel werden - in mehr oder weniger chronologischer Abfolge - theoretische Ansätze vorgestellt, die in der Geschichte der Literaturwissenschaft das Bild der Autobiographie bestimmt haben. Dabei soll, anders als in dem von Günter Niggl herausgegebenen Band, auch auf neuere theoretische Entwicklungen eingegangen werden, weil sie für die hier analysierten Autobiographien besonders brauchbar erscheinen. Weil Thomas Bernhard und Christa Wolf den Authentizitätsanspruch autobiographischen Schreibens in Frage stellen, die Möglichkeiten der Schrift kritisch reflektieren und dem sich selbst gewissen Ich als Erzählinstanz skeptisch gegenüberstehen, bieten ihre Autobiographien sich für eine poststrukturalistisch orientierte Lektüre an.

Die Verortung der Autobiographie in verschiedenen literaturwissenschaftlichen Modellen bildet den Ausgangspunkt für die Rezeption der in den folgenden Kapiteln zu behandelnden Texte. Die Konfrontation des hermeneutischen, sozialgeschichtlichen und rezeptionsorientierten Gattungsmodells mit späteren Ansichten soll in diesem Kapitel den tiefgreifenden Wandel illustrieren, den die Gattungstheorie innerhalb der letzten Jahrzehnte erfahren hat. Der Blick auf diese eher traditionellen Konzepte macht die wichtigsten Leitkategorien sichtbar, mit denen die poststrukturalistische Gattungstheorie aufgrund wesentlich neuerer Erkenntnisse

---

[27] Niggl (Hrsg.) [2]1998, S. 7.
[28] Ebd., S. 1.
[29] Bruss, Elizabeth W.: Die Autobiographie als literarischer Akt. In: Niggl (Hrsg.) [2]1998, S. 258-279. Lediglich Hans Rudolf Picard weist in seinem Beitrag auf den "in Bewegung begriffenen, unabgeschlossenen Selbstentwurf" und die Haltung des "existentiellen Fragens" in modernen französischen Autobiographien hin. Picard, Hans Rudolf: Die existentiell reflektierende Autobiographie im zeitgenössischen Frankreich. In: Niggl (Hrsg.) [2]1998, S 520-538, hier S. 536.
[30] Niggl (Hrsg.) [2]1998. Die Neuausgabe ist lediglich um ein Nachwort und einen bibliographischen Nachtrag ergänzt. Sowohl im theoretischen wie im historischen Teil fehlen Beiträge poststrukturalistisch orientierter Wissenschaftler, die seit den siebziger Jahren die Autobiographie-Forschung stark beeinflusst haben.

brach, und ermöglicht es so, kontrastive Gattungsmodelle wissenschaftsgeschichtlich begreifbar zu machen. Auch lassen sich anhand dieser traditionellen Gattungskonzepte Spannungen in der Rezeption der hier untersuchten Texte erklären. Neuere Ansätze lösten seit den siebziger Jahren das lange Zeit dominante Bild von der Autobiographie als geschlossener Selbstdarstellung eines autonomen Subjekts auf. Unter dem Zeichen des »linguistic turn« wurde die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Autobiographie neu diskutiert; beeinflusst durch die These vom 'Verschwinden des Subjekts' wurde ein gattungstheoretisches Umdenken gefordert. Durch die zwar nicht neue, aber vom Poststrukturalismus radikalisierte Skepsis gegenüber dem Repräsentationsmodell von Sprache schien die Unterscheidbarkeit von autobiographischen und fiktionalen Texten nicht mehr gewährleistet. Der hybride Charakter der Autobiographie als „Textsorte zwischen Fakt und Fiktion"[31] geriet ins Blickfeld. Der amerikanische Literaturwissenschaftler Michael Sprinker proklamierte angesichts des Schwunds bis dahin als gültig angenommener Gattungsmerkmale sogar das „Ende der Autobiographie."[32]

Am Anfang der oben skizzierten Bewegungen, die uns im Folgenden in Hinblick auf die deutschsprachige postmoderne Autobiographie beschäftigen werden, stand jedoch die moderne Lebensphilosophie um 1900, als deren wichtigster Vertreter Wilhelm Dilthey und Friedrich Nietzsche gelten. Denn die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Autobiographie hatte zwar schon am Ende des 19. Jahrhunderts vereinzelt begonnen, doch erst die Aufwertung durch Dilthey erweckte ein großes Interesse an der Erforschung der Gattung. Bis weit in die siebziger Jahre hat das Autobiographie-Modell der hermeneutischen Schule eine Vielzahl von wissenschaftlichen Deutungen beeinflusst. Darüber hinaus prägt das hermeneutische Modell bis auf den heutigen Tag oft unausgesprochen auch die populäre Rezeption von Autobiographien. Aus diesen Gründen scheint es gerechtfertigt, dieses gattungstheoretische Kapitel mit einem Blick auf das hermeneutische Gattungsmodell anzufangen.

[31] Finck, S. 12.
[32] Sprinker, Michael: Fictions of The Self. The End of Autobiography. In: Olney, James (Hrsg.): *Autobiography. Essays Theoretical and Critical*. Princeton (Princeton University Press) 1980, S. 321-342.

1.2 Hermeneutische Modelle

1.2.1 Anfänge der deutschen Autobiographie-Theorie

Wilhelm Dilthey war um 1900 die Zentralfigur der Lebensphilosophie in Deutschland. In seinem umfangreichen Werk behandelte er Fragen der Philosophie und Erkenntnistheorie, Psychologie und Pädagogik, aber auch der Kunst und Literatur. Dilthey wies die Selbständigkeit der Geisteswissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften nach Gegenstand und Methode nach[33] und entwickelte für die Literaturwissenschaft einen „theoretischen Begründungszusammenhang".[34] Sein Konzept des Verstehens hat auf die germanistische Literaturwissenschaft außerordentlich stark eingewirkt.

Auch auf die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Autobiographie hatten Diltheys Schriften großen Einfluss. Dilthey erklärte die Autobiographie zur höchsten Form der Lebensdeutung und zur Grundlage des geschichtlichen Sehens überhaupt. Vor allem die philosophische Dilthey-Rezeption hat sich lange über seine auffällige Hochschätzung der Autobiographie gewundert. Dabei hing Diltheys Interesse an der Autobiographie jedoch, wie ich im Folgenden zeigen möchte, eng mit seinem gesamten, das Geschichtsbewusstsein und die Individualgeschichte betonenden Wissenschaftsprogramm zusammen.

An Diltheys hermeneutischen Ansatz anknüpfend, verfasste sein Schüler und Schwiegersohn Georg Misch die bislang umfangreichste Darstellung der Autobiographie. Misch fasste die Geschichte der Autobiographie als Geschichte des menschlichen Selbstbewusstseins auf. In der Nachfolge Diltheys entstand so ein Standardwerk zur Autobiographie, in dem Mischs enzyklopädische Forschung die geistesgeschichtliche Methode seines Lehrers bestätigte.

Im Folgenden sollen die theoretischen Ansätze Wilhelm Diltheys und Georg Mischs sowie die große und lange anhaltende Wirkung, die von der hermeneutischen Gattungstheorie ausging, behandelt werden. Was waren die Gründe für die hermeneutischen Theoretiker, sich mit der Autobiographie zu befassen? Auf welche

---

[33] Dilthey, Wilhelm: *Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte*. In: *Gesammelte Schriften*, I. Band. Stuttgart (B.G.Teubner) Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) ^{5}1962 (urspr. 1883).

[34] Brackert, Helmut: Zur Geschichte der Germanistik bis 1945. In: Brackert, Helmut; Stückrath, Jörn (Hrsg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) ^{6}2000, S. 549-564, hier S. 553.

Weise hing Diltheys Interesse an der Autobiographie mit seinem gesamten Wissenschaftsprogramm zusammen?[35] Gehen von den Theorien Diltheys und Mischs noch für die heutige Autobiographie-Diskussion brauchbare Ansätze aus? Für die Beantwortung der beiden ersten Fragen soll zunächst kurz auf die geisteswissenschaftliche Erkenntnistheorie Diltheys, insbesondere auf sein Konzept des Verstehens, eingegangen werden. Nur so können Diltheys Konzept der Autobiographie und der Zusammenhang dieses Konzepts mit seiner Wissenschaftstheorie verständlich gemacht werden. Diese Darstellung ist lohnend, nicht nur, weil es sinnvoll ist, das Gattungsbild der heutigen Forschung mit einem früheren Modell zu kontrastieren, sondern auch, weil die Rezeption der hier untersuchten Texte deutlich machen wird, dass das hermeneutische Konzept viel Affinität mit der populären Rezeption von Autobiographien aufweist.

1.2.2 Wilhelm Diltheys Betonung der intuitiven Erkenntnismöglichkeit

Als grundlegende Methode der Psychologie und der Geisteswissenschaften stellte er das »Verstehen« der naturwissenschaftlichen Methode des »Erklärens« gegenüber. Die Naturwissenschaften können, so Dilthey, die Welt »erklären«, und zwar umso besser, je stärker es gelingt, das Subjekt aus dem Erkenntnisvorgang auszuschalten. Das geisteswissenschaftliche »Verstehen« setze jedoch einen Zusammenhang von Subjekt und Objekt voraus.[36] Diesen Zusammenhang könne der Geisteswissenschaftler mithilfe einer »verstehenden Psychologie« ergründen, bei der davon ausgegangen wird, dass das innere psychische Erleben der Wissenschaft nicht zugänglich ist. Ihr zugänglich seien allerdings die Ausdrücke dieses Erlebens, die in der Kunst, insbesondere in den Werken der Dichtung, aufbewahrt werden.[37] Über diese Erlebnisausdrücke sei schließlich ein Verstehen des Erlebens möglich. Das Verstehen fremder Lebensäußerungen setze nach Dilthey ein verwandtes eigenes

[35] Die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Methode und Gattungsbild wird auch bei den sozialgeschichtlichen, rezeptionsorientierten und poststrukturalistischen Gattungstheoretikern gestellt. Diese Frage ist relevant, weil das wissenschaftliche Interesse an der Autobiographie eng mit der allgemeineren methodischen Entwicklung der Literaturwissenschaft zusammenhängt.
[36] "Jedes Wort, jeder Satz, jede Gebärde oder Höflichkeitsformel, jedes Kunstwerk und jede historische Tat sind nur verständlich, weil eine Gemeinsamkeit den sich in ihnen Äußernden mit dem Verstehenden verbindet; der einzelne lebt, denkt und handelt stets in einer Sphäre von Gemeinsamkeit, und nur in einer solchen versteht er." Dilthey, Gesammelte Schriften, VII. Band, ^{4}1965, S. 146.
[37] Vgl. den Abschnitt "Das Verstehen anderer Personen und ihrer Lebensäußerungen". Ebd., S. 205-220.

Erleben voraus. Von grundlegender Bedeutung ist dabei der »objektive Geist«. Er bringe „die mannigfachen Formen, in denen die zwischen den Individuen bestehende Gemeinsamkeit sich in der Sinneswelt objektiviert hat“[38], zum Ausdruck. Zugleich sei er „das Medium, in welchem sich das Verständnis anderer Personen und ihrer Lebensäußerung“ vollziehe. Der „objektive Geist“ bildet so die verbindliche Grundlage für das Verstehen. Durch den dem Ich und dem Du gemeinsamen Geist sei es möglich, die Werke der Dichtung als bleibende Objektivationen des Geistes zu verstehen.[39] Das Verstehen beschreibt Dilthey dabei als ein „Wiederfinden des Ich im Du“.[40] Das Ziel der Geisteswissenschaften, das Verstehen jedes Lebenszusammenhangs, sollte zunächst an dem Leben des Individuums gezeigt werden. Durch das Individuum könne man erlebte Wirklichkeit erfahren: Es „entsteht inhaltlich das Verhältnis, daß, was ich an einem anderen verstehe, ich in mir als Erlebnis auffinden, und was ich erlebe, ich in einem Fremden durch Verstehen wiederfinden kann.“[41] Dilthey setzt voraus, dass das Erlebnisvermögen des verstehenden Subjekts über die geschichtliche Distanz hinaus im Stande ist, das vorher durch die Teilhabe am menschlichen Geist objektivierte Erlebnis zu erfassen. Das räumlich, zeitlich und sprachlich Fremde wird so gar nicht reflektiert. Vergangenheit und Gegenwart heben sich in der Allgegenwärtigkeit des »Geistes« auf; der »objektive Geist« erscheint als die einzige verbindende Grundlage für überzeitliches Kulturverstehen. Nur mithilfe der abstrakten Größe des »objektiven Geistes« gelingt Dilthey die Überbrückung der hermeneutischen Differenz, der Spannung zwischen Interpret und Interpretandum.

Um die verschiedenen Äußerungen des Individuums zu verstehen, bedurfte es nach Dilthey also eines Hineinversetztens in den geistigen Lebensvollzug, aus dem sie entstanden ist. Diese Teilnahme am Geist war nach seiner Auffassung nur durch eine Vertiefung des Bewusstseins möglich, die dem instrumentalen, rein am Verstand orientierten Intellekt gegenüber steht: „Wir erklären durch rein intellektuelle Prozesse, aber wir verstehen durch das Zusammenwirken aller Gemütskräfte in der

[38] Ebd., S. 208.
[39] Die Werke der Dichtung sind nach Diltheys Ansicht Ausdruck des menschlichen Geistes. Zugleich ist es der Geist selbst, der das Verständnis von ihnen ermöglicht.
[40] Ebd., S. 191.
[41] Ebd., S. 315.

Auffassung."[42] Dies hat verschiedene Kritiker dazu veranlasst, Diltheys Methode als „irrationalistisch" zu verwerfen.[43] Doch hier gilt es den zeitlichen Hintergrund zu bedenken, vor dem Dilthey seine Wissenschaftstheorie aufstellte. In der Betonung nicht-rationaler Erkenntnisformen wie Intuition und Gefühl wandte Dilthey sich polemisch gegen die positivistische Geschichtswissenschaft seiner Zeit. An die Stelle des Fortschrittgedankens trat bei ihm eine Grundhaltung, die das Lebendige und Organische gegenüber dem „Toten und Künstlichen" betonte.[44] Das Leben sollte nach seiner Meinung vom eigenen inneren Erleben her intuitiv verstanden werden. Dabei sollte das Miteinbeziehen von Gefühl aus dem Verstehen einen lebendigen, künstlerischen Prozess machen, der zur gelungenen Auslegung und Bereicherung des eigenen Geistes führen sollte.[45]

Statt auf einen unberechenbaren Irrationalismus kam es ihm als Lebensphilosophen denn auch vielmehr darauf an, „gegenüber positivistischen Totalitätsansprüchen zu zeigen, daß das Gesamt der Wirklichkeit, einschließlich dessen, was für den Lebensvollzug des einzelnen wesentlich ist, mehr umfaßt als den durch wissenschaftlich-rationale Verfahren ausweisbaren Bereich."[46]

1.2.3 Erleben, Ausdruck und Verstehen

Aus dem Vorangehenden wird bereits ersichtlich, dass die Autobiographie in Diltheys die Geschichtlichkeit und die Möglichkeiten intuitiver Erkenntnisformen betonendem Programm eine besondere Position einnehmen musste. Im Folgenden soll dieser

---

[42] Dilthey, Wilhelm: *Gesammelte Schriften V. Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. 1. Hälfte. Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften*. Stuttgart (B.G. Teubner) Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) [4]1964 (Originalausgabe 1883), S. 172.

[43] Vgl. u.a. Neumann, Bernd: *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*. Frankfurt/Main (Athenäum) 1970, S.18ff.

[44] Auf Friedrich Nietzsches Kritik am Historismus sei in diesem Zusammenhang kurz verwiesen. Bei Nietzsche verweist der Begriff Historismus zwar auf die spekulative Geschichtstheorie Hegels, gemeint und angeklagt sind aber dieselben "Symptome" einer "historischen Krankheit", die ihren Ursprung in einem "betäubende(n) und gewaltsame(n) Historisieren" finde. Vgl. Nietzsche, Friedrich: Unzeitgemässe Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben. In: *Kritische Studienausgabe*. Hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Band 1. Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen I-IV. Nachgelassene Schriften 1870-1873 (Baseler Schriften), S. 243-334.

[45] Vgl. "In den Adern des erkennenden Subjekts, das Locke, Hume und Kant konstruierten, rinnt nicht wirkliches Blut, sondern der verdünnte Saft von Vernunft als bloßer Denktätigkeit." Dilthey [5]1962, S. XVIII.

[46] Prechtl, Peter; Burkard, Franz-Peter: *Metzler Philosophie Lexikon. Begriffe und Definitionen*. Stuttgart Weimar (J.B. Metzler) [2]1999, S. 272.

Zusammenhang zwischen Diltheys späterem Autobiographieverständnis und seiner Wissenschaftstheorie verdeutlicht werden. [47]

In seinem dritten Plan der Fortsetzung zum *Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* beschäftigt sich Dilthey ausdrücklich mit der Autobiographie. Er betrachtet sie als „der direkteste Ausdruck der Besinnung über das Leben."[48] Die „Selbstbiographie" sei „die höchste und am meisten instruktive Form, in welcher uns das Verstehen des Lebens entgegentritt." In der Autobiographie sei „der, welcher diesen Lebenslauf versteht, identisch mit dem, der ihn hervorgebracht hat." Hieraus ergebe sich eine „besondere Intimität des Verstehens."[49] Nach Dilthey macht die Autobiographie zwar deutlich, dass der „Sinn des individuellen Daseins" ganz singulär, „dem Erkennen unauflösbar" sei, zugleich aber repräsentiere jede Autobiographie „wie eine Monade von Leibniz (...) das geschichtliche Universum."[50] Die Nähe zum „Geschichtssinn" in dieser Gattung ermögliche wie keine andere Gattung dem Interpreten, durch kreatives Nacherleben und Sichhineinversetzen am menschlichen Geist teilzuhaben:

> Das Auffassen und Deuten des eigenen Lebens durchläuft eine lange Reihe von Stufen, die vollkommenste Explikation ist die Selbstbiographie. Hier faßt das Selbst seinen Lebenslauf so auf, daß es sich die menschlichen Substrate, geschichtliche Beziehungen, in die es verwebt ist, zum Bewußtsein bringt. So kann sich schließlich die Selbstbiographie zu einem historischen Gemälde erweitern; und nur das gibt demselben seine Schranke, aber auch seine Bedeutung, daß es vom Erleben getragen ist und von dieser Tiefe aus das eigene Selbst und dessen Beziehungen zur Welt sich verständlich macht.[51]

Den Nachweis der Untrennbarkeit von Sich-Verstehen und Dechiffrierung des Geschichtssinns meinte Dilthey an keiner anderen Gattung so exemplarisch zeigen zu

---

[47] Der Blick soll dabei auf das Hauptwerk des späten Diltheys, v.a. auf *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, gerichtet sein. Michael Jaeger hat auf den Sinneswandel Diltheys hinsichtlich seiner Einschätzung der Autobiographie hingewiesen. Diltheys frühere Einschätzung der Gattung sei äußerst skeptisch gewesen, so Jaeger. Als Historiker hätte er den Aussagen der Autobiographen "überhaupt kein Vertrauen" geschenkt. In den später entstandenen Entwürfen einer Erkenntnistheorie werden dieselben Texte jedoch als Modell für das historische Verständnis angesehen. Vgl. Jaeger, Michael: *Autobiographie und Geschichte. Wilhelm Dilthey, Georg Misch, Karl Löwith, Gottfried Benn, Alfred Döblin*. Stuttgart Weimar (J.B. Metzler) 1995, S. 20ff.

[48] Diltlhey [4]1965, S. 176.

[49] Ebd., S. 200.

[50] Ebd., S. 199.

[51] Dilthey, "Ergänzung zu 3: Der Zusammenhang des Lebens. In: *Gesammelte Schriften* VII, [4]1958, S. 204.

können wie an der Autobiographie.[52] Das lebensphilosophische Interesse am „individuellen Substrat der Geschichte“[53] ist der Grund für Diltheys Hochschätzung der Autobiographie.

Der Zusammenhang zwischen Diltheys Wertschätzung der Autobiographie und seiner Wissenschaftstheorie wurde in der philosophischen Dilthey-Rezeption jedoch lange Zeit nicht erkannt. So wunderte sich Hans-Georg Gadamer über ein “nicht ganz begründetes Übergewicht”, das Dilthey “zwei Sonderfälle(n) geschichtlicher Erfahrung und Erkenntnis” – gemeint sind die Biographie und die Autobiographie – zubilligte.[54] Und Jürgen Habermas meinte sogar: “Er (Dilthey – J.S.) entwickelt die Implikationen einer geisteswissenschaftlichen Hermeneutik am Beispiel der Autobiographie. Diese Wahl hat keine systematische Begründung.”[55]

Dilthey war jedoch der Auffassung, dass man sich über die Autobiographie, „die zu schriftstellerischem Ausdruck gebrachte Selbstbesinnung des Menschen über sein Leben“, „den Wurzeln alles geschichtlichen Auffassens“ [56] nähere: Er hat also explizit zum Ausdruck gebracht, dass die Autobiographie für ihn den Paradefall der hermeneutischen Situation und des geschichtlichen Verstehens darstellt.

Im Hintergrund von Diltheys Überlegungen stand ein Subjekt, das sich idealerweise im Schreiben eines chronologisch geordneten Zusammenhangs seines Selbst und seiner Zeit bewusst wird. Dies wird auch in einer kurzen Skizze der Geschichte der Autobiographie in *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* deutlich. In den hier interpretierten Autobiographien von Augustinus, Rousseau und Goethe sieht Dilthey exemplarische Ausdrücke für den sich entwickelnden menschlichen Geist. Während Augustinus als gläubiger Christ in seinen *Confessiones* „ganz auf den Zusammenhang seines Daseins mit Gott“ gerichtet gewesen war, habe Rousseau vor allem das „Recht seiner geistigen Existenz “ zur Geltung bringen wollen. Goethe aber sei es als historisch denkendem Mensch gelungen, sich

---

[52] Vgl. Pfotenhauer, Helmut: *Literarische Anthropologie. Selbstbiographien und ihre Geschichte – am Leitfaden des Leibes*. Stuttgart (Metzler) 1987, S. 243. „Die Autobiographie wird die zum schriftstellerischen Ausdruck gebrachte Selbstbesinnung des Menschen schlechthin; sie wird zu einer inneren, erinnerten und literarischen Anthropologie als dem höchsten Ausdruck der Bemühung um das humanum.“

[53] Holdenried, S. 15.

[54] Gadamer, Hans Georg: *Wahrheit und Methode. Gründzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen (Mohr) ^{3}1972, S. 121.

[55] Habermas, Jürgen: *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1973, S. 190.

[56] Dilthey, *Gesammelte Schriften* VII, S. 201.

„universal-historisch zu seiner eigenen Existenz“ zu verhalten.[57] In *Dichtung und Wahrheit* blicke man „tiefer in die Relationen, die zwischen den Kategorien als Werkzeugen von Lebenserfassung bestehen.“ Die „Bedeutung der Lebensmomente“ sei „zugleich erlebter Eigenwert des Momentes und dessen wirkende Kraft.“ Die Analyse dreier Lebensgeschichten bedeutender Männer ergibt für Dilthey einen Überblick über die Geschichte des menschlichen Geistes, der in Goethe seinen Höhepunkt erreicht. Sowie die Autobiographie für Dilthey die Gattung war, die am besten geeignet schien, seine geisteswissenschaftliche Methode des Verstehens anzuwenden, so stellte Goethes Autobiographie für ihn wiederum den Paradefall der Gattung dar. Wie kein anderes Werk entsprach *Dichtung und Wahrheit* Diltheys Autobiographieverständnis. Nicht zuletzt weil Dilthey sich als in der Tradition Goethes stehend verstand.[58]

Der Höhepunkt, den nach Diltheys Auffassung *Dichtung und Wahrheit* in der Geschichte der Autobiographie bildete, erscheint bei ihm zugleich als Endpunkt. Die spätere Neigung vieler Gattungstheoretiker, bei *Dichtung und Wahrheit* Halt zu machen oder diese Autobiographie als den nie mehr erreichten Höhepunkt der Gattung zu interpretieren[59], ist durch den im Bezug auf Kunst und Literatur deutlich klassizistischen Charakter von Diltheys die historischen Differenzen überspielender Methode bereits entscheidend vorgebildet.

1.2.4 Georg Mischs Fortsetzung der hermeneutischen Perspektive

Auch Georg Misch ging es in seiner *Geschichte der Autobiographie* vor allem um das „Verständnis der menschlichen Individuation“, das Begreifen der „Geschichte des menschlichen Selbstbewußtseins.“[60] Misch wurde vor allem als Leiter der Ausgabe von Diltheys gesammelten Schriften und als Verfasser der vierbändigen *Geschichte*

---

[57] Ebd., S. 198ff.

[58] Vgl. Jaeger, S. 7: „Goethes Selbstbiographie betrachtet Dilthey als Vollendung des im 18. Jahrhundert entstehenden historischen Denkens, in dessen Tradition er das eigene wissenschaftliche Unternehmen einreiht.“

[59] Vgl. Misch, Georg: *Geschichte der Autobiographie* (siehe 1.2.4); Pascal, Roy: *Design and Truth in Autobiography*. London (Routledge and Kegan Paul) 1960, Weintraub, Karl Joachim; *The Value of the Individual. Self and Circumstance in Autobiography*. Chicago London (University of Chicago Press) 1978. Niggl beschreibt Weintraubs Studie treffend als „einbändiger >Misch< in englischer Sprache”. Niggl (Hrsg.) [2]1998, S. 8.

[60] Misch, Georg: *Geschichte der Autobiographie*. Band 1, 1: *Das Altertum*. Bern (Francke) 1949, S. 11.

der Autobiographie bekannt, deren erster Band 1907 erschien.[61] Wie stark Misch der Methode Diltheys verpflichtet war, zeigt die „Begriff und Ursprung der Autobiographie“ überschriebene Einleitung, die als systematische Einführung in die hermeneutische Autobiographiebetrachtung gelesen werden kann. Misch behandelt in seinem Werk die europäische Tradition der Autobiographie vor dem Hintergrund der „Entwicklung des Persönlichkeitsbewusstseins der abendländischen Menschheit.“[62] In der Autobiographie nimmt Misch eine „elementare, allgemein menschliche Form der Aussprache der Lebenserfahrung“ wahr.[63] Die einzelnen Autobiographien, die Misch behandelt, stellt er als Kronzeugen für den sich entwickelnden menschlichen Geist vor. Zugrunde liege der Gattung, so Misch, die Freude am Ausdruck des eigenen Ichs, an der Selbstdarstellung. Wie Dilthey sah Misch die Autobiographie als unvermittelte, autonome Erscheinung. Als typisch für diese Annäherungsweise kann Mischs Urteil über Goethes *Dichtung und Wahrheit* betrachtet werden:

> An Goethes Autobiographie heranzutreten als ein geschichtlich bestimmtes Werk und Glied einer sich fortentwickelnden Gattung, hält schwer. Denn wer möchte, was ein freies Geschenk ist, das Goethe zu seinen Werken, in denen er sich in lauterster Wahrheit in seinen Kunstformen darstellte, hinzugab, zergliedern?[64]

Die Frage, was der Sinn der Autobiographie sein könnte, versucht Misch durch Einfühlung in ein fremdes Subjekt zu beantworten. Ähnlich wie Dilthey glaubte Misch in einem Akt der Einfühlung die hermeneutische Differenz überspringen und unmittelbares Verstehen gewinnen zu können. Ein Versuch, die historische Distanz zwischen Text und Leser zu überbrücken, findet auch bei ihm nicht statt, weil er sie als nicht vorhanden empfindet. Stattdessen richtet sich Mischs Blick ganz auf das

---

[61] Nach seiner Emigration - Misch wurde 1935 aus rassistischen Gründen aus seinem Lehramt vertrieben - erschien 1955 der zweite Band, der über die Autobiographie im frühen Mittelalter berichtete. Die beiden Teile des dritten Bandes, die das beginnende Hochmittelalter zum Thema hatten, erschienen 1959 und 1962. Der erste Teil des vierten Bandes, *Das Hochmittelalter in der Vollendung*, erschien postum 1967. Der zweite Teil dieses letzten Bandes, der Renaissance und dem 18. und 19. Jahrhundert gewidmet, erschien 1969 in der Bearbeitung von Bernd Neumann.

[62] Misch 1949, S. 5.

[63] Ebd., S. 6.

[64] Misch, Georg: *Geschichte der Autobiographie*. Band IV, 2: Von der Renaissance bis zu den autobiographischen Hauptwerken des 18. und des 19. Jahrhunderts. Bearbeiter: Bernd Neumann. Frankfurt/Main (Schulte-Bulmke) 1967, S. 917. Stattdessen versteht Misch *Dichtung und Wahrheit* als Ausdruck von Goethes Welt- und Lebensverständnis, das seinerseits Ausdruck der „Epoche des entwicklungsgeschichtlichen Verstehens“ (S. 955) sei. Goethe habe in seiner Autobiographie „das verkörperte Ideal seines Zeitalters nach außen dargestellt“ (S. 917).

hinter dem Text stehende Individuum, dessen Persönlichkeit er in im Werk objektiviert glaubt.

Das „autobiographische Schrifttum“ sollte nach Misch nicht bloß als literarische Erscheinung behandelt, sondern nach dem „geschichtlichen Geschehen befragt werden, welches vom Leben her und dem Verständnis von Leben und Welt zum Selbstbewußtsein und Bewußtmachen der Persönlichkeit führt.“[65] Die Autobiographie sei als eine elementare, allgemein menschliche Form der Aussprache der Lebenserfahrung zu betrachten.[66] Als „Äußerung des Wissens des Menschen von sich selbst“ habe die Autobiographie ihre Grundlage im „Selbstbewußtsein“. Die Geschichte der Autobiographie sei deshalb zugleich eine Geschichte des menschlichen Selbstbewusstseins.[67]

Doch diese Geschichte scheint am Ausgang des 19. Jahrhunderts ihr Ende erreicht zu haben: Wie Dilthey widmete auch Misch seine letzte große Textanalyse Goethes *Dichtung und Wahrheit*, bevor er mit einem kursorischen Überblick über Autobiographien des 19. Jahrhunderts abschloss. Diesen fragmentarischen Charakter hat Michael Jaeger folgendermaßen erklärt:

> Misch konnte also nicht mehr in die Verlegenheit geraten, die Kulturgeschichte als ein Paradoxon bis in jene Zeit fortzuschreiben, da das reale Verschwinden der autonomen Individuen in den (totalitären) Kollektiven seiner Gegenwart den zivilisatorischen Prozeß einer Entwicklung des Selbstbewusstseins und das Vertrauen in ihn relativieren mußte.[68]

Die bedrohte Autonomie des Individuums, zu Mischs Zeit bereits am Horizont sichtbar, stellte die hermeneutische Werteskala in Frage. Der von Dilthey und Misch behaupteten befreienden Entwicklung der Persönlichkeit stand eine zunehmende Gefährdung des Individuums gegenüber. Die von Misch unter Berufung auf Goethe und Dilthey entwicklungsgeschichtlich gedeutete »Geistesgeschichte«, in der die Autobiographie eine Schlüsselposition einnahm, habe denn auch eine Autonomie der Persönlichkeit behauptet, die sie bereits zu ihrer Zeit „entgegen der aktuellen geschichtlichen Erfahrung hypostasierte“[69].

---

[65] Misch 1949, S. 11.
[66] Ebd., S. 5ff.
[67] Ebd., S. 11.
[68] Jaeger, S. 92.
[69] Ebd.

1.2.5 Die Wirkung der hermeneutischen Gattungstheorie

Auf die weitere Theorie nahm das hermeneutische Gattungsbild einen großen Einfluss. In ihm wurde eine Denkweise entwickelt, auf die viele Theoretiker bis weit in die siebziger Jahre zurückgegriffen haben. So meinte Horst Oppel 1942, dass „von der Autobiographie der mächtige Ausruf aus(gehe), in der Person des Dichters Mensch und Werk als eine innere Einheit wahrhaft ernst zu nehmen."[70] Auch die frühe Theorie des französischen Philosophen Georges Gusdorf, der einen bedeutenden Teil seines Werks dem Studium der Autobiographie und des Tagebuchs widmete, zeigt einen deutlich hermeneutischen Denkansatz, indem er hinter der Autobiographie die „persönliche Einheit", das „geheimnisvolle Wesen" der Person erblickt und den Autobiographen als jemanden beschreibt, der versucht, „dem stets verborgenen und auf ewig vorenthaltenen Sinn seines eigenen Lebens ein wenig näherzukommen."[71]
Noch Ralph-Rainer Wuthenows Studie *Das erinnerte Ich. Europäische Autobiographie und Selbstdarstellung im 18. Jahrhundert* ist der Hermeneutik stark verpflichtet, wie die von Wuthenow wiederholt zur Interpretation herangezogenen Begriffspaare „Geschichte des Individuums", „Entwicklung des Selbstbewußtseins" und „gedeutetes Leben" zeigen.[72] Auch sozialgeschichtliche Deutungsansätze greifen auf die hermeneutische Gattungstheorie zurück. Sie beziehen sich, ähnlich wie Dilthey und Misch, auf bestimmte Relationen zwischen bürgerlichem Selbstbewusstsein und Geschichtsverständnis. Darüber hinaus weist die populäre Rezeption der Gattung bis auf den heutigen Tag Übereinstimmungen mit dem hermeneutischen Modell von Dilthey und Misch auf. Wie Dilthey stellt dieses Gattungsverständnis die Einfühlung ins Zentrum allen Interpretierens.
In der aktuellen theoretischen Autobiographie-Diskussion gibt es hingegen kaum noch Ansätze, die dem hermeneutischen Modell verpflichtet sind. Trotz der Arbeiten der neueren Dilthey-Forschung, vor allem der Studien Frithjof Rodis, Rudolf Makkreels, Hans-Ulrich Lessings und Michael Ermaths, erweist sich der

[70] Oppel, Horst: Vom Wesen der Autobiographie. In: *Helicon. Revue internationale des problèmes généraux de la littérature* 4 (1942), S. 41-53, hier S. 53.
[71] Gusdorf, Georges: Conditions et limites de l'autobiographie. In: Reichenkron, Günter; Haase, Erich (Hrsg.): *Formen der Selbstdarstellung. Analekten zu einer Geschichte des literarischen Selbstportraits*. Berlin (Duncker & Humblot) 1956, S. 105-123. Wie bei Dilthey und Misch sind „Sinn" und „Entwicklung" bei Gusdorf zentrale Begriffe; auch Gusdorf erklärte das Geheimnis der Persönlichkeit für unaufhebbar.
[72] Wuthenow, Ralph-Rainer: *Das erinnerte Ich. Europäische Autobiographie und Selbstdarstellung im 18. Jahrhundert*. München (Beck) 1974, S. 21 u. S. 37.

hermeneutische Ansatz für die aktuelle Autobiographie-Diskussion als nur wenig fruchtbar.[73] Auch Michael Jaeger hat in seiner Untersuchung über das Geschichtsbild in der modernen Autobiographie versucht, an Misch anzuknüpfen, indem er die hinter der *Geschichte der Autobiographie* stehende theoretisch-philosophische Konzeption rekonstruierte und sie in die heutige Debatte um die Möglichkeit von Identitätsbildung und Selbstreflexion einbezog. Doch sein Anspruch, mit seiner Untersuchung „einen weiteren Beitrag zur Überwindung eines rezeptionsgeschichtlichen Stillstandes in der Debatte um den Diltheyschen Historismus zu liefern", scheint an der aktuellen Forschungssituation vorbeizugehen.[74] Es ist viel sagend, dass der jüngste von ihm herangezogene Beitrag zur Dilthey-Forschung aus dem Jahre 1972 stammt.[75]

Wenn Hans-Ulrich Lessing jedoch im *Dilthey-Jahrbuch* schreibt, „weder von philosophischer noch von literaturwissenschaftlicher Seite wurden Mischs ausgedehnte Forschungen, die sich auch auf außereuropäische Literaturen erstreckten, in größerem Umfang rezipiert", und meint, dass „größere Resonanz" Mischs Unternehmung „versagt geblieben"[76] sei, so widerspricht dem die breite Wirkung von der *Geschichte der Autobiographie*.[77]

Aus heutiger Sicht stellt sich jedoch eine Konzeption, die literarische Texte als Ausdruck eines universalen, menschlichen Geistes betrachtet, als naiv dar. Vielmehr erinnert Diltheys Modell der erlebenden Subjektivität an einen naiven Analogieschluss, den viele Leser täglich in einem vorwissenschaftlichen Umgang mit Literatur ziehen. Verabschiedet wurde von der Wissenschaft auch die emphatische Vorstellung eines aus sich selbst schöpfenden, autonomen Subjekts; das Verstehen als

---

[73] Vgl. Rodi, Frithjof; Lessing, Hans Ulrich (Hrsg): *Materialien zur Philosophie Wilhelm Diltheys*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1984; Makkreel, Rudolf A.: *Dilthey: Philosopher of Human Studies*. Princeton (Princeton University Press) 1975; Ermath, Michael: *Wilhelm Dilthey. The Critique of Historical Reason*. Chicago (Chicago University Press) 1978. Das *Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften* (Hrsg. von Frithjof Rodi) wurde im Jahre 2000 eingestellt.

[74] Im Abschnitt „Diltheys Vermächtnis" (S. 68-70) stellt Jaeger fest, dass Diltheys Hermeneutik schon „der nachfolgenden Generation keinen Ausweg mehr bieten konnte" (S. 69). Das Problem des historischen Relativismus habe Dilthey an die nächste Generation weiter gegeben. Autobiographen wie Gottfried Benn setzten im zwanzigsten Jahrhundert alles daran, „ihre Person von dieser Geschichte zu befreien und jeden Zusammenhang mit ihr zu negieren" (S. 70), so dass der von Dilthey behauptete Zusammenhang zwischen der persönlichen und der allgemeinen Geschichte problematisch erscheine.

[75] Peschken, Bernd: *Versuch einer germanistischen Ideologiekritik. Goethe, Lessing, Novalis, Hölderlin, Heine in Wilhelm Diltheys und Julian Schneiders Vorstellungen*. Stuttgart (Metzler) 1972.

[76] H.-U. Lessing. Michael Jäeger: *Autobiographie und Geschichte. Wilhelm Dilthey, Georg Misch, Karl Löwith, Gottfried Benn, Alfred Döblin.*. Stuttgart Weimar (J.B. Metzler) 1995 (Rezension). In: Prodi, Frithjof (Hrsg.): *Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften*. Band 11, 1997-1998. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1998, S. 244-247, hier S. 244.

[77] Vgl. Niggl (Hrsg.) ^{2}1998, S. 2.

nachvollziehendes, nachkonstruierendes Erfassen von Bedeutung durch Einfühlung und Erlebnis wurde als undurchschaubares Konglomerat von subjektiven und objektiven Einsichten kritisiert.[78] Auch steht man der Autobiographie als zuverlässiger geschichtlicher Quelle heutzutage wesentlich skeptischer gegenüber. Spätestens seit Hans Georg-Gadamer hat sich auch in der Hermeneutik die Auffassung durchgesetzt, den „Abstand der Zeit als eine positive und produktive Möglichkeit des Verstehens" nutzbar zu machen und immer auch „die geschichtliche Situation des Interpreten" zu reflektieren.[79]

1.3 Sozialgeschichtliche Beschreibungsmodelle

1.3.1 Autobiographie-Theorie als Sozialtheorie

Ausgehend von generellen Entwicklungstendenzen in der Germanistik machte sich in den siebziger Jahren eine sozialgeschichtlich orientierte Autobiographie-Betrachtung geltend, die Autorpersönlichkeit, Strömung und Einzelwerk nicht mehr, wie in der hermeneutischen Literaturtheorie, in geistesgeschichtliche Entwicklungszusammenhänge einordnete oder als Ausdruck geistesgeschichtlichen Ringens sah, sondern die Lebenszusammenhänge des Autobiographen und die gesellschaftlichen Verflechtungen seines Werkes erforschte. Nach wie vor steht das Individuum im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Es ist jedoch nicht mehr Äußerungsinstanz eines zeitlos-ewigen menschlichen »Geistes«; das sozialgeschichtliche Individuum ist geprägt von den gesellschaftlichen Verhältnissen seiner Zeit, auf die es daher auch immer wieder verweist.
Das erste Standardwerk dieser theoretischen Ausrichtung ist Werner Mahrholz' bereits 1919 erschienene Studie *Deutsche Selbstbekenntnisse. Ein Beitrag zur*

[78] Vgl. Habermas 1973, S. 229.
[79] Gadamer, Hans Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen (Mohr) [3]1972, S. 280ff. Die siebziger Jahre kann man als Zeit der Renaissance der Autobiographie-Forschung betrachten. Das Gattungsbild der Studien, die in den vierziger bis siebziger Jahren erschienen – so zum Beispiel Roy Pascals *Design and Truth in Autobiography* – weist viel Übereinstimmungen mit den Vorstellungen Mischs auf. Auch Georges Gusdorf sah in der Geschichte der Gattung Stufen der Selbstentdeckung des abendländischen Menschen. Vgl. Gusdorf, Georges: *La découverte de soi*. Paris (Presses universitaires de France) 1948; Ders.: Conditions et limites de l'autobiographie. In: Reichenkron, Jürgen; Haase, Erich (Hrsg.): *Formen der Selbstdarstellung. Analekten zu einer Geschichte des literarischen Selbstportraits. Festgabe für Fritz Neubert.* Berlin (Duncker & Humblot) 1956, S. 105-123; Pascal, Roy: *Design and Truth in Autobiography*. London (Routledge and Kegan Paul) 1960.

Geschichte der Selbstbiographie und der Mystik bis zum Pietismus.[80] Mahrholz' Untersuchung beruht auf der Grundannahme eines notwendigen Zusammenhangs zwischen Autobiographie und bürgerlicher Lebensform. Die Entwicklung der Gattung ist für ihn eng an die Geschichte des Bürgertums gekoppelt. Wie Mahrholz bindet auch Bernd Neumann in seiner Studie *Identität und Rollenzwang* (1970) die Herausbildung des Individuums an die Entstehung eines städtischen Bürgertums seit der Renaissance. Er entwickelte eine Theorie der Gattung, in der die Begriffe Identität und Entwicklung im Mittelpunkt stehen. Auch für Neumann hängen Lebensform und literarische Darstellungsform eng zusammen. Dies wird vor allem deutlich anhand seiner grundlegenden Unterscheidung zwischen Autobiographie und Memoiren. Neumann bedient sich zur Erklärung psychoanalytischer Vorgänge der Modelle, die Sigmund Freud und seine Nachfolger entworfen haben. Eine Weiterentwicklung des sozialgeschichtlichen Ansatzes stellt, kritisch an sowohl Mahrholz als Neumann anknüpfend, die Hamburger Dissertation des Philosophen Peter Sloterdijk aus dem Jahr 1976 dar.[81]

Die intensive Auseinandersetzung, zu der die Autobiographie in den siebziger Jahren herausforderte, hängt eng mit der allgemeinen methodischen Entwicklung der Germanistik in diesem Jahrzehnt zusammen. Deshalb soll hier zunächst kurz auf einige generelle Entwicklungstendenzen der Germanistik dieser Zeit eingegangen werden. Nur so kann gezeigt werden, mit welchen Strategien und Instrumenten eine neue, sozialgeschichtliche Sicht auf die Gattung sich etablierte und legitimierte.

1.3.2 Die Germanistik der siebziger Jahre

Die Neuorientierung der Germanistik in den siebziger Jahren ist im Kontext der Studentenbewegung zu sehen. Neue Ansätze kamen vor allem im Bereicht der Sozialgeschichte,[82] der Rezeptionsästhetik,[83] der Frauenforschung[84] und der

---

[80] Mahrholz, Werner: *Deutsche Selbstbekenntnisse. Ein Beitrag zur Geschichte der Autobiographie von der Mystik bis zum Pietismus*. Berlin (Furche) 1919.

[81] Nach einer Magisterarbeit über *Strukturalismus als poetische Hermeneutik* (1971) promovierte Sloterdijk 1976 in Hamburg bei Klaus Briegleb mit der Studie *Literatur und Organisation von Lebenserfahrung. Gattungstheorie und Gattungsgeschichte der Autobiographik der Weimarer Republik 1918-1933*, die 1978 in überarbeiteter Form als Buch erschien.

[82] Zum besonderen Einfluss, den dabei marxistische Vorstellungen ausübten, vgl. Vaßen, Florian: *Marxistische Literaturkritik und Literatursoziologie*. Düsseldorf (Bertelsmann Universitätsverlag) 1972.

psychoanalytischen Literaturwissenschaft[85] zustande. Oft wurde dabei die gesellschaftliche Relevanz von Literatur betont.[86] Die Wissenschaft sollte in der Gesellschaft „eine kritische und emanzipierende Funktion“[87] erfüllen.

Für die Autobiographie-Theorie bedeutete dies ein Abschied vom Kanon, der sich bis dahin an der bürgerlichen Autobiographie des 19. Jahrhunderts, insbesondere an *Dichtung und Wahrheit* orientiert hatte. Stattdessen erhielten Autobiographien bis dahin vernachlässigter Gruppen wie Frauen und Arbeiter nun zunehmend den Status eines Alternativ-Kanons. Unter Einfluss der Psychoanalyse geriet die feste Vorstellung von einem autonomen Individuum, das für die hermeneutische Theorie noch selbstverständlich war, in Bedrängnis. Die “Kanon- und Theorieverwerfungen“,[88] zu der die explizite Ideologisierung der Germanistik in diesem Jahrzehnt führte, beeinträchtigten so auch die Theorieentwicklung der Autobiographie.

Im Folgenden sollen die sozialgeschichtlichen Gattungskonzepte Neumanns und Sloterdijks im Hinblick auf die postmoderne Autobiographie und Autobiographie-Theorie behandelt werden[89]. Dabei wird deutlich, wie die Bedingungen für die Entstehung und Ausbildung von Identität und Subjektivität im Vergleich mit den Vertretern der geisteswissenschaftlich-hermeneutischen Richtung bei Neumann und Sloterdijk als zunehmend von gesellschaftlichen Faktoren bestimmt und gefährdet

---

[83] Vgl. u.a. Weinrich, Harald: Für eine Literaturgeschichte des Lesers. In: Ders.: *Literatur für Leser*. Stuttgart (Kohlhammer) 1971, S. 23-34 (urspr. 1967); Weimann, Robert: „Rezeptionsästhetik” und die Krise der Literaturgeschichte. In: *Weimarer Beiträge* 8, 1973, S. 1-35; Link, Hannelore: *Rezeptionsforschung. Eine Einführung in Methoden und Probleme*. Stuttgart (Kohlhammer) 1976.

[84] So versuchten Renate Möhrmann und Silvia Bovenschen die Grundlagen für eine Frauenforschung zu legen. Möhrmann, Renate: *Die andere Frau. Emanzipationsansätze deutscher Schriftstellerinnen im Vorfeld der Achtundvierziger Revolution*. Stuttgart (Reclam) 1977. Vgl.
Bovenschen, Silvia: *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1979.

[85] Beutin, Wolfgang (Hrsg.): *Literatur und Psychoanalyse*. München (Nymphenburger Verlagshandlung) 1972; Mitscherlich, Alexander (Hrsg.): *Schriftsteller und Psychologie*. 1972; Urban, Bernd: Psychoanalyse und Literaturwissenschaft. Tübingen (Max Niemeyer) 1973. Goeppert, Sebastian (Hrsg.): *Perspektiven psychoanalytischer Literaturkritik*. Freiburg (Rombach) 1978.

[86] Vgl. Jäger, Hans-Wolf: Gesellschaftskritische Aspekte der Germanistik. In: Kolbe, Jürgen (Hrsg.): Ansichten einer künftigen Germanistik. München ^{3}1974, S. 60-72. Der von Jürgen Kolbe herausgegebene Band kann als eine der einflussreichsten Publikationen der Zeit betrachtet werden. Insbesondere wurde hier die als unzureichend empfundene Erneuerung des Fachs nach 1945 kritisiert.

[87] Jäger, Hans Wolf: Gesellschaftskritische Aspekte der Germanistik. In: Kolbe (Hrsg.) ^{3}1974, S. 60-72, hier S. 63.

[88] Vietta, Silvio. In: Vietta, Silvio; Kemper, Dirk (Hrsg.): *Germanistik der 70er Jahre. Zwischen Innovation und Ideologie*. München (Wilhelm Fink) 2000, S. 9.

[89] Weil auch Sloterdijks Arbeit über die Autobiographie den Einfluss des hermeneutischen Gattungsbildes deutlich macht, soll nach der Darstellung von Neumann unter 1.3.7 kurz auf Sloterdijks *Literatur und Lebenserfahrung* eingegangen werden.

erscheinen. Darüber hinaus ermöglicht die Analyse des sozialgeschichtlichen Deutungsansatzes einen ersten Blick auf die »Neue Subjektivität«, die zwar nach innen gewandte, aber nicht notwendigerweise unpolitische „Entdeckung des Privaten“[90], die uns bei der Analyse von Christa Wolfs *Kindheitsmuster* weiter beschäftigen wird.

1.3.3 Identität und Rollenzwang: Bernd Neumann

Für Georg Misch waren das Verständnis der menschlichen Individuation und das Begreifen der Geschichte des menschlichen Selbstbewusstseins der Schlüssel, der die Geschichte der Gattung Autobiographie zu erschließen versprach – ein nach Bernd Neumanns Ansicht „ebenso einfache(s) wie schlüssige(s) heuristische(s) Prinzip.“[91] Während jedoch bei Georg Misch Geist und Geschichte selbständige Größen waren, die unabhängig von wirtschaftlichen, politischen und sozialen Verhältnissen existierten, versuchte Neumann, die Autobiographie aus dem historischen Kontext heraus einsichtig zu machen.
In der Einleitung seiner 1970 erschienenen Abhandlung betont Neumann, jeder Autobiograph sei ein „Kind der Zeit und als solches geprägt von der historischen und sozialen Lage.“ Im Mittelpunkt steht bei ihm, ebenso wie bei Dilthey und Misch, die individuelle Persönlichkeit des Autobiographen, die Neumann aber als von sozialen Verhältnissen bestimmt auffasst. An Mischs geistesgeschichtlicher Methode kritisiert Neumann, dass sie „ihren Gegenstand zumindest tendenziell als ein unvermitteltes, nicht ableitbares, Eigengesetzten gehorchendes Phänomen“ begriffen habe. Indem die Hermeneutik Geist und Geschichte zu selbständigen Größen hypostasiert habe, die „unabhängig von wirtschaftlichen, politischen, sozialen Verhältnissen überhaupt” existieren sollten, war sie dazu geneigt, diese beiden Begriffe zu „irrationalisieren”. Auf diese Weise habe Misch, so behauptet Neumann, die „historische(n) Begriffe”, derer er sich in seiner *Geschichte der Autobiographie* bediente, im Laufe seiner Untersuchung selbst desavouiert. Außerdem habe die von Schopenhauer, Nietzsche und Bergson inspirierte psychologische Methode eine „Irrationalisierung der Persönlichkeit” zur Folge gehabt, die zu einer blinden Verehrung großer Dichter

[90] Wagner-Egelhaaf, Martina: *Autobiographie*. Stuttgart Weimar (J.B.Metzler) 2000, S. 33.
[91] Neumann, Bernd: *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*. Frankfurt a.M. (Athenäum) 1970, S. 2.

geführt und in der Heroisierung Benvenuto Cellinis und Goethes gegipfelt habe.[92] Die geistesgeschichtliche Methode sei „in ihrer irrationalen Ausprägung sowohl das Produkt wie auch der Förderer dieser Tendenz" gewesen.[93] Von dem Diltheyschüler Misch an habe ein "irrationales, mythisches Bild" vom „zeitlosen" Dichterheros Goethe geherrscht, in dem "Aufklärungs- und Geschichtsfeindschaft der Dilthey- und Georgeschule" die Wertung gerade der Autobiographie *Dichtung und Wahrheit* bestimmt hätten.[94] Bei Misch habe sich angedeutet, so meint Neumann mit Hans Mayer, dass die "geistesgeschichtliche Methode später zu völliger Verkümmerung des geschichtlichen Verständnisses führen mußte."[95]

Bei aller Kritik am Methodischen betrachtet Neumann die *Geschichte der Autobiographie* dennoch als ein „monumentales Werk, (…) in seiner vergleichend literaturwissenschaftlichen Anlage zukunftsweisend, (…) als Quelle von großer Bedeutung (…)." Trotz der Distanzierung von Mischs Methode fühlt Neumann sich in vielen Punkten Mischs Lebenswerk verpflichtet. Dadurch, dass *Identität und Rollenzwan*g „Mischs heuristisches Prinzip, die Geschichte der Autobiographie als Geschichte der menschlichen Individuation zu verstehen, übernimmt, diesen Vorgang aber als einen konkret historisch-sozialpsychologischen bestimmt", finde sie sich „implizit in dauernder Auseinandersetzung mit Mischs Werk."[96]

An dieser Stelle ist deutlich sichtbar, wie die sozialgeschichtliche Gattungstheorie von der hermeneutischen Autobiographie-Betrachtung beeinflusst wurde. Wo Misch aber betonte, dass der wissenschaftlich orientierte Betrachter neben dem literaturwissenschaftlichen Rüstzeug auch „psychologische Methode" und „historische Begriffe" brauche, bedient sich Neumann vor allem der Sozialpsychologie als Hilfswissenschaft, um die "literaturwissenschaftlich ermittelten Sachverhalte" zu erklären, sie als „literarische Widerspiegelung des „Lebens", also

---

[92] Ebd.
[93] Ebd., S. 3.
[94] Zwischen diesen beiden "Schulen" gibt es jedoch auch Unterschiede. Anders als Dilthey schob Friedrich Gundolf, der als stellvertretend für die George-Schule betrachtet werden kann, die historische Tatsachenforschung vollkommen beiseite: die Geschichte gehörte seiner Meinung nach zum unreinen, also unpoetischen Bereich. Misch interpretierte die Geschichte der Autobiographie vor dem Hintergrund des abendländischen Säkularisationsprozesses und versuchte, den Historismus seines Lehrers Dilthey durch Geschichtsschreibung zu bestätigen. Neumanns Darstellung haftet denn auch die Gefahr an, Misch zu einseitig von späteren Theorien und Entwicklungen her zu interpretieren.
[95] Mayer, Hans: Literaturwissenschaft in Deutschland. In: Friedrich, Wolf-Hartmut; Killy, Walther (Hrsg.): *Fischers Literatur-Lexikon.* Frankfurt/Main (Fischer) 1965, Bd. 2, 1, S. 317-333, hier S. 330. Als Beispiele betrachtet Mayer Rudolf Unger und Hermann Korff. Vor allem in Ungers *Hamann und die Aufklärung* sind Antirationalismus und Aufklärungsfeindlichkeit weit entscheidender präsent als bei Dilthey.
[96] Neumann, S. 6.

psychologischer und soziologischer Strukturen“, begreifbar zu machen. Über diese Vermittlung zwischen literaturwissenschaftlicher und sozialpsychologischer Betrachtungsweise versucht Neumann, “schlüssige Aussagen über die Eigenheiten der Form, der Struktur der behandelten Selbstbiographien zu machen.”[97] Dies gelingt ihm vor allem dadurch, dass er auf der Grundlage des Freudschen Ich-Modells die Identität in den Mittelpunkt seiner Autobiographie-Analyse rückt.

1.3.4 Der „Januskopf der Identität“

Das Geheimnis der Persönlichkeit erklärte Misch für unaufhebbar.[98] Lediglich die Äußerungsformen der Persönlichkeit seien verfügbar. „Das verstehende Lesen nähert sich dem Geheimnis der Persönlichkeit, ohne es begrifflich erfassen zu können.“[99] Neumann verwirft diesen „psychologischen Agnostizismus“ Mischs. Stattdessen greift er auf psychoanalytische Studien zurück, die Misch als Dilthey-Schüler stets abgelehnt hat:

> Sigmund Freuds genialen (sic) Erkenntnisse, überhaupt die Einsichten moderner Psychologie lassen durchaus gültige Aussagen über das Wesen und die Struktur der Persönlichkeit zu.[100]

Darüber hinaus untergrabe Freuds Persönlichkeitstheorie die Vorstellung vom autonomen Individuum, die lange Zeit das Verständnis der Gattung bestimmt habe. Dieses Zurückgreifen auf Freud hat weit reichende Konsequenzen für die Art und Weise, wie Neumanns Theorie den Begriff der Identität auffasst.
Freuds Individualitätsverständnis erschüttert den Glauben an die Autonomie der Persönlichkeit. Statt als selbständig und unabhängig präsentiert Freud das Individuum als beeinflusst durch Triebe sowie durch kollektive soziale Normen. Freuds Verständnis der menschlichen Psyche überträgt Neumann auf das Verhältnis des Autobiographen zu seiner Umgebung. Jede „Gewissensprüfung“ des Autobiographen sei zugleich eine Aufzählung der sozialen Gebote, denen er sich gegenüber sehe:

---

[97] Ebd., S. 7.
[98] Vgl. Misch 1949, S. 15ff.
[99] Wagner-Egelhaaf, S. 25.
[100] Neumann, S. 17. Neben Freud bezieht sich Neumann auch auf die soziologischen Studien von Talcott Parsons, Georg H. Meads und die psychoanalytischen Studien Erik H. Eriksons. Vgl. Parsons, Talcott*: Social Structure and Personality*. New York (Free Press) 1964; Mead, Georg H.: *Mind, Self and Society*. Chicago (Chicago University Press) 1934; Erikson, Erik H.: *Identity and the Life Circle.* New York (International Universities Press) 1959.

Die Grundspannung zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen individuellem Anspruch auf Triebbefriedigung und gesellschaftlicher Forderung nach Triebverzicht, die unterschiedliche Intensität, mit der das Individuum „vergesellschaftet" wird, all dies prägt die verschiedenen Typen der eigenen Lebensbeschreibung in Form und Inhalt.[101]

Das optimale und konfliktfreie Zusammenspiel der drei psychischen Instanzen Ich, Es und Über-Ich verleihe dem Individuum Identität. Identität definiert Neumann als die „Übereinstimmung des Einzelwesens mit sich und der Gesellschaft."[102] Identität sei nicht statisch, als einmal gewonnener Zustand, sondern als Prozess zu verstehen. Dieser Prozess finde mit dem Ende der Adoleszenz einen relativen Abschluss. Zu diesem Zeitpunkt sollte der Herangewachsene seine Identität entwickelt haben. Von der Seite der Gesellschaft her gesehen, bedeutet das Erreichen der Identität die „feste Übernahme einer sozialen Rolle." Mit „Rolle" meint Neumann hier keine Maske, die der Autobiograph nur fallen zu lassen braucht, um in seiner wahren Natur zu erscheinen.[103] Auch ist keineswegs eine Maskierung im Sinne Paul de Mans gemeint.[104] Vielmehr meint Neumann mit dem Soziologen Ralf Dahrendorf, dass der Einzelne als Träger gesellschaftlich vorgeformter Verhaltensweisen erscheint.[105]
Das Freudsche Über-Ich erscheint in der „notwendig abstrakten" Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft als „der Urheber aller Neurosen", als „der Störenfried, der kein freundliches Übereinkommen zwischen Ich und Trieb zustande kommen läßt."[106] Der Autobiograph präsentiert sich damit nicht mehr als souveräner Gestalter einer architektonisch geschlossenen Gesamtdarstellung, sondern als Inhaber vorgegebener Positionen, als fremdgesteuerter „Spieler" unter weit gehendem Verlust eigener Individualität, Freiheit und Autonomie. Neumann spricht denn auch von einem „Januskopf der Identität". Wer die Identität erringe, emanzipiere und unterwerfe sich zugleich. Er emanzipiere sich, indem er als reifes Individuum sein Streben nach sofortigem Lustgewinn dem Realitätsprinzip unterstellt. Er unterwerfe sich, indem er eine soziale Rolle nach den vorgegebenen, normativen Regeln der

[101] Ebd., S. 24.
[102] Ebd., S. 20.
[103] Vgl. Misch 1949, S. 12.
[104] Für Paul de Man, vgl. 1.5.3.
[105] Vgl. Dahrendorf, Rolf: *Homo sociologicus*. Köln (Opladen) 1961, S. 22.
[106] Neumann, S. 19.

Gesellschaft übernimmt. Von diesem soziologischen Standpunkt aus nimmt Neumann auch eine Unterscheidung zwischen Autobiographie und Memoiren vor.

1.3.5 Autobiographie und Memoiren

Über eine historische Herleitung der beiden Hauptbegriffe ergibt sich für Neumann folgende Unterscheidung zwischen beiden Typen eigener Lebensbeschreibung: Die Autobiographie erscheine mehr „auf das persönliche und psychische Ergehen des Individuums bezogen als die Memoiren, die ihrerseits dem äußeren Geschehen größeren Platz einräumen.“[107] Neumann definiert Memoiren als “die literarische Form der Lebenserinnerungen des in die Gesellschaft integrierten, seine soziale Rolle ohne Vorbehalt spielenden Menschen.“ Der Memoirenschreiber vernachlässige „generell die Geschichte seiner Individualität zugunsten der seiner Zeit.“ Nicht sein Werden und Erleben stelle er dar, sondern sein Handeln als sozialer Rollenträger und die Einschätzung, die dies durch die anderen erfährt. Memoiren sind nach Neumann „unlösbar an das Tragen sozialer Rollen geknüpft.“ Wenn der Autor, meist aus Altersgründen, seine gesellschaftliche Funktion aufgebe, lasse er zusammen mit seiner Laufbahn meist auch seine Memoiren enden. Neumann definiert die Autobiographie, indem er sie von seinem sozialpsychologischen Modell ausgehend mit den Memoiren kontrastiert:

> Wenn Memoiren das Ergehen eines Individuums als Träger einer sozialen Rolle schildern, so beschreibt die Autobiographie das Leben des noch nicht sozialisierten Menschen, die Geschichte seines Werdens und seiner Bildung, seines Hineinwachsens in die Gesellschaft. Memoiren setzen eigentlich erst mit dem Erreichen der Identität, mit der Übernahme der sozialen Rolle ein, die Autobiographie endet dort.[108]

Werde die Autobiographie über die erreichte Identität und die darin begriffene Rollenübernahme hinaus fortgeführt, so nehme sie in der Regel den Charakter von Memoiren an. Die Beendigung mit dem Erreichen der Identität und die darin begriffene Rollenübernahme betrachtet Neumann als das wichtigste Charakteristikum

[107] Georg Misch hatte die Unterscheidung ähnlich gefasst. Vgl. Misch 1949, S. 17.
[108] Neumann, S. 25.

der deutschen entwicklungsgeschichtlichen Autobiographie.[109] Die Sozialisierung des Individuums und das Erreichen der Identität seien aber keineswegs nur für die bürgerliche Autobiographie des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts typisch. Neumann versucht dies anhand von Peter Weiss' *Abschied von den Eltern* (1961) deutlich zu machen.[110] Die „eigentliche" Autobiographie beschreibe, so Neumann, „die endlich errungene, fest umrissene Identität des Autobiographen."[111] Der substantielle Unterschied zwischen Autobiographie und Memoiren ergebe sich auch aus der unterschiedlichen Äußerung des Freudschen Lust- und Realitätsprinzips. Im Bestreben, die verlorene Zeit in die Erinnerung zurückzurufen, gehorche der Autobiograph dem Lustprinzip. Neumann spricht von einem „Glück des Erinnerns", denn die Erinnerung bringe „im wesentlichen nur die glücklich verbrachten Tage zurück". Der Memoirenschreiber hingegen gehorche dem »Realitätsprinzip«, er wolle seine Laufbahn möglichst fehlerfrei und genau schildern. Noch beim Abfassen seiner Memoiren befinde er sich unter Zwang seiner sozialen Rolle. Während der Autobiograph häufig gegen den Rollenzwang protestiere, sei der Autor von Memoiren mit ihnen einverstanden, so Neumann.
Neumann beendet seine Typologie von Autobiographie und Memoiren mit einem die „befreiende Wirkung" der Autobiographie betonenden Resümee:

> (…) da jeder Autobiograph der Erinnerung folgt, enthält jede Autobiographie in sich ein Stück Dichtung, das die Realität in Frage stellt. In dieser Souveränität der Autobiographie, in ihrer Fähigkeit und sogar Aufgabe, die Realität den individuellen Eigenheiten gemäß ‚bildend zu modeln', liegt die befreiende Wirkung begründet, die eine Autobiographie auf ihren Autor ausüben kann. Die erinnernde Rückschau macht das Leben zu einem sinnvoll und glücklich verlaufenen, in ihr gelangt der Glücksanspruch des Individuums zu seinem Recht. Die Autobiographie befreit, wo die Memoiren verpflichten.[112]

Auch an der Tatsache, dass Neumann in diesem Zitat auf Goethe zurückgreift, wird ersichtlich, wie stark seine Gattungstheorie, trotz der Einbeziehung Freuds und der

---

[109] Als Beispiele betrachtet Neumann die Autobiographien von Carl Philipp Moritz (*Anton Reiser*), Johann Wolfgang von Goethe (*Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*), Luise Seidler (*Erinnerungen und Leben*) und Georg Gottfried Gervinus (*Leben. Von ihm selbst*).
[110] Vgl. Neumann, S. 31ff.
[111] Ebd, S. 94. Vgl. Weiss, Peter: *Abschied von den Eltern*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1968, S. 126: "Entledigt von Eltern und Lehrern übernahm ich selbst die Gewaltherrschaft über mich. Niemand war härter gewesen und rücksichtsloser als ich es war, gegen mich selbst."
[112] Neumann, S. 63.

modernen Soziologie, im Wesentlichen durch die im Idealismus des 19. Jahrhunderts wurzelnden Vorstellungen von Identität und Entwicklung geprägt bleibt.

1.3.6 Die „Verunmöglichung" der Autobiographie

Am Ende seiner Untersuchung versucht Neumann, die von dem amerikanischen Soziologen David Riesman[113] herausgearbeitete Charaktertypologie mit seiner Theorie der eigenen Lebensbeschreibung zu verbinden. Riesman unterschied einen traditionsgeleiteten, einen innengeleiteten und einen außengeleiteten Charaktertyp. Diese drei Charaktertypen ordnete er verschiedenen Gesellschaftsformen zu. Der traditionsgeleitete Mensch, der seine Verhaltenskonformität durch vorgeschriebene Verhaltensregeln entwickle, sei eng mit der mittelalterlichen, feudalen Gesellschaft verbunden. In der mit der Renaissance und Reformation entstandenen bürgerlichen Gesellschaft stelle die Innenlenkung die vorherrschende Art der Konformitätssicherung dar. Dem innengeleiteten Charaktertyp gelinge es, sein Leben ohne Traditionslenkung zu führen. Der außengeleitete Charaktertyp trete erst "seit kurzem in dem gehobenen Mittelstand unserer Städte" in Erscheinung.[114] Er sei in der Folge von Industrialisierung und Verstädterung entstanden; die Verbindung mit der Außenwelt werde bei ihm hergestellt durch „Radio, Film, Kitschliteratur, ja, durch fast alle Arten gegenwärtiger Unterhaltungsmittel (...)."[115] Seine angestrebten Ziele verändern sich jeweils mit der sich verändernden Steuerung durch die von außen empfangenen Signale. Folglich entwickle er keine stabile Verhaltenskonformität. Es kommt zu kurzlebigen, unkomplizierten Gleichsetzungen mit den jeweils modischen Vorbildfiguren, die die "Bewußtseinsindustrie"[116] anbietet. Mit dem Entstehen des außengeleiteten Menschen schwinde der fest umrissene Charakter, die gewachsene Persönlichkeit des innengeleiteten Menschen:

> Indem „der außen-geleitete Mensch die feste Charakterrolle des innen-geleiteten Menschen (aufgibt) und … dafür eine Vielzahl von Rollen (übernimmt), die er im geheimen festlegt und entsprechend den verschiedenen Gegebenheiten und Begegnungen variiert" (Riesman 1958, S. 152), schwindet der

[113] Riesman, David; Glazer, Nathan; Denney, Reuel: *The Lonely Crowd. A Study of the Changing American Character*. New Haven (Yale University Press) 1950.
[114] Neumann, S. 170.
[115] Riesman 1958, S. 37. Zitiert nach: Neumann, S. 171.
[116] Neumann, S. 174.

eigentliche Gegenstand der hochbürgerlichen Autobiographie: die festumrissene, unverwechselbare Persönlichkeit, deren Wachstum dargestellt werden soll.[117]

Als literarisches Beispiel für diesen Charaktertypen betrachtet Neumann die Hauptfigur in Thomas Manns *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull.*[118] Diese „Parodie einer Autobiographie" gipfele nicht im Erreichen der Identität, sondern im virtuos gehandhabten Tausch von Rollen. Auch Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften*, der mehrere soziale Rollen nacheinander durchspielt, ohne zu einer Identität zu gelangen, fasst Neumann als Repräsentanten des Wechsels von der Innen- zur Außenlenkung auf. [119]

Der Übergang von der Innen- zur Außenlenkung wird nach Neumann einen neuen Typus der eigenen Lebensbeschreibung hervorbringen. Allerdings stellt diese neuere Form der Autobiographie für Neumann die Auflösung der Gattung da. Ein Mensch, der eine feste Identität nur noch als Bedrohung empfindet, als „Bildmacherei, als Versuch, den Menschen gegen seinen Willen „dingfest" zu machen" werde, so Neumann, „unfähig zur Autobiographie."[120] Anschließend an Max Horkheimers und Theodor W. Adornos Kritik an der »Triebökonomie«[121] kommt Neumann zu dem "melancholischen Befund"[122] vom Ende der Autobiographie. Das Fehlen einer „kontinuierlichen Psychologie" mache die Autobiographie als Geschichte der Entwicklung einer Individualität „unmöglich":

Denkbar ist stattdessen eine Art psychischen Protokolls, das, fern jeder Entwicklungsidee, Reize der Außenwelt und der Innenwelt notiert. Ob eine solche Form freilich noch „autobiographisch" zu nennen wäre, steht dahin. Sie wäre das Zeugnis einer verwalteten, von der Bewußtseinsindustrie manipulierten Innerlichkeit.[123]

---

[117] Ebd., S. 183.
[118] Ebd., S. 184.
[119] Vgl. Musil, Robert: *Der Mann ohne Eigenschaften. Roman.* Hamburg (Rowohlt) 1952, S. 474: "Das Ich verliert seine Bedeutung, die es bisher gehabt hat, als ein Souverän, der Regierungsakte erläßt; wir lernen sein gesetztmäßiges Werden verstehen, den Einfluß seiner Umgebung, die Typen seines Aufbaus, sein Verschwinden in den Augenblicken der höchsten Tätigkeit (…)".
[120] Neumann, S. 189. Vgl. 2.6.1 u. 2.7.
[121] Vgl. Horkheimer, Max, Adorno, Theodor W.: *Dialektik der Aufklärung*. Amsterdam (Querido) 1955,
S. 233 u. S. 239.
[122] Wagner-Egelhaaf, S. 29.
[123] Neumann, S. 189.

Die lebendige, persönlich eingefärbte Wiedergabe psychischer Zustände verschwinde zu Ungunsten einer Bestandsaufnahme von Reizen und vorgeformten Reaktionen; so lässt sich Neumanns Ausblick auf eine neue Form der eigenen Lebensbeschreibung auf den Punkt bringen.

1.3.7 Zwischenüberlegung: Das Ende der Autobiographie?

Neumanns Modell der Sozialgeschichte des bürgerlichen Individuums scheint es geradezu überflüssig zu machen, sich heute noch mit der Autobiographie zu befassen. Denn muss mit dem bürgerlichen Individuum nicht auch seine spezifische Ausdrucksform, die klassische Entwicklung des Ich, wegfallen?
Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Neumannsche Ganzheit und Einheit des Subjekts in einer Zeit, wo der Mensch „geteilt und nach Teilen mit anderen Menschen verschränkt“[124] lebt, nicht mehr vorhanden ist. Bereits in Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften* verraten die drei erfolglosen Versuche der Hauptfigur Ulrich, sich mit irgendeinem Beruf abzufinden, den Unwillen des modernen Subjektes, sich auf bestimmte Eigenschaften, sich auf eine bestimmte Identität festzulegen. Jacques Le Rider hat Musils Konzept einer „beweglichen Identität“ denn auch zum „Schlüsselphänomen zum Verständnis der Postmoderne“ erklärt.[125]
Tatsächlich ist die entwicklungsgeschichtliche Autobiographie im Sinne Neumanns in der (post)modernen Literatur verloren gegangen. Autobiographien, die im Stil an diese erinnern, wirken auf viele Leser wie gebildete Zitate.[126] Allerdings war schon Nietzsches Subjekt nicht mehr das selbstbestimmte Individuum der Aufklärung, sondern wurde durch Triebe gelenkt und gründete auf dem Willen. Die spätere Kritik an der Aufklärung durch Horkheimer und Adorno schloss an diese Kritik Nietzsches an. Neumanns Darstellung setzt somit ein Identitätsverständnis voraus, das heute veraltet anmutet.
Auch die Art und Weise, wie Neumann sich in seiner Studie der Sozialgeschichte als Wissenschaft bediente, wurde später kritisiert. So meinte Günter Niggl, dass in

---

[124] Musil, S. 875.
[125] Le Rider, Jacques: *Das Ende der Illusion. Die Wiener Moderne und die Krisen der Identität*. Wien (Österreichischer Bundesverlag) 1990, S. 9. Urspr.: *Modernité viennoise et crises de l'identité*. Paris (Presses universitaires de France) 1990.
[126] Als Beispiel kann die Autobiographie Elias Canettis betrachtet werden. Vgl. Schmidt-Dengler, Wendelin: *Bruchlinien. Vorlesungen zur österreichischen Literatur 1945 bis 1990*. Salzburg (Residenz) ^{2}1996, 317-330.

Neumanns Darstellung die Gattungsgeschichte „gemäß der Mahrholzschen These von der unmittelbaren Lebenswiedergabe“ zum „bloßen Reflex auf die Sozialgeschichte verkürzt wird.“[127] Als Problem der sozialgeschichtlichen Autobiographie-Theorie wurde denn auch, ähnlich wie bei der hermeneutischen Gattungstheorie, ihr Universalitätsanspruch betrachtet. Dies hängt wohl eng mit der Neigung zusammen, „den Zusammenhang der Werke unter ein Prinzip zu organisieren“:

> Nachdem die ältere Vorstellung einer Entwicklung der Literatur nach immanenten Gesetzen nicht haltbar war, versuchte man, die so offenkundig wirksame sozialhistorische Beziehung zum kohärenzstiftenden Prinzip zu machen.[128]

Doch vor allem das Beibehalten des überlieferten Gattungsbilds erweist sich in Neumanns Studie als problematisch. Da Neumann an der festumrissenen Identität des bürgerlichen Individuums als Gattungsmerkmal festhält, kann er nicht anders, als die Geschichte der Autobiographie mit dem drohenden Verschwinden dieser Charakteristika für beendet zu erklären. Sein statisches Gattungsbild erweist sich als unfähig, neuere Tendenzen aus der literarischen Praxis aufzunehmen.

1.3.8 Politik der Subjektivität: Peter Sloterdijk

Auch Peter Sloterdijk beschreibt in seiner Studie *Literatur und Lebenserfahrung. Autobiographien aus den zwanziger Jahren* lebensgeschichtliches Erzählen als eine Form sozialen Handelns. Wie Neumann begreift Sloterdijk – in deutlicher Anknüpfung an die hermeneutische Theorie – Autobiographien als „das subjektive Zentrum der ästhetischen Organisation lebensgeschichtlichen Wissens, also in gewisser Weise das Paradigma von Literatur überhaupt.“[129] Aber anders als Neumann sieht Sloterdijk die Entwicklung der Gattung in der Moderne nicht als eine Verfallsgeschichte. „Gerade durch das Abblühen der individualistischen Ideologie - »Krise des Individuums« ist eines der Epochenstichworte – können in jener Zeit (der »Weimarer Republik« – J.S.) Möglichkeiten einer kritischen Sozialautobiographik freiwerden.“ Obwohl die Arbeit mit einer Dilthey-Kritik und mit Skepsis gegenüber dessen optimistischer Annahme, dass das individuelle Leben ohne weiteres »sich

[127] Niggl (Hrsg.) [2]1998, S. 10.
[128] Schön, Erich: Sozialgeschichtliche Literaturwissenschaft. In: Brackert/Stückrath (Hrsg.), S. 610.
[129] Ebd., S. 5ff.

selbst« versteht, anfängt, bleibt dessen Grundgedanke, „dass das individuelle Leben es vermag, sich selbst in völliger Transparenz zu durchleuchten und die Fülle seiner Bedingtheiten in sein Selbstbewusstsein aufzunehmen“[130], aufrechterhalten. Auch wenn Sloterdijk gesteht, die Arbeit „mit sehr idealistischen Prämissen begonnen zu haben“[131], kommt er immer wieder zu Aussagen, die an die Anfänge der Autobiographie-Theorie erinnern. So wirkt es fast wie ein Zitat Mischs, wenn Sloterdijk in seiner Einleitung schreibt, „die Pointe“ seines „Experiments“ ziele darauf, „aus einzelnen autobiographischen Texten Spuren der lebendigen Vorgänge abzulesen, in denen sich das Bewußtsein seiner Erlebnisse bemächtigt.“[132] Stärker als Neumann betont Sloterdijk die neueren Tendenzen und damit auch das Zukunftspotential innerhalb der Gattung, doch auch er vollzieht den entscheidenden Bruch mit dem hermeneutischen Gattungsbild nicht. Auch er interpretiert die Autobiographie vor allem als lebensgeschichtliche Quelle, indem er die „Rückbettung der Reflexion in den Strom der Lebenspraxis“[133] betont.

1.3.9 Zwischen Hermeneutik und Dekonstruktion

Mit Hilfe sozialpsychologischer Ansätze beschrieb Neumann das Subjekt im Spannungsfeld von Innen- und Außenwelt und lieferte in seiner Studie ein sozialpsychologisch fundiertes Begriffsgerüst, das den Unterschied zwischen Autobiographie und Memoiren begründete. Es ist jedoch fraglich, ob Neumanns Begriffssystematik auf die gesamte Geschichte der Gattung ausdehnbar ist. Ist seine Typologie letztlich nicht nur für das Korpus geeignet, das er ausgewählt hat: Die deutsche bürgerliche, »klassische« Autobiographie?
Die in vorliegender Arbeit behandelten Autobiographen wurden aus einem anderen Selbstbewusstsein geschrieben. Der Bericht über eigene Identität und Entwicklung führt nicht zu einer gelungenen Anpassung, sondern oft zur Skepsis. Es ist fraglich, ob Neumanns Einschätzung der Autobiographie des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts nicht eine Homogenität unterschiebt, die bei genauerem Hinsehen nicht ganz aufrechterhalten werden kann. Auch in der damaligen Autobiographie galt das Ideal stetiger, organischer, von der Gesellschaft gefordeter Entwicklung nur für eine

[130] Ebd., S. 10.
[131] Ebd.
[132] Ebd., S. 8.
[133] Sloterdijk, S. 11.

dünne Oberschicht. Dies macht die Autobiographie Franz Grillparzers deutlich, der nicht wie Goethe im Einklang mit der adligen Gesellschaft zu leben vermochte und zeitweilig als Hofmeister seinen Lebensunterhalt verdienen musste:

> Die Natur ist mit mir nicht stufenweise gegangen, mein Wesen hat sich mit einemmale aus seinen Umhüllungen losgerissen, weder Geist, noch Herz, noch Charakter sind das geworden, was sie zu werden versprachen oder drohten (…).[134]

Damit erteilt Grillparzer einer Entelechie in Goethes Sinn eine klare Absage. In diesem Sinne dürfte Grillparzers *Selbstbiographie* als „moderner" gelten als *Dichtung und Wahrheit*, die Autobiographie, an der sich der sozialgeschichtliche Ansatz Neumanns noch am ehesten zu orientieren scheint.
Dennoch hat Neumann am Ende seiner Studie das traditionelle Gattungsbild zur Diskussion gestellt. Die Frage, ob mit dem Versschwinden bis dahin gültiger Charakteristika auch das Ende der Autobiographie erreicht sei, ist seit den siebziger Jahren eine der wichtigsten Fragen innerhalb der Gattungstheorie.
Die deutsche Autobiographie-Forschung der siebziger Jahre war nicht durch einen Bruch mit der Vergangenheit gekennzeichnet, sondern führte die Einsichten der hermeneutischen Autobiographie-Betrachtung von einer gesellschaftskritischen und ideologiekritischen Perspektive aus weiter. Ältere Positionen wurden mehr und mehr in Frage gestellt, bis dahin gültige Vorstellungen angezweifelt, Individualität und Identität erscheinen als zunehmend vom historischen und sozialen Kontext bedingt und gefährdet, doch den entscheidenden Bruch mit dem Bild der Autobiographie als „eines Ganzen", das „zu einer nachträglichen Sinngebung des gelebten Lebens aus einheitlicher Perspektive"[135] neigt, vollzieht die sozialgeschichtliche Gattungstheorie nicht. Sie erscheint so als eine Zwischenstufe zwischen dem hermeneutischen Gattungsverständnis und der poststrukturalistischen Dekonstruktion des Subjekts.

---

[134] Grillparzer, Franz: Anfänge zu einer Selbstbiographie. In: Ders: *Sämtliche Werke. Ausgewählte Briefe, Gespräche, Berichte*. Hrsg. von Peter Frank und Karl Pörnbacher. Nachwort von Curt Hohoff. Band 4: Selbstbiographien – Autobiographische Notizen – Erinnerungen – Tagebücher – Briefe, Zeugnisse und Gespräche in Auswahl. München (Carl Hanser) 1965, S. 9-20, hier S.9.
[135] Wilpert, Gero von: *Sachwörterbuch der Literatur.* Stuttgart (Alfred Kröner) [7]1989, S. 67.

1.4 Die rezeptionsästhetische Gattungstheorie

1.4.1 Die Autobiographie als Rezeptionsvorgabe

Die seit den siebziger Jahren verstärkt einsetzende Beschäftigung mit der Autobiographie richtete sich nicht nur auf sozialgeschichtliche und sozialpsychologische Fragestellungen. Auch die Rolle des Lesers wurde unter Einfluss der Rezeptionsästhetik in ein schärferes Licht gerückt. Man sah ein, dass das Zustandekommen der literarischen Kommunikation neben dem Produzenten von Literatur auch den Rezipienten voraussetzt. Der Leser wurde nicht länger als passiver Empfänger betrachtet, sondern als aktiv handelnder Partner des Produzenten. Der Text wurde als wirkungsbezogene Strategie aufgefasst, als Rezeptionsvorgabe, deren besondere Eigenschaften die Lektüre bestimmen und die Freiheit des Lesers im Umgang mit dem Text eingrenzen. Die Rezeptionstheorie griff dabei auf die philosophische Hermeneutik, insbesondere auf Hans-Georg Gadamers These von der subjektiven Gebundenheit allen Verstehens, zurück. Verschiedene Literaturwissenschaftler wandten sich gegen die Literaturtheorie der werkimmanenten Interpretation, die sie als tendenziell geschichtslos und undemokratisch ablehnten. So meinte Wolfgang Iser, die „Meister der Kunst der Interpretation" hätten ihre Auslegungen „oft in hieratischem Ton auf den Kathedern der deutschen Hörsäle"[136] vorgetragen. Die Betonung der gesellschaftlichen Bezüge der Literatur sowie deren Wirksamkeit entsprachen dem Verzicht auf den Glauben an autonome Literatur und Literaturtheorie, die im Zuge der allgemeinen Forderung nach Demokratisierung als „elitär" abgelehnt wurde.[137]

Im Umgang mit der Autobiographie hatte man sich, nicht zuletzt durch eine nahe liegende Fixierung auf die Autorposition, lange Zeit nur wenig Gedanken über dasjenige gemacht, was bei der Lektüre einer Autobiographie im Kopf des Lesers

[136] Iser, Wolfgang: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. München (UTB) ^{2}1984, S. III. Isers Kritik richtete sich vor allem auf den Schweizer Literaturwissenschaftler Emil Staiger, der nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erheblich zu der methodischen Entwicklung der werkimmanenten Interpretation beitrug. Vgl. Staiger, Emil: *Die Kunst der Interpretation. Studien zur deutschen Literaturgeschichte.* Zürich (Atlantis Verlag) 1951.

[137] Vgl. Grimm, Gunter (Hrsg.): *Literatur und Leser. Theorien und Modelle zur Rezeption literarischer Werke*. Stuttgart (Reclam) 1975, S. 11: „Die einseitige Beschäftigung mit der Produktionsseite der Literatur konnte leicht als Ausdruck einer Ideologie dargestellt werden, der es nicht um ihre Rechtfertigung zu tun war, die ihre Wissenschaft bewußt elitär und ohne unmittelbare Verbindung zur Gesellschaft betrieb, sich selbst also auch kaum eine Wirkungsmöglichkeit zubilligte."

vorgeht.[138] Aber in den späten sechziger und den frühen siebziger Jahren wandte sich die Autobiographie-Forschung der Rolle des Lesers zu. So formulierte Wulf Segebrecht 1969 die These, dass jeder Autobiographie eine die Rezeption lenkende „Funktion“[139] eingeschrieben sei. Der französische Literaturwissenschaftler Philippe Lejeune erklärte in *Le pacte autobiographique* (1973) die Beziehung des Autobiographen zu seinem Leser zum Angelpunkt des Gattungsverständnisses. Lejeune meinte mit seinem „pacte autobiographique“ einen Vertrag, den der Autor mit dem Leser schließt und unter dessen Bedingungen der Leser die berichteten Ereignisse dem jeweiligen Verfasser als eigene Erfahrungen zurechnet. Grundlegend ist für sowohl Segebrecht als Lejeune die Annahme, dass die Bedeutung einer Autobiographie immer erst während der Rezeption zustande kommt.
In diesem Kapitel sollen Lejeunes und Segebrechts Überlegungen im Hinblick auf die deutschsprachige Autobiographie analysiert werden. Zunächst möchte ich die Hinwendung der Literaturwissenschaft zum Leser darstellen, um den Zusammenhang der rezeptionsästhetischen Gattungstheorie mit der allgemeinen methodischen Entwicklung der Literaturwissenschaft zu zeigen. Auf diese Weise sind die gattungstheoretischen Überlegungen Segebrechts und Lejeunes verständlich. Diesem gattungstheoretischen Subkapitel kommt angesichts der im zweiten Teil dieser Arbeit folgenden Rezeptionsanalyse eine besondere Bedeutung zu, da die Rezeption der untersuchten Autobiographien in vorliegender Arbeit einen wichtigen Platz einnimmt. Die Brauchbarkeit der von Segebrecht und Lejeune entwickelten Theorie soll im zweiten Teil dieser Arbeit überprüft werden; in diesem Kapitel möchte ich aber schon einmal auf die Problemfelder eingehen, die ihre Theorie auf gattungstheoretischer Ebene aufwirft. Dieses Kapitel bietet somit die Möglichkeit, zentrale Fragen der Gattungstheorie aus rezeptionsästhetischer Sicht zu erörtern, so die Frage nach der Beziehung des Autobiographen zu seinem Leser, nach dem Lektüreverhalten des Lesers und nach der Art und Weise, wie der Leser einer Autobiographie die in ihr präsentierte »Wahrheit« wahrnimmt.

[138] Vgl. Wagner-Egelhaaf, S. 65: „Gerade weil aufgrund der autobiographietypischen Referenzillusion die Neigung besteht, das autobiographische Ich mit dem Autor gleichzusetzen und von daher die Aufmerksamkeit in besonderer Weise auf die Autorposition gelenkt wird, ist lange Zeit nicht gesehen worden, in welchem Ausmaß der Leser in den autobiographischen Prozeß eingebunden ist.“
[139] Segebrecht, Wulf: Über Anfänge von Autobiographien und ihre Leser. In: Niggl (Hrsg.) ^{2}1998, S.158-169, hier S. 164.

1.4.2 Die Entdeckung des Lesers in der Literaturwissenschaft

Die Rezeptionstheorie verbindet sich hauptsächlich mit den Namen Hans-Robert Jauß und Wolfgang Iser. Jauß stellte 1967 in seiner Rede *Literaturgeschichte als Provokation* fest, dass die Literaturgeschichtsschreibung und akademische Literaturinterpretation eine wesentliche Instanz vernachlässigt hatten: den Leser. Mit seiner Rezeptionstheorie wollte er einen Beitrag zur „Erneuerung der Literaturgeschichte“ liefern:

> Die Geschichtlichkeit der Literatur beruht nicht auf einem post festum erstellten Zusammenhang >literarischer Fakten<, sondern auf der vorgängigen Erfahrung des literarischen Werkes durch seine Leser. Dieses dialogische Verhältnis ist auch die primäre Gegebenheit für die Literaturgeschichte.[140]

Der „ästhetische Gehalt“ eines Textes werde, so Jauß, erst im „Akt des Lesens“, in einem Dialog zwischen Text und Leser hervorgebracht. Jauß plädierte für die hermeneutische Rekonstruktion der historisch und sozial unterschiedlichen Voraussetzungen und Erfahrungen des Lesers und für eine Rekonstruktion jener Fragen, „auf die der Text (den zeitgenössischen Lesern – J.S.) eine Antwort gab.“[141] Der vom Soziologen Karl Mannheim übernommenen Begriff des Erwartungshorizonts überbrückt bei Jauß die hermeneutische Differenz zwischen Text und Leser. Unter ihm versteht Jauß ein „objektivierbares System der Erwartungen“, das sich „für jedes Werk im historischen Augenblick seines Erscheinens“ ergebe und sich aus drei Faktoren zusammensetze: „aus dem Vorverständnis der Gattung, aus der Form und Thematik zuvor bekannter Werke und aus dem Gegensatz von poetischer und praktischer Sprache.“[142] Jauß rückt so eine im Text enthaltene Vorstellung vom Leserpublikum ins Zentrum seiner Rezeptionstheorie. Rezeption fasst Jauß als „geschichtsbildende Energie“[143] auf, die vermittels „Horizontstiftung und Horizontverschmelzung“[144] über die ästhetische Erfahrung hinausreicht.

---

[140] Jauß, Hans-Robert: Literaturgeschichte als Provokation. In: Warning, Rainer (Hrsg.): *Rezeptionsästhetik*. München (Finck) [4]1994, S. 171 (ursprüngliche Ausgabe: *Literaturgeschichte als Provokation*. Frankfurt (Suhrkamp) 1970).
[141] Ebd., S. 136.
[142] Ebd., S. 174.
[143] Jauß in: Warning (Hrsg.), S. 127.
[144] Ebd., S. 131.

Der Anglist Wolfgang Iser hingegen klammert die historischen Rezeptionsbedingungen in seiner Theorie des Leseverstehens aus. Iser meint, dass jedem literarischen Text eine Leserrolle eingeschrieben sei.[145] An jedem Punkt seiner Lektüre bilde der Leser, auf Grund seiner bisherigen Erfahrungen mit Literatur, neue Erwartungen und Hypothesen, die in der weiteren Lektüre bestätigt, modifiziert oder zurückgewiesen werden. Iser betonte die Deutung, die Leser in den Text hineintragen, insbesondere in sogenannte „Leerstellen"[146], die in der Rezeption gefüllt und besetzt werden. Der von ihm entwickelte Begriff des „impliziten Lesers" beschreibt den vom Text intendierten und in ihm repräsentierten Leser und seine Handlungen. Diese Bezeichnung ist in soweit missverständlich, als damit „keine reale Existenz", sondern vielmehr ein „transzendentales Modell, durch das sich allgemeine Wirkungsstrukturen fiktionaler Texte beschreiben lassen", gemeint ist.[147] Der implizite Leser sei, so Iser, die „Wirkungsstruktur des Textes", als „Gesamtheit der Vororientierungen, die ein fiktionaler Text seinen möglichen Lesern als Rezeptionsbedingungen anbietet."[148]

1.4.3 Das Spiel des Autobiographen mit seinem Leser: Wulf Segebrecht

Bereits 1969 betrachtete Wulf Segebrecht die Autobiographie aus wirkungsästhetischer Perspektive.[149] Seine Aufmerksamkeit richtete er dabei vor allem auf die Anfänge von Autobiographien, wie dies einige Jahre zuvor für den Roman die Beiträge in dem von Norbert Miller herausgegebenen Sammelband *Romananfänge. Versuch zu einer Poetik des Romans*[150] gemacht hatten. Segebrecht

---

[145] Vgl. Iser, Wolfgang: *Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa*. Konstanz (Universitätsverlag) 1970. Auch in: Warning (Hrsg.) [4]1994, S. 228-252.
[146] Unter „Leerstelle" versteht Iser eine unbestimmte Stelle im Text, die zu einer „projektiven Besetzung des Ausgesparten" stimuliert und dem Leser „einen Anteil am Mitvollzug und an der Sinnkonstitution des Geschehens" gewährt. Vgl. Iser in Warning (Hrsg.), S. 236. Iser griff dabei auf Roman Ingardens Begriff der „Unbestimmtheitsstellen" zurück. Vgl. Ingarden, Roman: *Das literarische Kunstwerk*. Tübingen (Niemeyer) 1960.
[147] Iser, Wolfgang: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung.* München: Fink (UTB) [2]1984, S. 60 u. S. 66. Matthias Richter hält die Bezeichnung denn auch für „irreführend". „Was damit offenbar nicht gemeint ist, ist leichter zu sagen, als eine positive Bestimmung zu treffen." „Die Frage, was Iser mit Zentralbegriffen wie »Textrepertoire«, »impliziter Leser« oder »Leerstelle« genau meint, zwingt den Leser zu mühsamen Rekonstruktionen." Richter, Matthias: Wirkungsästhetik. In: Arnold, Heinz Ludwig; Detering, Heinrich (Hrsg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München (dtv) [4]2001, S. 516-537, hier S. 526 u. S. 521.
[148] Iser 1984, S. 69 u. S. 60.
[149] Segebrechts Aufsatz erschien zuerst in: *Die Ringenden sind die Lebendigen. Hermann Leins zum 70. Geburtstag*. Stuttgart (Metzlersche Verlagsbuchhandlung) 1969, S. 63-77.
[150] Miller, Norbert (Hrsg.): *Romananfänge. Versuch zu einer Poetik des Romans. Zwölf Essays*. Berlin (Literarisches Colloquium) 1965.

Aufsatz weist Übereinstimmungen auf mit Isers abstraktem Modell vom Text als einem „Wirkungspotential, dessen Strukturen Verarbeitungen in Gang setzen und kontrollieren“[151].

An der bisherigen Literaturwissenschaft, die sich mit Anfängen erzählender Prosa beschäftigt hat, kritisiert Segebrecht, dass sie eigentlich nur an der Rolle interessiert gewesen sei, die der Erzähler selbst übernommen habe, an „seinem aus dem Anfang ablesbaren Selbstverständnis, der von ihm gewählten Perspektive, seinem Stilwillen und den Erzählformen.“[152] Der andere „Partner“, der Leser, sei „nur zaghaft“ in Betracht gezogen worden. Auch seien die bis jetzt gewonnenen Erkenntnisse für die Autobiographie nicht allzu relevant, da die Lesererwartungen, mit denen Autobiographien zu rechnen haben, sich erheblich von den Erwartungen, die sich an einen Roman oder eine Erzählung richten, unterscheiden:

> Die Erwartung des Lesers einer Autobiographie richtet sich nicht auf eine „pure Dichtung“ ein, sondern darauf, daß der Autobiograph zugleich Erzähler und Gegenstand seines Werkes ist, sich als nichtfiktiv ausweist, womit durchaus kein Verzicht auf ästhetische Qualitäten verbunden sein muß.[153]

Die Erwartung, dass Autor und Ich-Figur identisch seien, bestehe zwar oft zu Unrecht - der Autobiograph könne sein Ich stilisieren, umdeuten oder gar verfälschen -, trotzdem sei sie ein „von der Autobiographie selbst legitimierter Faktor, mit dem der Autor zu rechnen hat.“ Der Autobiographie-Leser erhält nach Segebrecht eine „ungewöhnlich exponierte Stellung“: Er verfolge und beurteile die Verfahrensweise des Autobiographen mit kritischer Aufmerksamkeit. Er begutachte sowohl die „Bemühung des Autobiographen um historische Treue“ als auch das „Verfahren der Fiktionalisierung.“[154]

Der Autobiograph macht intensiv Gebrauch von erzählerischen Variationsmöglichkeiten wie Vorstellung und Rechtfertigung, so Segebrecht. Er weiß, wie er mit den Erwartungen des Lesers spielerisch umgehen kann. Oft lasse sich der erste Satz einer Autobiographie als ein in angenommener Reaktion auf das Publikum formuliertes Programm lesen. Signale, die die Leserhaltung beeinflussen, werden vom Autobiographen bewusst gesetzt. So habe Fontane mögliche Zweifel auf der Seite des

---

[151] Iser [2]1984, S. 1.
[152] Segebrecht. In: Niggl (Hrsg.) [2]1998, S. 159.
[153] Ebd., S. 160.
[154] Ebd.

Lesers vorweg genommen, indem er *Meine Kinderjahre* im Vorwort „vorsichtigerweise" einen „autobiographischen Roman" nannte.[155] Ein anderes Beispiel dafür, wie der Autobiograph die Lesererwartungen kalkuliert einsetzen kann, bietet Goethe. Segebrecht weist auf den „Brief eines Freundes" im Vorwort von *Dichtung und Wahrheit* hin.[156] Diesen wahrscheinlich von Goethe selbst fingierten Brief[157] betrachtet Segebrecht als ein „von außen (gewissermaßen vom Leser selbst) kommendes Postulat", das „die gleichsam objektivierte Forderung nach einer Lebensbeschreibung" [158] enthält. Durch die Lektüre dieses fiktiven Briefes werde der Leser von *Dichtung und Wahrheit* schon am Anfang auf „das goethische Prinzip von »Dichtung und Wahrheit« eingeschworen."[159] Goethe integriert seinen Leser so von vornherein als Autobiographie-Leser, während ihn Fontane „eliminiert."[160] Dem „Begutachtungswillen" des Lesers gibt Goethe nach: Der Leser darf an der historischen Wahrheit des Erzählten zweifeln. Aber dieser Zweifel führt ihn genau auf den Weg, den Goethe mit ihm einschlagen will: Er bestätigt, dass Goethe „deuten" möchte, dass es ihm auf eine höhere Wahrheit ankommt, die nur über die Fiktionalisierung erreicht werden kann.

Segebrecht kommt zu der Schlussfolgerung, dass man es bei Autobiographien mit Niederschriften zu tun hat, in denen ein Autor vor einem Publikum von seinem Leben berichtet, „wobei der gegenüber beispielsweise dem Roman verringerte Fiktionsgrad der Autobiographie mit einer erhöhten Intensität der Kommunikation mit dem Leser einhergeht." Diese Voraussetzung erfordere es, die „erzähltechnischen Gegebenheiten der Autobiographie" nicht „losgelöst von der Position und kritischen Funktion des Lesers" zu betrachten, sondern „zu versuchen, das Programm und die Verfahrensweisen des Autobiographen von der Instanz des Lesers her zu erkennen und zu beurteilen."[161]

---

[155] Fontane, Theodor: Meine Kinderjahre. Autobiographischer Roman. In: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Jutta Neuendorff-Fürstenau. Band XIV: *Meine Kinderjahre. Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860. Mein Erstling: Das Schlachtfeld von Gross-Beeren*. München (Nymphenburger Verlagshandlung) 1961, S.7-189, hier S. 7.

[156] Vgl. Goethe: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit Buch 1-13. In: Hamburger Ausgabe. Hrsg. von Erich Trunz. Band 9. *Autobiographische Schriften I*. München (C.H. Beck) 1998, S. 7ff.

[157] Ebd. (Anmerkungen), S. 641: „*der Brief eines Freundes* ist in seiner Formulierung wohl ein Werk Goethes, doch faßt er inhaltlich vieles zusammen, was man dem Dichter wiederholt gesagt und geschrieben hatte, und ist insofern (gleich dem übrigen) „gedichtete" Wahrheit."

[158] Segebrecht. In: Niggl (Hrsg.) [2]1998, S. 164.

[159] Wagner-Egelhaaf, S. 65.

[160] Segebrecht. In: Niggl (Hrsg.) [2]1998, S. 164.

[161] Ebd., S. 169.

1.4.4 Die Autobiographie als Lektürevertrag: Philippe Lejeune

Auch der französische Literaturwissenschaftler Philippe Lejeune betrachtete in *Le pacte autobiographique* (1975) die Autobiographie von ihrer Rezeptionsseite her. Lejeune, der seine ersten Untersuchungen in den Jahren 1972-1974, nach der Gesamtdarstellung der französischen Autobiographie in *L'autobiographie en France*[162], verfasste, fand vor allem mit *Le pacte autobiographique* auch in Deutschland große Beachtung. In den letzten Jahren hat Lejeune mehrere selbstkritische Auseinandersetzungen mit seinen früheren Positionen präsentiert.[163] Wie Segebrecht stellt auch Lejeune fest, dass die bisherige Gattungsforschung die Rolle des Lesers zu Unrecht vernachlässigt hat. Lejeune betont, dass er in seiner Theorie seine eigene Anwesenheit als Leser nicht ausblenden will:

> Von der Situation des Lesers ausgehend (die meine eigene ist, die einzige, die ich gut kenne), gelingt es mir möglicherweise, das Funktionieren der Texte (die unterschiedlichen Arten des Funktionierens) klarer zu erfassen, denn sie sind ja für uns, die Leser, geschrieben worden, und indem wir sie lesen, sind wir es, die sie zum Funktionieren bringen.[164]

„Zwanglos definiert" wäre die Definition der Autobiographie nach Lejeune:

> Rückblickender Bericht in Prosa, den eine wirkliche Person über ihr eigenes Dasein erstellt, wenn sie das Hauptgewicht auf individuelles Leben, besonders auf die Geschichte der Persönlichkeit legt.[165]

Dabei spielen folgende Elemente aus vier verschiedenen Kategorien eine wesentliche Rolle: 1) sprachliche Form a) Bericht b) Prosa 2) behandelter Gegenstand; 3) Situation des Autors (gemeint ist die Identität von Autor und Erzähler); 4) Position des Erzählers a) Identität Erzähler - Hauptfigur b) rückblickende Perspektive.[166] Eine

---

[162] Lejeune, Philippe*: L'autobiographie en France*. Paris (Armand Collin) 1971.
[163] Auch gründete er 1992 die *Association pour l'autobiographie et le patrimoine autobiographique* (APA) im französischen Ambérieu-en-Bugey[163] und gab er die Autobiographie seines Urgroßvaters, Xavier-Edouard Lejeune (1845-1918), heraus. Lejeune, Xavier-Édouard: *Calicot*. Paris (Montalba) 1984. Die APA hat es sich zum Ziel gesetzt, alle unveröffentlichten autobiographischen Texte, die man ihr zuschickt, aufzubewahren und in der öffentlichen Bibliothek von Ambérieu-en-Bugey zum Lesen anzubieten. Über das Ziel und die Geschichte der APA informiert ihre Webseite: http://sitapa.free.fr/.
[164] Lejeune. In: Niggl (Hrsg.) [2]1998, S. 215.
[165] Ebd.
[166] Ebd., S. 216. "Bericht" betrachtet Lejeune dabei als eine Art Gegensatz zu "Rede". Vgl: "Der Text soll *in erster Linie Bericht* sein – aber man weiß ja, wieviel Raum die *Rede* in der autobiographischen Erzählung einnimmt."

Autobiographie sei jedes Werk, das die in jeder Kategorie enthaltenen Bedingungen zugleich erfülle. Die Bedingungen 3 und 4a setzten die Autobiographie von der Biographie und dem „persönlichen Roman“ ab.[167] Den „autobiographischen Pakt“ betrachtet Lejeune als die Bestätigung der dreifachen Namensidentität von Autor, Erzähler und Figur im Text. Diese Identität sei die unerlässliche Voraussetzung für die nichtfiktive Gattung Autobiographie, bei den anderen Bedingungen seien Übergänge zu den Nachbargattungen möglich. Lejeune geht also von der „nachweisbaren Identität zwischen *Autor*, *Erzähler* und *Figur*“[168] aus. Die Identität des Autors mit dem Erzähler sei vorhanden „oder sie sei es nicht.“ Es gäbe keinen „möglichen Abstufungsgrad“, und jeder Zweifel hätte „einen negativen Befund zur Konsequenz.“[169]

Meistens erkläre der Autor in einem „Einleitungspakt“ ausdrücklich seine Identität mit der Figur, so Lejeune. Dieser Identitätsvertrag werde mit dem Eigennamen des Autors im Text, der auf den Namen des Autors auf dem Titelblatt zurückverweist, bestätigt. Das wiederholte Auftreten des Eigennamens im Text sei als eine Bestätigung des „autobiographischen Paktes“ zu interpretieren. Der häufigste Fall sei der, dass der Pakt bereits im Titel beginne, im Vorwort weiterentwickelt und über die ganze Länge des Textes hinweg durch das wiederholte Auftreten des Autornamens bestätigt werde. Dies sei z.B. bei den *Confessions* (1782, 1788) von Jean-Jacques Rousseau der Fall. Der „autobiographische Pakt“ erscheine dem Pakt ähnlich, den irgendein Historiker, Geograph oder Journalist mit seinem Leser schließe:

> Im Gegensatz zu allen Formen der Fiktion sind die Biographie und die Autobiographie *referentielle* Texte: genau wie die wissenschaftliche oder historische Rede geben sie vor, eine Information über eine außerhalb des Textes liegende „Realität“ zu geben und sich somit einer Prüfung der Verifizierbarkeit zu unterziehen. Ihr Ziel ist nicht die bloße Wahrscheinlichkeit, sondern die Ähnlichkeit mit dem Wahren. Nicht „die Wirkung des Realen“, sondern das Abbild des Realen.[170]

Alle referentiellen Texte würden implizit oder explizit einen „referentiellen Pakt“ enthalten, in dem eine Definition des anvisierten realen Bereichs und eine Äußerung über die Modalitäten und den Grad der Ähnlichkeit enthalten seien, die der Text

[167] Ebd.
[168] Ebd., S. 217.
[169] Ebd., S. 228.
[170] Ebd., S. 244.

anstreben würde. Der „referentielle Pakt“ könne schlecht eingehalten sein, ohne dass deshalb der referentielle Wert des Textes verloren ginge.
Nach Lejeune bestimme der Autor einer Autobiographie sich als „eine wirkliche, gesellschaftliche Person“ und als „Schöpfer einer Rede.“ „Außerhalb des Textes und im Text gleichermaßen angesiedelt“ stelle die Person des Autors „die Verbindung zwischen beiden Bereichen dar.“[171] Vor allem in postmodernen Autobiographien ist es aber schwierig, die oft mehr rhetorische Spielfigur des Ich völlig mit dem außertextuellen Autor zu identifizieren. Die in den nächsten Kapiteln erfolgenden Textanalysen werden ausweisen, in wieweit Lejeunes Theorie sinnvoll auf die hier untersuchten Texte angewendet werden kann. Lejeune behandelt nur eine kleine Auswahl herausragender Beispiele, die der Bestätigung der theoretischen Prämissen dienen sollten.[172] Es ließen sich auch andere Texte denken, die mit den von ihm erarbeiteten Gattungsmerkmalen anders umgehen, und die man trotzdem als Autobiographie bezeichnen könnte. Das Festhalten an der Namensidentität führt bei Lejeune denn auch häufig dazu, all jene Autobiographien, die nicht mit einem deutlich definierbaren Pakt operieren, als solche auszuschließen.

1.4.5 Das letzte universalistische Gattungsmodell?

Lejeunes Theorie hat das Bewusstsein für die Formprobleme der Autobiographie und die Rolle des Lesers entschieden geschärft. Kritik an ihr ist aber nicht ausgeblieben. Bereits 1974 kritisierte Elisabeth W. Bruss sein Gattungsbild als einen zu statischen, weil unhistorischen Definitionsversuch. Der autobiographische Akt (Identität und Verifizierbarkeit) sei zwar zeitlich unverändert, seine Randzonen aber (die Art der Beziehung zum eigenen Ich; die Anteile von Ich und Welt) würden einem historischen Wandel unterliegen.[173] Diesen historischen Wandel bestimmte Bruss als Wechsel der verschiedenen autobiographischen Redeakte im Sinne von J.R. Searles’ „speech acts“[174]. Man könne, so Bruss, im eigentlichen Sinne nicht sagen, es gebe

[171] Ebd., S. 227.
[172] So vor allem Stendhals *Souvenirs d’égotisme* (1892), Rousseaus *Les Confessions* (1782, 1788), Thyde Monniers *Moi* (1949ff.) und Claude Roys *Moi, je* (1969).
[173] Bruss, Elisabeth W.: L’autobiographie considerée comme acte littéraire. In: *Poétique* 5 (1974), S. 14-26. dt. Die Autobiographie als literarischer Akt. In: Niggl (Hrsg.) ^{2}1998, S. 258-279. Vgl. auch Bruss, Elisabeth W.: *Autobiographical Acts. The Changing Situation of a Literary Genre*. Baltimore London (The John Hopkins University Press) 1976.
[174] Searle, J.R.: *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*. Cambridge (Cambridge University Press) 1969.

einen „autobiographischen Pakt“ zwischen einem Schriftsteller des 18. Jahrhunderts und einem Leser unserer heutigen Zeit. Ein solcher Schriftsteller wäre „außerstande (...) vorauszusagen, auf welche Weise ein zukünftiger Leser der Literatur oder der Welt gegenüberstehen werde.“ Einen Pakt könne ein Autor „legitimerweise nur mit Lesern abschließen, die die Regeln, von denen sein literarischer Akt bestimmt wird, verstehen und bejahen; und nur solche Leser können ihn andererseits für sein Werk zur Verantwortung ziehen.“[175] Die Spannung zwischen Theorie und Geschichte, statischem und historischem Gattungsbild spielt in der Kritik von Bruss an Lejeune eine zentrale Rolle.
Auch der rigide Ausschlusscharakter von Lejeunes Schema wurde als problematisch angesehen:

> Was passiert, wenn der Leser oder die Leserin das Vertragsangebot des Autors nicht annimmt und den Text, der als Autobiographie gelesen werden möchte, gleichwohl als Roman liest, wenn er oder sie auf der anderen Seite einen als Roman ausgewiesenen Text autobiographisch liest, oder wenn während des Lektüreprozesses dauernd Zweifel über den Modus der Lektüre bestehen, liegt außerhalb des lejeuneschen Interesses, dem es am wohlsten zu sein scheint, wenn es gelingt, textuelle Unsicherheiten, Unentscheidbarkeiten, Irritationen auf das sichere Parkett des autobiographischen Paktschlusses zu retten.[176]

Lejeune habe das Kriterium der Namensverwendung „über Gebühr formalisiert“[177], meint auch Michaela Holdenried:

> Ohne hinzutretende formalästhetische Differenzierungen bleibt das Instrument eines vertrauensgebundenen Vertragsabkommens (...) zu grob.[178]

Obwohl Lejeune in späteren Aufsätzen und Büchern wie *Je est un autre. L’autobiographie de la littérature aux Media* (1980), *Moi aussi* (1986) und *Le Mémoire et l’Oblique* (1991) Korrekturen vornahm, hielt er lange Zeit an der Gleichsetzung und Verifizierbarkeit der dreifachen Identität von Autor, Erzähler und Figur fest. Später räumte Lejeune eine Übergangsform zwischen dem realen und dem erfundenen Namen ein, den „nom substitué“, der fiktionale Funktionen annehme und

[175] Bruss. In: Niggl (Hrsg.) [2]1998, S. 258.
[176] Wagner-Egelhaaf, S. 69.
[177] Holdenried, S. 27.
[178] Ebd., S. 28.

sich nur teilweise auf die Person des Autors beziehe.[179] Lejeune relativierte seine Thesen und sprach von der „Absurdität, sie (seine Untersuchung – JS) universell anlegen zu wollen“:

(...) ich wollte ein klares, kohärentes und vollständiges System erläutern (das alle Fälle berücksichtigte) und Maßstäbe für die Bildung eines Korpus (desjenigen der Autobiographie) erstellen, das in Wirklichkeit nach zahlreichen, je nach Epoche und Individuen schwankenden und oft inkohärenten Kriterien entsteht.[180]

Auch räumte Lejeune den Grenzfall der in der dritten Person geschriebenen Autobiographie ein. Mit seiner Theorie des „autobiographischen Pakts“ präsentierte Lejeune ein Schema, das vor allem in seiner ersten Konzeption als universalistisches Modell gelten wollte, mit dessen Hilfe jede Autobiographie aus rezeptionsästhetischer Sicht interpretiert werden konnte. Gerade dieser Anspruch auf Allgemeinheit und Allgemeingültigkeit wurde immer mehr als problematisch aufgefasst. Zunehmend wurde die mit der Niederschrift einer Autobiographie notwendig gegebene Verfremdung als Konstruktion und Neuschreibung des Ich, als Erfindung der autobiographischen »Wahrheit« durch Erinnerung und Erzählung gedeutet. Folglich wurde die „früher unbezweifelte Bindung des autobiographischen Erzählers an empirische Gegebenheiten“[181] – und damit auch der Authentizitätsanspruch der Autobiographie – in Frage gestellt. Vor allem poststrukturalistischen Literaturwissenschaftlern galt Lejeunes Schema deshalb als überholt.

1.4.6 Alfonso de Toro und die nouvelle autobiographie

Eine solche poststrukturalistische Kritik an Lejeune hat der Romanist Alfonso de Toro[182] aufgestellt, der sich dabei vor allem auf Alain Robbe-Grillets Konzeption der

[179] Vgl. Lejeune, Philippe: Autobiographie, roman et nom propre. In: Ders: *Moi aussi*. Paris (Seuil) 1986, S. 37-73.
[180] Lejeune: *Der autobiographische Pakt*. Aus dem französischen von Wolfram Bayer und Dieter Hornig. Suhrkamp (Frankfurt/Main) 1994, S. 51.
[181] Niggl (Hrsg.) [2]1998, S. 594.
[182] De Toro, Alfonso: Die postmoderne ‚neue Autobiographie’ oder die Unmöglichkeit einer Ich-Geschichte am Beispiel von Robbe-Grillets *Le miroir qui reveaglient* und Doubrovskys *Livre Brisé*. In: Groß, Sybille; Schönberger, Axel (Hrsg.): *Dulce decorum est philoligiam colere: Festschrift für Dieter Briesemeister zu seinem 65. Geburtstag*. Berlin (Domus) 1999, S. 1407-1443. Im Internet: http://www.uni-leipzig.de/~detoro/sonstiges/neuauto.htm.

„nouvelle autobiographie“ bezog.[183] Robbe-Grillet habe, ähnlich wie vor ihm Serge Doubrovsky und Roland Barthes[184] einen „Paradigmenwechsel“ in der Geschichte der Autobiographie herbeigeführt, so de Toro. Diese Autoren hätten die „Unzulänglichkeit“ der Gattung „demaskiert“.[185]

De Toro behauptet, dass Lejeune von einem veralteten, nicht mehr zeitgemäßen Begriff der Wahrheit und Identität ausgeht. Er habe unberücksichtigt gelassen, was bereits im *nouveau roman* der fünfziger Jahre zur Diskussion stand, vor allem „die absolute Relativierung dessen, was als Wirklichkeit gilt, was eine Auflösung der Grenzen zwischen Wirklichkeit und Fiktion zur Folge hatte.“ Er nehme deshalb auch die „Auflösung der Grenzen zwischen Wirklichkeit und Fiktion“ nicht wahr. Das Subjekt sei „brüchig, wenn nicht unmöglich geworden“. Die Autobiographie sei heute „der nomadische, assoziative Versuch, eine Unordnung bzw. die Vielfalt von Masken und Brüchen zu verstehen.“ Bei der Erinnerung handle es sich nicht um die „Rückgewinnung der Vergangenheit oder einer längst verlorenen Identität“, sondern darum, „diese neu in der radikalen Unmittelbarkeit und Gegenwärtigkeit der Sprache, der Schrift zu erfahren“. De Toro bezieht sich dabei vor allem auf Derridas Theorie der *dissémisation*, der „Sinnstreuung“. Die heutige Diskussion über Autobiographie und Erinnerung müsse nach de Toro „vor dem Hintergrund einer rhizomatischen Vielheit“ beleuchtet werden.

De Toro beharrt in seiner Kritik an Lejeune auf der „prinzipiellen und unreduzierbaren radikalen Offenheit des Textes“ und einem völlig entgrenzten Interpretationsbegriff. Schreiben und Lesen sei als „texte scriptible“ ein „Spiel, eine unendliche, sich immer in der Gegenwart abspielende Tätigkeit.“[186] Diese prinzipielle Unabgeschlossenheit - in de Toros Worten „die rhizomatische Interpretation/Lektüre“ - behauptet eine grundsätzliche Freiheit der Textproduktion und –rezeption. Lejeune

---

[183] Vgl. Robbe-Grillet, Alain: *Neuer Roman und Autobiographie*. Konstanz (Universitätsverlag) 1987. Ders: *Le miroir qui revien.* Paris (Editions de Minuit) 1984; *Angélique ou l'enchantement*. Paris (Edition de Minuit) 1987. *Les derniers jours de Corinthe* Paris (Editions de Minuit) 1994.

[184] Doubrovsky, Serge: *Le livre brisé*. Paris (Grasset) 1989; Barthes, Roland: *Roland Barthes par Roland Barthes*. Paris (Editions de Seuil) 1975.

[185] De Toro. In: Groß; Schönberger (Hrsg.), S. 1407: „Sie (Doubrovsky und Barthes – J.S.) haben die traditionelle Gattung Autobiographie nicht nur zu Fall gebracht, sondern ihre Unzulänglichkeit demaskiert“. Auf die (poststrukturalistischen) Annahmen, auf die De Toro's Ansichten basieren, wird unter 1.5 näher eingegangen.

[186] Vgl. Barthes, Roland*: S/Z.* Paris (Edition de Seuil) 1970, S. 11: „Le texte scriptible est un présent perpétuel, sur lequel ne peut poser aucune parole consétuel, sur lequel ne peut poser aucune parole conséquente (...) le texte scriptible, cést nous en train d'écrire (...) le jeu(...) qui en rabatte sur la pluralité des entrées, l'ouverture des réseaux, l'infini des langages.“

aber bleib der - aus de Toros Sicht veralteten - Auffassung, dass jeder Text einen präfigurierten Sinn hat, den der Leser rekonstruieren kann.
Statt auf Sinnfestlegung richtet sich de Toros poststrukturalistische Lektüre auf Sinn*suche*. Eine Suche, die jedoch nie zu einem (End)Ergebnis führt:

> So, wie die Wahrheit in viele Wahrheiten aufgelöst wird, so löst sich die Identität in viele Identitäten auf, so lösen sich die Gattungen in Texte und Diskurse auf. Während Größen wie Gattung, Wahrheit und Identität sich reduktionistisch und monolithisch verhalten, sind die Resultate ihrer Auflösung nomadisch.

In einer gelegentlich etwas obskuren Sprache[187] betont de Toro, dass es bei der Sinnsuche um "*Wege* geht, die zurückgelegt werden", „unterschiedliche, auseinanderklaffende Wege".[188] In einem Kontext der sich unaufhörlich vollziehenden Verschiebungen ist für den Begriff des autobiographischen Paktes, der sich an festen Referenzpunkten wie Autor, Erzähler und Figur orientiert, kein Platz. Die *nouvelle autobiographie* begreife die Geschichte des Ich als Konstrukt; die Wirklichkeit werde hier nicht als gegeben, sondern als „jene, die erst zu gewinnen sei", verstanden.
Lejeunes Hauptproblem liegt nach de Toros Auffassung darin, dass er die Autobiographie als „ressemblance du vrai" verstehe, kurz: als eine referentielle Gattung. De Toros Kritik ruft damit die Frage auf, ob mit der Preisgabe der Referentialität der Gattung nicht auch das Ende der Gattung verbunden ist. Wenn man, wie de Toro, die Autobiographie als fiktiven Entwurf betrachtet, kann die Autobiographie nicht mehr als ein Text gelten, der über einen speziellen Zugang zur Wirklichkeit verfügt. Auch die Unterscheidbarkeit zwischen der Autobiographie und fiktionalen Gattungen wäre so nicht mehr gewährleistet. Auf dieses gattungstheoretische Problem soll ab 1.5.1, in dem die postmoderne Gattungstheorie dargestellt wird, näher eingegangen werden. An dieser Stelle möchte ich gegen die These vom »Ende der Autobiographie« aber schon einwenden, dass der Leser die von Lejeune behauptete, von de Toro abgelehnte Weise, eine Autobiographie zu lesen, sehr wohl wahrnimmt. Glaubwürdigkeit spielt, wenn auch von poststrukturalistischen

[187] So lassen die zahlreichen, willkürlich durcheinander verwendeten Begriffe *scriptible* (Barthes), *glissement* (Lacan), *dissémination* (Derrida), und *aléatoire (*Robbe-Grillet) bei de Toro stark an Deutlichkeit zu wünschen übrig.
[188] De Toro. In: Groß; Schönberger (Hrsg.), S. 1408.

Theoretikern als Begriff innerhalb der Gattungstheorie abgelehnt, in der (populären) Rezeption von Autobiographien eine kaum zu unterschätzende Rolle. Auch in der Gattungstheorie ist die Diskussion um das problematische Verhältnis zwischen Fiktionalität und Referentialität keineswegs abgeschlossen.
Davon einmal abgesehen sollte man berücksichtigen, dass der Wahrheitsbegriff z.B. in Goethes *Dichtung und Wahrheit* sich bereits erheblich von der naiv anmutenden Gleichsetzung Wahrheit = (historische) Wirklichkeit unterscheidet. Auch wenn Goethes sinnstiftender Erklärungs- und Erkenntnisanspruch sich grundsätzlich von der der Postmoderne unterscheidet, so fasste doch auch er die Autobiographie als Resultat „dichterischen Vermögens" auf, löste den Begriff der Wahrheit „von der Faktizität des Erlebens"[189] ab und schwächte damit das „Verismus-Diktat", das de Toro in Lejeunes Theorie entdeckt zu haben glaubt, entscheidend ab.

1.4.7 Zusammenfassung. Autobiographie, Fiktion, Interpretation

Die Rezeptionstheorie wies eine um den Text und seinen Entstehungszusammenhang zentrierte Literaturanalyse zurück und stellte die Aneignung durch Leser in den Mittelpunkt ihrer Textinterpretation. Wolfgang Iser und Hans Robert Jauß sahen den Leser als konstituierendes Element der Bedeutungszuweisung. Sie betonten, dass die Bedeutung eines Textes erst im „Akt des Lesens" (Iser) hervorgebracht wird.
Für die Autobiographie-Forschung bedeutete die Beschäftigung mit dem Leser eine Zuwendung zu einem lange vernachlässigten Bereich. Sowohl Wulf Segebrecht als auch Philippe Lejeune betonen in ihren Überlegungen stark die Mitarbeit des Lesers. Ihre Kritik an der vorangehenden Gattungstheorie lässt sich mit Jauß' Kritik an der werkimmanenten und sozialgeschichtlichen Literaturtheorie vergleichen.[190]
Segebrecht machte auf Strategien des Erzählers aufmerksam, die den Autobiographie-Leser während der Lektüre lenken. Jede Autobiographie besitze eine die Lektüre lenkende Funktion. Vor allem der Anfang einer Autobiographie sei als vorausgreifende Reaktion auf die Erwartung des Lesers zu lesen. Lejeune nahm in *Le*

[189] Müller, Klaus-Detlef: *Die Autobiographie der Goethezeit. Historischer Sinn und gattungsgeschichtliche Perspektiven.* In: Niggl (Hrsg) ²1998, S. 459-481, hier S. 469ff.
[190] Vgl. Jauß, Hans Robert: *Literaturgeschichte als Provokation in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1970, S. 168: „Ihre Methoden (...) begreifen das literarische Faktum im geschlossenen Kreis einer Produktions- und Darstellungsästhetik. Sie verkürzen die Literatur damit um eine Dimension, die unabdingbar zu ihrem ästhetischen Charakter gehört: Die Dimension ihrer Rezeption und Wirkung."

pacte autobiographique die Beziehung des Autobiographen zu seinem Leser als Grundlage für seine Theorie. Auch wenn der zentrale Begriff des „autobiographischen Paktes“ aus literaturtheoretischer Sicht Schwierigkeiten aufwirft, so hilft er doch in jedem Fall, Formen und Funktionen des Verhältnisses zwischen Autobiograph und Leser schärfer wahrzunehmen. Die Textinterpretation der in vorliegender Arbeit untersuchten Autobiographien wird zeigen, dass das Lejeunsche Schema hilfreich ist nicht nur für die Klärung der Gattungsfrage, sondern auch für das Verständnis der Rezeption.

Durch die Identität des Verfassernamens mit dem Namen des Protagonisten wurde nach Lejeune ein Übereinkommen zwischen Autor und Leser in Bezug auf den besonderen referentiellen Status der Autobiographie geschaffen. Gerade die Existenz dieses „Mehr an Wirklichkeit“ wurde in der Folge mit dem Hinweis auf die *a priori* bestehende Verflechtung von Subjektivität und Sprache bestritten. Lejeunes Versuch, die Erwartung des Lesers zu berücksichtigen, „mehr“, „Wirklicheres“ als in einem Roman zu finden, wurde folglich als Versuch einer „Ehrenrettung“ der Autobiographie kritisiert. Dass diese „Ehrenrettung“ durchaus dem Empfinden des nicht-wissenschaftlichen Publikums entspricht und auf rezeptionsästhetischer Ebene gerechtfertigt ist, werde ich im Folgenden u.a. anhand der Rezeption von Thomas Bernhards Autobiographie illustrieren.

Die Rezeptionstheorie bot der Autobiographie-Theorie das adäquate Mittel, die Bedeutungsvielfalt der Gattung von der Leserposition aus zu legitimieren. Allerdings hielt sie immer noch an einer mehr oder weniger textinternen Bedeutung fest: Auch für Segebrecht und Lejeune war die Miteinbeziehung der Leserrolle mit der Entfaltung eines „Sinnpotentials“ verbunden, das immer schon im Text vorhanden war. Ende des 20. Jahrhunderts wurde dieser Interpretationsansatz von einer Strömung überflügelt, die bis dahin feststehende Größen wie Subjekt, Werk und Wirklichkeit über Bord warf. Die Poststrukturalisten leugneten die Existenz einer über die Einzelinterpretation hinaus Geltung habende Bedeutung generell. Sie desavouierten endgültig alle Konzepte, die über die Interpretation eine bestimmbare, im Text aufgehobene Bedeutung ermitteln wollten.

1.5 Poststrukturalistische Gattungskonzepte

1.5.1 Autobiographie und Dekonstruktion

Im Folgenden sollen kurz einige Charakteristika der poststrukturalistischen Literaturtheorie dargelegt werden, vor deren Hintergrund die Charakterisierung des poststrukturalistischen Gattungsverständnisses erfolgt. Poststrukturalismus wird von Johanna Bossinade verallgemeinernd definiert als „ein Ansatz, der die Aufmerksamkeit auf die unterbelichteten oder verdrängten Prozesse der Sprache richtet und sie nach Möglichkeit zu reaktivieren sucht.“[191] Die eigentlichen Gegner seien „die hermeneutischen Thesen vom Text als verschrifteter Form der Erinnerung“, vom „Verstehen als Fundament der Interpretation“ und vom „Vorrang des Subjekts gegenüber dem Text.“[192] Für die poststrukturalistische Literaturauffassung ist ein Text ein originär schriftliches Zeugnis, dem ein kongeniales Lesen entspricht. Dabei handelt es sich weder um eine Einfühlung in die Absicht des Autors noch um ein Lesen im Sinne der Rezeptionsästhetik. Angestrebt wird eine „wandernde“ Lektüre, eine die „verstreuten Zeichen” der Schrift sammelnde Arbeit am Text. Man geht dabei nicht länger von einem Ganzen aus, das der Leser im Akt der Interpretation zusammensetzt.

Meist wird der Begriff Poststrukturalismus in Abgrenzung von dem Strukturalismus definiert.[193] War der Strukturalismus in den sechziger Jahren noch überzeugt, dass ein objektiviertes Modell der Ausgangspunkt für die Beschreibung kultureller Phänomene sein könne, so versuchen die Poststrukturalisten[194] zu zeigen, dass es keine stabilen Strukturen gebe. So sprach Roland Barthes bereits 1970 von einer „pluralité des entrées“, die vor der Sinndeutung bewahrt werden sollte:

---

[191] Bossinade, Johanna: *Poststrukturalistische Literaturtheorie*. Stuttgart (J.B.Metzler) 2000, S. IX.
[192] Ebd., S. 153.
[193] “Indeed there is an extensive debate about what constitutes poststructuralism and about its relation to structuralism. For some it is a matter of a more radical reading of Saussure, for others it is the moment at which structuralism becomes self-reflexive. It is sometimes taken as a critique of structuralism, sometimes as development of it.” Rice, Philip; Waugh, Patricia (Hrsg.): *Modern Literary Theory*. New York (Oxford University Press) ^{4}2001, S. 177.
[194] Dabei sei gleich angemerkt, dass es “die Poststrukturalisten” als eine einheitliche theoretische Strömung oder Bewegung nicht gibt. Auch die in diesem Kapitel behandelten Konzepte gehen, ihrer Zuordnung zum Generalnenner “Poststrukturalismus” zum Trotz, auf unterschiedliche Auffassungen von Literatur zurück. Einen gemeinsamen Bezugspunkt finden sie in ihrer Kritik am Umgang mit dem sprachlichen Zeichen und binären Oppositionspaaren. Der Begriff Postrukturalismus wird in diesem Kapitel mit Bossinade als “Sammelname für eine Anzahl von Disziplinen” verwendet, “die durch die Kritik des strukturalen Paradigmas verbunden sind” (Bossinade, S. 5).

Interpréter un texte, ce n'est pas lui donner un sens (plus ou moins fondé, plus ou moins libre), c'est au contraire apprécier de quel pluriel il est fait.[195]

Auch der französische Philosoph Jacques Derrida, der zum einflussreichsten Theoretiker der Dekonstruktion[196] avancierte, wendete sich in seinem Essay *La structure, la signe et le jeu dans le discours des sciences humaines* ausdrücklich gegen die Kriterien von zentrierter Struktur, Formtotalität und Kohärenz des Systems.[197] Statt auf ein geordnetes Zeichenganzes wie im Strukturalismus ist sein Ansatz auf den Prozess bezogen, der die Zeichen hervorbringt. Daraus folgt ein anti-mimetisches, auf die inneren Strukturen des Textes ausgerichtetes Literaturverständnis. Die *signification* (Bedeutung) tritt hinter die *significance* (Bedeutungsprozess) zurück. Derrida wendet sich somit gegen Ferdinand de Saussures Auffassung von Sprache als einem regulierten System. Die Dekonstruktion grenzt Derrida explizit von der traditionellen, hermeneutischen Textinterpretation ab.[198] Die Dekonstruktion sei „keine Hermeneutik, weil der Sinn als letzte Schicht des Textes immer geteilt oder vielfältig ist und sich nicht zusammenfügen läßt", so Derrida.[199]

Die zunächst abstrakt wirkenden sprachtheoretischen Überlegungen der Poststrukturalisten beeinflussten auch die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit der Autobiographie. Der überlieferte Autobiographie-Begriff mit seiner dem Bildungsideal verpflichteten Zielkonzeption (Bernd Neumann) und seiner referenzorientierten Fixierung von Autor und Figur (Philippe Lejeune) erwies sich aus

---

[195] Barthes, Roland: *S/Z*. Paris (Editions du Seuil) 1970, S. 11. <dt.> *S/Z*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1987.

[196] Der Begriff Dekonstruktion, der in enger Verbindung mit dem Poststrukturalismus steht, tauchte zum ersten Mal in der nordamerikanischen Literaturdebatte der siebziger Jahre auf. Zum Begriff Dekonstruktion allgemein vgl. Zima, Peter W: *Die Dekonstruktion.* Basel Tübingen (A.Francke) 1994, zum Verhältnis Dekonstruktion-Poststrukturalismus Bossinade S. 176ff., Culler, Jonathan: *On Deconstruction. Theory and Criticism after Structuralism*. New York (Ithaka) 1982, Eagleton, Terry: *Literary Theory*. Oxford (Blackwell) 1989, S. 127-150.

[197] Derrida, Jacques: La structure, la signe et le jeu dans le discours des sciences humaines. In: *L'écriture et la différence*. Paris (Editions du Seuil) 1967, S. 409-428.<dt.> Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften. In: *Die Schrift und die Differenz*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1976, S. 422-442.

[198] "Il y a (...) deux interprétations de l'interprétation, de la structure, du signe et du jeu. L'une cherche à déchiffrer une vérité ou une origine échappant au jeu et à l'ordre du signe, et vit comme un exil la nécessité de l'interprétation. L'autre, qui n'est plus tournée vers l'origine, affirme le jeu et tente de passer au-delà de l'homme et de l'humanisme, le nom de l'homme étant le nom de cet être qui, à travers l'histoire de la métaphysique ou de l'onto-théologie, c'est-à-dire du tout son histoire, a rêvé la présence pleine, le fondement rassurant, l'origine et la fin du jeu." Derrida 1967, S. 427.

[199] Rötzer, Florian: *Französische Philosophen im Gespräch*. München (Klaus Broer) 1986, S. 71.

poststrukturalistischer Sicht als zu eng. Die poststrukturalistische Kritik an bisherigen Subjektkonzepten, am Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit und an der Möglichkeit der Selbsterkenntnis schien die Gattung zu verunmöglichen. Sie entfachte aber zugleich ein neues Interesse an ihr. In Frankreich wurde Jean-Jacques Rousseau mit seinen *Confessions* geradewegs zu einer „Ikone poststrukturaler Lektüren".[200] Kanonische Autobiographien wurden gegen den Strich gelesen, um an ihnen poststrukturalistische Thesen zu demonstrieren.[201] Derrida setzte sich in einigen seiner Arbeiten mit der Autobiographie auseinander. Paul de Man stellte in *Autobiography as De-facement*[202] referenzorientierte Gattungslektüren in Frage. Er wandte sich gegen die Einordnung der Autobiographie als Textsorte mit einem einfacheren Fiktionsgrad, die potentiell überprüfbare Fakten präsentiere, „in a less ambivalent way then fiction does".[203] Paul de Mans *Autobiography as De-facement*, einer der meistdiskutierten gattungstheoretischen Texte der letzten Jahrzehnte, bietet so neben Derridas Schriften zur Autobiographie die Möglichkeit, in diesem Kapitel die Kategorie der Referentialität aus poststrukturalistischer Sicht zu beleuchten und die These vom „Ende der Autobiographie" (Michael Sprinker) zu illustrieren. Mit Artmut Fincks *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie*, erschienen in der Münchner Reihe „Geschlechterdifferenz und Literatur", soll nach den Theorien Derridas und de Mans ein neuerer kritischer Ansatz des Poststrukturalismus vorgestellt werden.

1.5.2 Derrida und die Autobiographie

Eine Autobiographie ist, wie jeder Text, aus Derridas Sicht nichts anderes als das „Symptom einer Textstruktur".[204] Jeder weiterführende Bezug ist nach Derridas Ansicht nicht auf ein textunabhängiges Referenzobjekt gerichtet, sondern auf andere

[200] Bossinade, S. 137.
[201] So wendete sich Almut Finck gegen die traditionelle Lektüre von Goethes *Dichtung und Wahrheit*, sofern das Werk als die Realisierung eines selbstbewussten Subjekts betrachtet wird. Vgl. Finck, Almut: Subjektbegriff und Autorschaft: Zur Theorie und Geschichte der Autobiographie. In: Pechlivanos, Milos; u.a.: (Hrsg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart Weimar (Metzler) 1995, S. 283-294.
[202] De Man, Paul: Autobiography as De-facement. In: *Modern Language Notes*, Vol. 94, No. 5, Dezember 1979, S. 919-930.
[203] Ebd., S. 920.
[204] Bossinade, S. 79.

Texte und die darin versammelten Zeichenspuren.[205] Würde der Autobiograph im Anspruch auf Selbstdarstellung verharren, würde er „jener Illusion der Selbstreferenz verfallen, der in Derridas Augen der Wahrheitsdiskurs der Philosophie verhaftet ist.“[206]

Auch in seinem Aufsatz *Demeure. Fiction et témoignage*, in dem er Maurice Blanchots Autobiographie *L'instant de ma mort* interpretiert, betont Derrida die sich unaufhörlich vollziehende Verschiebung und Rückfaltung von Bedeutungen in einem Prozeß der *dissémination* (Sinnstreuung). Die Autobiographie ist für Derrida ein System von Spuren, von dem aus es keine Rückkehr zu einem außertextuellen Ursprung gibt. Es gebe keine dem Individuum innewohnende Innerlichkeit, die das Subjekt mit Hilfe der Sprache nach außen zu tragen vermöchte. Das Subjekt hängt bei Derrida vom „Anderen“ ab. Was er mit diesem „Anderen“ meint, ist jedoch nicht immer ganz deutlich.[207]

Als Fallbeispiel dafür, in welcher Weise Derridas Überlegungen auf die Gattungstheorie angewendet werden können, sei hier Robert Smiths Studie *Derrida and Autobiography* herangezogen.[208] Im zweiten Teil seiner Studie, „Clarifying Autobiography“ überschrieben, lehnt Smith die Gattungstheorie Lejeunes als ungenau ab. Die Autobiographie sei nicht auf feste, außertextuelle Referenzpunkte wie Autor oder Autobiograph zurückzuführen. Auch hätte der französische Theoretiker nach Smiths Meinung in seiner Gattungsstudie *Moi aussi*, die Smith irrtümlicherweise als

---

[205] Vgl. Derrida 1967, S. 332: “Le signe muet est signe de liberté lorsqu'il exprime dans l'immédiateté; alors ce qu'il exprime et celui qu'il s'exprime à travers lui sont proprement presents. Il n'y a ni détour ni anonymat. Le signe muet signifie l'ésclavage lorsque la médiatété re-présentative a envahi tout le système de la signification: alors à travers la circulation et les renvois infinis, de signe en signe et de représentant en représentant, le proper de la presence n'a plus lieu: personne n'est la pour personne, pas même pour soi; on ne peut plus disposer du sens, on ne peut plus l'arrêter, il est emporté dans un mouvément sans fin de signification. Le système du signe n'a pas de dehors.”

[206] Bossinade, S. 87.

[207] In einer Formulierung, die wie eine petitio principi anmutet, heißt es bei Derrida: “La subjectivité – comme l'objectivité – est un effet de différance, un effet inscrit dans uns système de différance“. Derrida, Jacques: Sémiologie et grammatologie. Entretien avec Julia Kristeva. In: Ders.: *Positions. Entretiens avec Henri Rose, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpette*. Paris (Editions de Minuits) 1972, S. 25-51, hier S. 40.

[208] Smith, Robert: *Derrida and Autobiography*. Cambridge (Cambridge University Press) 1995.

Autobiographie bezeichnet,[209] seine eigene Autobiographie auf sträfliche Weise mit der Theorie der Gattung vermischt.[210]

Smith und Derrida lösen sich in ihrer Betrachtung der Gattung von deren Geschichte und von ihren Konventionen. Sie setzten sich nicht mit der Form, der Struktur und den traditionellen Merkmalen der Gattung auseinander. Vielmehr sehen beide die Gattung in enger Verbindung mit den Begriffen Leben, Tod und Schrift, die für Derridas Philosophie entscheidend sind.[211]

Manche Überlegungen sind dabei schwer nachvollziehbar. Nicht zu Unrecht nennt Christoph Norris die Nietzsche-Interpretation Derridas als frühes Beispiel für die oft spielerischen und widersprüchlichen Philosopheme des Franzosen in seinem späteren Werk.[212] Außerdem droht bei Smith und Derrida der gesellschaftliche Kontext des Textes verloren zu gehen:

> Wenn die différance als die stets aufgeschobene Entscheidung über die letztmögliche Unterscheidung fungiert, verlöre sich nun aber in der Tat die Option einer verbindlichen Grenzziehung. Für die Literaturwissenschaft ist das keine Bagatelle. Es droht die Gefahr des Kontextverlusts, da historisch relevante Unterscheidungen tendenziell unklar werden.[213]

Smith hält am Szenenjargon Derridas fest, ohne den Begriff „otherness" (l'autre) weiter zu verdeutlichen.[214] Begriffe wie „graphein" (Schrift), „trace" (Spur) und

---

[209] Nach einem Zitat aus *Moi aussi* schreibt Smith: "Somewhat mischievously, perhaps, I quote from the autobiography which Lejeune allowed himself – or, we might say, was almost inevitably driven to – after more than a decade's work on theory." (S. 53) Lejeune hat mehrere Werke zur Autobiographie veröffentlicht – neben seiner bekanntesten Studie *Le pacte autobiographique* u.a. auch *Je est un autre* und eben *Moi aussi*. Seine eigene Autobiographie hat er aber bis heute nicht vorgelegt.

[210] Smith, S. 53: "As if himself fulfilling the 'pact' he theorizes, Lejeune (…) indulges in the practice, disreputable or not, inevitable or not, of confusing autobiography with the theory of it."

[211] Vgl. Sussman, Henry: Robert Smith, Derrida and Autobiography. (Rezension). In: *Modern Language Notes*, Vol. 110, No. 4, Sept. 1995, S. 957-960, hier S. 958: "Autobiography, for Smith, is a fiction, a position, a moment in the life and death of writing understood as Derrida's umbrella term for linguistic articulation and dissemination. Writing is the field in which autobiography transpires; not life, history, event, personality or character."

[212] Norris, Christopher: *Deconstruction. Theory and Practice*. London New York (Routledge) ^{3}1991, S. 90: "In some of these essays the playful inclination – already well developed in his writing on Nietzsche – seems to outrun any content of serious argument."

[213] Bossinade, S. 86.

[214] Auch Wagner-Egelhaafs Deutung, "Derridas autobiographische Äußerungen sind (...) nicht als Beschreibungen gelebten Lebens zu verstehen, sondern als Artikulationen eines Bedeutungseffekts, indem sie sich zwar der Fixierung entziehen, gleichwohl aber ein autobiographisches >Anderes< vernehmbar werden lassen. (...) Smith identifiziert das Autobiographische als eine Art Rest, der sich gleich dem freudschen Unheimlichen immer wieder Geltung verschafft, einfach >da< ist, ohne sich dingfest machen zu lassen" (S. 79), trägt kaum zu einem besseren Verständnis bei, zumal auch hier die Frage, was wir denn unter diesem „anderen" bzw. unter diesem „Rest" zu verstehen haben, unbeantwortet bleibt.

„writing“ (écriture) rufen in Smiths Studie fortwährend Fragen auf, die nicht beantwortet werden und daher den Leser irritieren.[215]
Die Nicht-Beachtung der sozialen und historischen Dimension des Textes[216] bringt vor allem für die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit der Autobiographie Gefahren mit sich. In den nächsten Kapiteln werde ich auf den gesellschaftlich-politischen Kontext der untersuchten Autobiographien eingehen, um auf den oft widersprüchlichen und vieldeutigen Umgang mit geschichtlichen Elementen in den hier untersuchten Autobiographien hinzuweisen. Im letzten Kapitel dieser Arbeit komme ich, nachdem die Texte und ihre Rezeption analysiert sind, auf den poststrukturalistischen Gattungsdiskurs zurück, und werde dabei an die Kritik von Terry Eagleton und John M. Ellis anknüpfen.

1.5.3 Die Demaskierung der Autobiographie: Paul de Man

Der belgisch-amerikanische Literaturtheoretiker und –Kritiker Paul de Man (1919-1983) gilt zusammen mit Derrida als Begründer der Dekonstruktion. Dekonstruktion meint bei de Man vor allem das konsequente Bewusstsein der literarischen oder rhetorischen Verfasstheit von Texten. Wie Derrida sah de Man Sprache nicht als ein Mittel, das die vorsprachliche Realität adäquat wiedergeben kann, sondern als ein Instrument, das der Wirklichkeit eine bestimmte Struktur auferlegt: Die Wirklichkeit selbst ist sprachlich.

Autobiographie as De-facement

War es in *Allegorien des Lesens* die Allegorie, so richtete sich de Man in seinem Aufsatz *Autobiography as De-facement* (1979) vor allem auf die Prosopopöie, die personifizierende Darstellung - wörtlich der Versuch, dem Formlosen „ein Gesicht“ zu geben. Die Prosopopöe betrachtete de Man als ein rhetorisches Mittel, mit dessen

---

[215] Der Begriff “theory” verwendet Smith sowohl für Hegels Ästhetik, Derridas Sprachphilosophie als auch für jede andere mehr oder weniger abstrakte Betrachtungsweise. Auch Derrida brachte das Fehlen klarer Definitionen und die obskure Sprache, die sich auf einen engen Kreis von Eingeweihten zu richten scheint, viel Kritik ein. Für Schrift und Subjekt verwendet Derrida in seinen Texten viele andere Bezeichnungen: Unbewusstes, Graphem, Abwesenheit, Außen, Tod. Manchmal scheint es, als ob er die Begriffe beliebig durcheinander verwendet. Vgl. Köllerer, Christian: Die Errungenschaften der Postmoderne als Theorie. Eine philosophische Kritik. In: *Erlanger Digitale Edition. Beiträge zur Literatur- und Sprachwissenschaft*. 1999. http://www.erlangerliste.de/ressourc/postmod.html. Auch John M. Ellis hat logische Widersprüche und andere Ungereimtheiten in Derridas Philosophie aufgespürt. Vgl. Ellis, J.M.: *Against Deconstruction*. Princeton (Princeton University Press) 1989.
[216] Vgl. Bossinade, S. 23.

Hilfe der Verfasser sich ein Gesicht gibt.[217] Der Autobiograph gebe sich im Text ein Gesicht oder eine Maske[218] und bringt es oder sie wieder zum Verschwinden. Die Autobiographie entfalte sich somit in der Dialektik von Maskierung *(facement)* und Demaskierung (*de-facement).*

Eines ihrer Probleme ist nach de Man der Versuch, die Autobiographie so zu definieren und zu behandeln, als ob sie eine eigene literarische Gattung wäre. Die Berufung auf den Unterschied zwischen Autobiographie und Fiktion führt nach de Man zu keinem klaren Ergebnis:

> (..) are we so certain that autobiography depends on reference, as a photograph depends on its subject or a (realistic) picture on its model? We assume that life *produces* the autobiography as an act produces its consequences, but can we not suggest, with equal justice, that the autobiographical project may itself produce and determine the life and that whatever the writer *does* is in fact governed by the technical demands of self-portraiture and thus determined, in all its aspects, by the recourses of his medium?[219]

Statt über eine einfache Form der Referentialität und der Repräsentation zu verfügen, ergebe sich eine Illusion der Referenz aufgrund der sprachlichen Struktur der Autobiographie.

Autobiographie als Lese- und Verstehensfigur

Die Autobiographie setzt nach de Mans Ansicht eine unendliche Konkurrenz in Gang zwischen einer Lektüre als Fiktion und einer referenzorientierten Lesart.[220] Es sei unmöglich, zwischen Fiktion und Autobiographie zu trennen.[221] Dies ist auch der Grund, weshalb de Man die Diskussion um den Gattungsstatus für viel zu mühsam und sogar irrelevant hält: Mit dem Unterscheidungssystem Wahrheit/Fiktion lässt sich

---

[217] Vgl. Menke, Bettine: De Mans 'Prosopopoie' der Lekture: Die Entleerung des Monuments. In: Bohrer, Karl-Heinz (Hrsg.): *Ästhetik und Rhetorik: Lektüren zu Paul de Man.* Frankfurt (Suhrkamp) 1993, S. 34-78.

[218] Vgl. die deutsche Übersetzung: "Autobiographie als Maskenspiel". In: De Man, Paul: *Die Ideologie des Ästhetischen*. Herausgegeben von Christoph Menke. Aus dem Amerikanischen von Jürgen Blasius. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1993, S. 131-145. Das englische Verbalsubstantiv "facement" ist kaum übersetzbar.

[219] De Man 1979, S. 920.

[220] De Man greift auf Gérard Genettes Lektüre von Marcel Prousts *A la recherche du temps perdus* zurück: "Chez Proust, il va de soi que chaque exemple peut soulever, à ce niveau, un débat infini entre une lecture de la *Recherche* comme fiction et une lecture de la *Recherche* comme autobiographie. Peut-être d'ailleurs faut il rester *dans* ce tourniquet." Genette, Gérard: Métonymie chez Proust. In: *Figures III*. Paris (Edition du Seuil) 1972, S. 50.

[221] De Man 1979, S. 921: "It appears then, that the distinction between fiction and autobiography is not an either/or polarity but that it is undecidable."

seiner Meinung nach in Bezug auf die rhetorische Struktur der Autobiographie nicht viel anfangen. Die Autobiographie sei keine Gattung oder Textsorte, sondern vielmehr eine Lese- oder Verstehensfigur, die in allen Texten auftritt:

Autobiography, then, is not a genre or a mode, but a figure of reading or of understanding that occurs, to some degree, in all texts.[222]

Die Autobiographie offenbare die jeder (Selbst)Erkenntnis zugrunde liegende „tropologische Struktur“:

The interest of autobiography (...) is not that it reveals reliable self-knowledge – it does not – but that it demonstrates in a striking way the impossibility of closure and totalisation (that is the impossibility of coming into being) of all textual systems made up of tropological substitutions. [223]

Folglich kann die Autobiographie auch keine verlässliche Selbsterkenntnis liefern; ihre Bedeutung liegt gerade darin, dass sie die Unmöglichkeit der Abgeschlossenheit und der Sinnvermittlung demonstriert. De Man weist Lejeunes These, dass Eigenname und Unterschrift als Teil eines „autobiographischen Paktes“ auf feste Referenzobjekte zurückverweisen, denn auch entschieden zurück. Jede Beschäftigung mit der Autobiographie sehe sich in einer Drehtür befangen: Einerseits will der Leser der Tropologie entgehen und den Text auf konkrete Referenzobjekte zurückführen, anderseits ist es ihm gar nicht möglich, sich der sprachlichen Struktur zu entziehen. Der Leser, aber auch der Autobiograph, kann auf diese Weise nie zu einer „das Ganze überschauenden und zusammenfassenden Schreibsituation“[224] gelangen, es treten immer nur ewige „Drehungen“ der Tropen hervor.

Autobiographie und die rhetorische Struktur der Sprache

An Gegenargumenten hat es aber nicht gefehlt. Kritik gab es vor allem an De Mans Radikalität sowie an seinen „Panfiktionalismus“.[225] Auch meinte man, dass de Mans Dekonstruktion mit seiner eigentümlichen Mischung aus Polemik und dem Aufruf zu

[222] Ebd.
[223] Ebd., S.922.
[224] Weimar, Klaus (Hrsg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Realexikons der deutschen Literaturwissenschaft.* Band I, A-G. Berlin New York (Walter de Gruyter) 1997, S. 169.
[225] Menke: »Unglückliches Bewußtsein« Literatur und Kritik bei Paul de Man. In: Menke (Hrsg.), S. 265-300, hier S. 273.

einer »Rückkehr zur Philologie« sich selbst widerspreche. Bei de Man herrscht die rhetorische Dimension über historische und gesellschaftliche Komponenten des Textes. De Man vernachlässigt, wie Derrida, diese Komponenten der Texte, die in eigene, sie prägende Diskurse eingebunden sind. Es fragt sich also, ob de Man die rhetorische Funktion gegenüber der historischen und gesellschaftlichen nicht zu sehr in den Vordergrund gerückt hat.[226]

De Man erhob in seinen theoretischen Schriften Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Seine antireferentielle Sprachauffassung richtete sich nicht nur auf die Autobiographie, sondern auf jede Art von Literaturbetrachtung; sein Textmodell sollte nicht nur für die postmoderne Literatur gelten, sondern auch für Texte, deren Entstehungsgeschichte weit zurückreicht.[227] Etablierte Auffassungen, die an der Idee einer kommunikativ sinnvollen und signifikanten Funktion der literarischen Sprache festhielten, wurden von ihm deshalb angegriffen.

Die Folgen von de Mans Überlegungen für die Literaturwissenschaft, insbesondere für die Autobiographie-Theorie, sind evident: Wenn zwischen figurativer und referentieller Rede letztlich nicht getrennt werden kann, lassen sich die Beschreibungen in einer Autobiographie nicht länger auf eine vorsprachliche Wirklichkeit zurückführen. Sie sind nicht in der Wirklichkeit zu verankern. Literatur kann damit nicht als Ausdruck einer wie immer gearteten „Wahrheit“ gelten, sondern wird zu einer „kunstvoll überformte(n) Sprach-Aporie, deren Modell die unentscheidbar zirkulierende Allegorie ist.“[228]

De Mans Aufhebung des Gattungsstatus und das Verständnis von Autobiographie als Lektüre- und Verstehensmodus hat noch eine weiter reichende Folge: Wenn man behauptet, alle Texte seien autobiographisch, dann lässt sich auch die Behauptung aufstellen, kein Text sei im eigentlichen Sinne autobiographisch.[229] Damit hätte sich die Gattung gewissermaßen aufgelöst. Es ist jedoch fraglich, ob de Mans vehemente Absage an traditionelle Merkmale die Autobiographie als Gattung unmöglich macht. Neben Autobiographien, die nach wie vor am traditionellen Repräsentationsschema

---

[226] Peter W. Zima spricht in Bezug auf *Blindness und Insight* von “nietzscheanische(n) Übertreibungen, die die rhetorische Figur in den Mittelpunkt stellen und die Rolle der formalen Logik in jeder theoretischen Argumentation vernachlässigen.” Vgl. Zima 1994, S. 98.

[227] So interpretiert de Man in *Allegorien des Lesens* u.a. Rousseaus *Pygmalion*, *Julie*, *Profession de foi*, sein *Social Contract* und seine *Confessions*. Vgl. auch de Mans Aufsatz “Literary History and Literary Modernity”. In: *Blindness and Insight*, S. 142-165.

[228] Bossinade, S. 123.

[229] Vgl. de Man 1979, S. 921.

und an der "Macht" der Sprache festhalten, schreiben postmoderne Autoren die Gattung weiter.[230] Die Autobiographie liefert ihnen die Möglichkeit, über die Schwierigkeiten bei der Suche nach einer eigenen Identität zu berichten. Die poststrukturalistischen Thesen bedürfen meiner Meinung nach der Einschränkung. Allem Totsagen der Gattung und des Subjekts zuwider behaupten Autoren nach wie vor ein Ich im Text – auch wenn es sich dabei nicht um ein homogenes Ich, sondern um ein von vornherein relativiertes und ein der Macht der Sprache unterworfenes Ich handelt. Auch ist es zweifelhaft, ob jüngere Autobiographen auf ähnliche Weise, wie das in der Literatur der siebziger Jahre geschah, gattungstheoretisch relevante Begriffe wie Identität, Entwicklung und Erinnerung in Frage stellen.

1.5.4 Die Autobiographie nach dem Ende der Autobiographie: Almut Finck

Ein wichtiges „Ziel" des Poststrukturalismus ist es, „ein Verdrängtes, ein unter dem Diktat kultureller Normen >mundtot Gemachtes< neu zum Sprechen zu bringen."[231] Der Poststrukturalismus greift dabei binäre Oppositionen an, die sich als Denkgewohnheiten etabliert haben und seiner Ansicht nach dazu dienen, zu Macht zu gelangen und diese zu erhalten. Poststrukturalistische Lesarten stellen nicht nur die Gegensätze zwischen Buchstäblichkeit/Bildhaftigkeit, Wissenschaft/Literatur, Objektsprache/Metasprache, sondern auch die zwischen männlich und weiblich in Frage. Insbesondere seit den späten achtziger Jahren hat sich eine anthropologisch orientierte Kritik an einem Individualitätskonzept etabliert, das mit dem Selbstverständnis von Frauen, Vertretern nicht-westlicher Kulturen und Minderheiten nicht kongruent sei. Feministische Literaturwissenschaftler wie Cynthia Chase, Shoshana Feldman und Barbara Johnson konstruierten in den achtziger Jahren die Geschlechterdifferenz als Gegenstand eines "dekonstruktiven Feminismus".[232] Sie kritisierten ein Konzept, in dem Frauen als Literaturschaffende kaum einbezogen würden. In Anlehnung an die feministische Sozialforschung ging es ihnen darum, entgegen bisheriger Marginalisierung Frauen Anerkennung zu verschaffen. Sie wiesen darauf hin, dass die Frau als Objekt in der Literatur- und Kulturgeschichte

[230] De Man würde dieses Weiterschreiben der Gattung aber wahrscheinlich als eine Illusion abtun.
[231] Bossinade, S. IX.
[232] Vgl. Vinken, Barbara (Hrsg.): *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika.* Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1992.

zwar ständig präsent, ja sogar nahezu überpräsentiert sei, in der Geschichtsschreibung als Schaffende aber kaum einen Platz habe. So entstand eine Neuorientierung in der Geschichtsschreibung, die oftmals vergessene Werke von Frauen entdeckte, erschloss und literarisch und biographisch einordnete. Chase, Feldman und Johnson machten dabei auf Ausschlussverfahren aufmerksam, mit denen eine Kultur das in ihr Verborgene oder Verdrängte verschwinden lasse. Dabei wurden auch stilistische und narrative Strukturen als weiblich und männlich charakterisiert.[233]

Im Folgenden werde ich auf die feministische Kritik am männlichen Identitätskonzept eingehen, um die poststrukturalistische Untergrabung vorhin unangefochtener Positionen durch einen weiteren Aspekt zu verdeutlichen. Als gattungstheoretischen Text habe ich mich dabei für die 1999 in der Münchner Reihe „Geschlechterdifferenz & Literatur" erschienene Dissertation Almut Fincks[234] entschieden, weil in ihr konsequent poststrukturalistische Ansichten vorgetragen werden und weil Finck sich mit Christa Wolfs *Kindheitsmuster* und Maxine Hong Kingstons *The Women Warrior* auf das Schreiben von Autoren richtet, deren Texte die Autobiographie-Theorie wegen ihrer Konzentration auf eine männliche Tradition lange Zeit nicht oder kaum beachtet hat. Doch zunächst scheint es sinnvoll, auf die Implikationen der feministischen Literaturwissenschaft für die Gattungstheorie einzugehen und zu erklären, warum gerade die Autobiographie wie kaum eine andere Gattung zu einem Gebiet geschlechtshistorischer Forschungen wurde.[235]

---

[233] So war Lynne Tatlock der Ansicht, dass in der Autobiographie ostentativ die Vorherrschaft von Männern über Frauen zum Ausdruck gebracht werde. Tatlock, Lynne: Ab ovo: Reconceiving the Masculinity of the Autobiographical Subject. In: Dies: *The Graph of Sex and the German Text. Gendered Culture in Early Modern Germany 1500-1700.* Amsterdam Atlanta (Rodopi) 1994, S. 383-412. Sidonie Smith meinte, dass "traditional autobiography has functioned as one of those forms and languages that sustain sexual difference". Smith, Sidonie: *A Poetics of Women's Autobiography. Marginality and the Fictions of Self-Representation.* Bloomington (Indiana University Press) 1987, S. 49. Barbara Kosta bezeichnete die Autobiographie sogar als die "textuelle Seite der männlichen Subjektivität". Kosta, Barbara: *Recasting Autobiography. Women's Counterfictions in Contemporary German Literature and Film*. Ithaca (Cornell University Press) 1994, S. 9. Als Abgrenzung gegenüber der von einer "männlichen" Tradition dominierten Gattungsbezeichnung Autobiographie wurde von Stanton der Begriff "autogynography" vorgeschlagen. Vgl. Stanton, Domna T.: Autogynography: Is the Subject Different? In: Dies. (Hrsg.): *The Female Autobiograph.* New York (New York Literary Forum) 1984, S. 3-20. Aus Stantons radikalfeministischer Perspektive ist die Autobiographie eine Domäne des Mannes. Sie dient in ihrer Studie als Symbol der herrschenden schlechten Verhältnisse und als negatives Kontrastbild für die "Autogynographie", die sich von dem "phallocentric system" der heutigen Gesellschaft als ein „act of self-assertion" befreie. (S. 15).

[234] Finck, Almut: *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie*. Berlin (Erich Schmidt) 1999.

[235] Vgl. u.a. Wartmann, Brigitte (Hrsg.): *Weiblich-Männlich. Kulturgeschichtliche Spuren einer verdrängten Weiblichkeit.* Berlin (Ästhetik und Kommunikation) 1980. Weigel, Sigrid: Das Weibliche als Metapher des Metonymischen. Kritische Überlegungen zur Konstitution des Weiblichen als Verfahren oder Schreibweise. In: Stephan, Inge (Hrsg.): *Frauensprache-Frauenliteratur.* Tübingen

Dadurch, dass sich auch in der Autobiographie-Theorie die wissenschaftliche Auseinandersetzung an einer männlichen Tradition orientiert hat – zu denken wäre dabei vor allem an die Ahnenreihe Augustinus (*Confessiones*) – Rousseau (*Confessions*) – Goethe (*Dichtung und Wahrheit*), stellte sich für die feministische Literaturwissenschaft die Frage, auf welche Weise Autobiographien von Frauen an dieser Tradition teilgenommen haben oder ob es so etwas wie ein weibliches autobiographisches Schreiben gebe, das sich von dieser Tradition unterscheide. Von der Autobiographie erhoffte sie sich dabei so etwas wie ein Spiegelbild, das nicht nur weibliche Identität, sondern auch die Defizite und Stereotype üblicher Wahrnehmungsmuster präsentiere. Dabei brachten die Feministinnen den von vielen männlichen Poststrukturalisten ausgesparten sozial-historischen Kontext wieder ein. Von der Autobiographie versprach sich die feministische Literaturwissenschaft, in dem Punkt ganz dem traditionellen Gattungsbild folgend, einen ganz besonderen, unmittelbaren Zugang zu den Erfahrungen des Subjekts.[236]

Auch Finck versucht in ihrer Dissertation "die offenen oder verdeckten Linien der Geschlechterdifferenz in ihrem historisch-kulturellen sowie ihrem individualgeschichtlichen Kontext mit den von ihnen produzierten Ausschließungen und Wertsetzungen"[237] nachzuzeichnen. Die „Alterität" des weiblichen Subjekts wird dabei gesellschaftlich wie psychologisch begründet. Finck führt für Männer und Frauen unterschiedliche Sozialisationsmechanismen an und betont die Bedeutung einer kulturellen und geschlechtlichen "Gruppenidentität". Auch sie beklagt das Missverhältnis zwischen der "allgegenwärtigen Präsenz" der Frau als literarischen Gegenstands und ihrer "nahezu völligen Abwesenheit" als Autorin. In den zahlreichen Monographien und Sammelbänden, mit denen sich die Literaturwissenschaft seit den siebziger Jahren der Autobiographie widme, tauchen nach Fincks Ansicht Frauen als

---

(Niemeyer) 1986, S. 108-118. Weber, Ingeborg (Hrsg.): *Weiblichkeit und weibliches Schreiben. Poststrukturalismus. Weibliche Ästhetik. Kulturelles Selbstverständnis*. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1994.

[236] Vgl. James Olney, der die Autobiographie bezeichnete als "the story of a distinctive culture written in individual charakters (….) which offers a privileged access to a experience (the American experience, the black experience, the female experience, the African experience) that no other variety can offer." Olney, James: Autobiography and the Cultural Moment. A Thematic, Historical, and Bibliographical Introduction. In: Ders.: *Autobiography. Essays Theoretical and Critical*. (Princeton University Press) 1980, S. 4-27, hier S. 13.

[237] Bossinade, S. 95.

Verfasser von Autobiographien nicht genügend auf.[238] Dies gelte nicht nur für die traditionelle, einer "humanistischen Subjektideologie" verpflichtete Autobiographietheorie, sondern auch für neuere Ansätze:

> Das diskursiv verfaßte, fragmentarische und multiple Subjekt, dem das Interesse der dekonstruktionistischen und psychoanalytischen Autobiographiekritik gilt, ist – wo die Kritiker Männer sind - ebenfalls nahezu ausnahmslos männlichen Geschlechts.[239]

Postmoderne Theoretiker wie Michael Sprinker, Jacques Derrida und Paul de Man bleiben, so Finck, einem traditionellen, dominant männlichen Kanon verhaftet. Auch die neueren Arbeiten der auf Deutsch veröffentlichenden Kritiker – Finck erwähnt u.a. Günter Niggl, Manfred Schneider und Helmut Pfotenhauer[240]- seien "ganz von den stereotypen Polarisierungen abhängig."[241] Besonders Niggl wird von Finck heftig attackiert. Niggl, der in der Einleitung seines 1998 wieder aufgelegten *Wege der Forschung*-Bandes schreibt, dass in letzter Zeit ein "sozialhistorisches Interesse" an den "Autobiographien sozialer Rand- und Sondergruppen" bestehe, etwa an der "Black Autobiography" in Amerika, an den "Arbeiterlebenserinnerungen" in Deutschland und "analog dazu" an "Autobiographien von Frauen"[242], bezeichne damit implizit das "Zentrum seiner Autobiographietheorie: Das weiße, bürgerliche, männliche Ich."[243] Verantwortlich für die Ausschließung nicht-männlicher Autoren in der deutschsprachigen Gattungstheorie hält Finck Georg Mischs *Geschichte der Autobiographie*. Misch habe mit seiner Betonung von "Wille und Vernunft, Aktivität

---

[238] Auch Domna C. Stanton meinte 1984: "Not a single study in Mehlman's *A Structural Study of Autobiographie* (1971), Bruss' *Autobiographical Acts* (1976), Spengemann's *The Forms of Autobiography* (1980), or Lejeune's influential *L'autobiographie en France* (1971), *Le pacte Autobiographique* (1975), and *Je est un autre* (1980). None, moreover, in the special issues on autobiography of such journals as *Genre* nos. VI. 1 and 2 (1973), *Modern Language Notes* (1978), *Esprit Créateur* (1980), or *Poétique* (1983)." Stanton, Domna C.: Autogynography: Is the Subject Different? In: Dies. (Hrsg.): *The Female Autobiograph*, S. 4.
[239] Finck, S. 109ff.
[240] Niggl, Günter: *Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung*. Stuttgart (Metzler) 1977. Ders. (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) [2]1998. Schneider, Manfred: *Die erkaltete Herzensschrift. Der autobiographische Text im 20. Jahrhundert*. München Wien (Hanser) 1986. Pfotenhauer, Helmut: *Literarische Anthropologie: Selbstbiographien und ihre Geschichte am Leitfaden des Leibes*. Stuttgart (Metzler) 1987.
[241] Finck, S. 113.
[242] Niggl (Hrsg.) [2]1998, S. 9.
[243] Finck, S. 114.

und Kraft, Gestaltung und Schöpfertum"[244] der Vorstellung idealtypischer Männlichkeit entsprochen, die in der Verwerfung des Weiblichen gründe.[245]
Wie alle Theoretiker, die nach den gegenwärtigen Möglichkeiten der Autobiographie fragen, sieht Finck sich auf eine paradoxe Lage verwiesen: Weder nach der traditionellen Autobiographie-Theorie, für die alles nach Goethe und Rousseau nur noch Symptom eines Kulturschwunds ist, noch nach postmodernen Theoretikern, aus deren Sicht die Gattung zusammen mit dem Glauben an das autonome Subjekt und eine vortextuelle Wirklichkeit verschwunden ist, dürfte es eigentlich noch Autobiographien geben.[246] Trotzdem haben Autoren das Interesse an der Gattung nicht verloren und erfreuen Autobiographien sich bei Lesern großer Beliebtheit. Christa Wolfs *Kindheitsmuster* und Maxine Hong Kingstons *The Woman Warrior* betrachtet Finck als exemplarisch für ein Verfahren, „welches den textuellen Konstituierungsprozess autobiographischer Referentialität zum integralen Bestandteil der autobiographischen Schrift macht, welches, mit anderen Worten, die sprachliche Verfasstheit des Subjekts und seiner Geschichte selbstreflexiv inszeniert." Sie geht dabei von einer soziokulturellen Konstruktion von Geschlecht und „Rasse" aus:

> In dem Augenblick, da die Frau nicht als das essentiell andere begriffen wird, tritt (...) die Differenz zum Manne als die alles entscheidende, fundamentale Kategorie zurück hinter den (sic) Differenzen zwischen den Frauen, Differenzen, die sich sowohl historisch als interkulturell manifestieren, Differenzen, die entstehen im Kontext von Signifikationspraktiken, durch die Kategorien wie „Rasse", soziale Klasse, sexuelle Orientierung, Religion, nationale oder ethnische Zugehörigkeit ihre Bedeutung erhalten und einen identitätsbestimmenden Einfluß entfalten.[247]

Subjektivität, weibliche wie männliche, ist also nach Fincks Ansicht von mehreren Faktoren abhängig. Die ausschließlich um *autos*, *bios* oder *graphe* kreisenden

---

[244] Ebd., S. 111.
[245] Misch spricht in der *Geschichte der Autobiographie* u.a. vom "männlich tätige(n) sittliche(n) Wille(n)", von "aus dem Willen stammender gestaltender Energie" und dem "Drang nach aktivem Eingreifen ins reale Leben". Vgl. Misch: *Geschichte der Autobiographie*. Bd. IV, 2. Von der Renaissance bis zu den autobiographischen Hauptwerken des 18. und 19. Jahrhunderts. Frankfurt/Main (Schulte-Bulmke) 1969, S. 573, S. 574 und S. 680.
[246] Als Beispiel für die erste Variante sei Roy Pascal erwähnt, der in seinem Buch über die Autobiographie meinte, die "realisation of a meaningfull standpoint, the emergence from shadows into daglight", eine „condition of autobiography alltogether" sei. Vgl. Pascal, S. 10. Eine Gegenposition nahm Michael Sprinker ein, der nach einer Untersuchung der erkenntnistheoretischen Prämissen der Autobiographie das Ende der Gattung proklamierte. Vgl. Sprinker, Michael: Fictions of The Self: The End of Autobiography. In: Olney, James (Hrsg.): *Autobiography. Essays Theoretical and Critical*. Princeton (Princeton University Press) 1980, S. 321-340.
[247] Finck, S. 130.

Versuche der Gattungstheorie weist Finck aus diesem Grund ab. Mit der Weiterführung des Freudschen Begriffs der „Nachträglichkeit“ unternimmt Finck den Versuch, zwischen der extremen Betonung von Textualität und der Forderung nach einer Rückbesinnung auf die vorsprachliche Wirklichkeit zu vermitteln.[248] Dabei schließt Finck an Überlegungen von Jeanne Costello an.[249] Auch die weibliche Erfahrung sei kein unvermittelter Besitz, sondern „nachträgliches“ Produkt „sozio-kultureller Kodifizierung.“[250] Identität wird von Finck poststrukturalistisch als ein „prozessualer Effekt“ aufgefasst, als eine „sich ständig wandelnde Begleiterscheinung von Positionalisierungen, die sich ergeben, wenn Positionen, frühere wie spätere, fortwährend aufeinander stoßen, sich auflösen, einander hervorrufen.“[251] Identität sei kein „enttextualisiertes, von aller historischen Kontingenz und kultureller Prägung gereinigtes, essentialistisches Selbst“. Was Identität konstruiere, hänge vielmehr eng von „den zahlreichen und sehr heterogenen Positionen ab, die das Subjekt sowohl gleichzeitig als auch nacheinander, im Laufe seines Lebens, einnimmt (...).“[252] Auf diese Weise kommt Finck zu einer differenzierten Interpretation von vor allem Maxine Hong Kingstons *Woman Warrior* – einem Text, der wie kein anderer an ihr theoretisches Konzept anschließt.[253] Es scheint, wie Finck zurecht betont, mehr als zweifelhaft, ob diese Hauptfigur ihre Identität primär aus ihren Erfahrungen als Frau ableitet. Finck zeigt überzeugend, dass eine derartige Interpretation[254] eine

[248] Ebd., S. 128: „Man vernachlässigt einerseits den figurativen Aspekt autobiographischen Schreibens und hypostasiert andererseits subjektive Erfahrung und Identität zum je Eigentlichen des historischen Subjekts und zum Fundament von dessen Erkenntnisdrang und Signifikanz erzeugendem Handeln, anstatt in Rechnung zu stellen, daß sich Erfahrung und Identität immer erst „nachträglich“ und nie endgültig in und mit den Signifikationsprozessen konstituieren, in und mit denen das Subjekt seine Wirklichkeit zu erkennen und in ihr zu handeln sucht“.

[249] Jeanne Costello hat darauf hingewiesen, dass “one of the essential insights of contemporary theory”, nämlich die Einsicht, “that our processes of knowing experiences are bound to language – or ‘text’, in other, poststructuralist words” von manchen feministischen Literaturwissenschaftlern nicht genügend berücksichtigt wird. Autobiographische Erfahrung ist nach Costellos Ansicht nicht “in some unmediated, extratextual fashion” lokalisierbar. Vgl. Costello, Jeanne: Taking the “woman” out of women’s autobiography: the perils and potentials of theorizing female subjectivities. In: *Diacritics* 21.2-3 (1991), S. 124-134.

[250] Finck, S. 129.

[251] Ebd., S. 137.

[252] Ebd.

[253] Die Hauptfigur in dieser Autobiographie, die vor allem im angloamerikanischen Raum hohe Auflagen erzielte, ist eine Amerikanerin chinesischer Abstammung, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zwischen der Wäscherei ihrer Eltern in einer US-Chinatown und überwiegend weißen Klassenschülern aufwächst.

[254] So las Susan Friedman Kingstons *Woman Warrior* als Entwicklungsgeschichte eines weiblichen Ich, das hin- und hergerissen wird zwischen den unterschiedlichen Ansprüchen von “individuality” and “community” und diesen Konflikt durch eine Identifikation mit der Mutter löst. Vgl. Friedman, Susan Stanford: Women’s Autobiographical Selves: Theory and Practice. In: Benstock, Shari (Hrsg.): *The*

gravierende Reduktion der Identität in diesem Text darstellt, weil sie die „multiple Positionierung“ des Subjekts in „heterogenen, sich miteinander in Konkurrenz befindlichen identitätsbildenden Diskursen“ nicht berücksichtige. Auf diese Weise zeigt Finck die Möglichkeit einer differenzierten Betrachtung des autobiographischen Subjekts, das in einem Netzwerk „korrelierender, sich bisweilen widersprechender oder miteinander konkurrierender Diskurse“[255] besteht. Ihr Ansatz macht es somit möglich, die identitätsstiftende Funktion der Kategorie Geschlecht anzuerkennen, ohne ihre Bedeutung zu verabsolutieren – was die Gefahr mit sich bringen würde, andere identitätsstiftende Kategorien zu übersehen.

1.5.5 Feministische Autobiographie-Theorie und das Ende des Subjekts

Mit ihrer Untersuchung von Christa Wolfs *Kindheitsmuster* und Maxine Hong Kingstons *The woman warrior* konzentriert sich Almut Finck auf Texte, die von der Autobiographie-Theorie lange Zeit nicht beachtet wurden, da die Gattung eng mit der Vorstellung eines männlichen, autonomen Subjekts verbunden war. Bemerkenswert bleibt aber, dass gerade zu dem Zeitpunkt, zu dem von vielen Theoretikern ein Verschwinden des Subjekts behauptet wird, dieses Subjekt in weiblicher Gestalt in der feministischen Autobiographie-Theorie gerade aufkommt. Die Betonung einer spezifisch weiblichen Autobiographie findet demnach vor dem Hintergrund eines bereits in Frage gestellten Autorbewusstseins statt. Eine Reduktion auf die Textualität der weiblichen Erfahrungen lehnen die meisten feministisch orientierten Literaturwissenschaftler aber aus nahe liegenden Gründen ab: Mit dem Abschied vom Referentialitätsanspruch wäre die Preisgabe des gesellschaftskritischen Potentials der Texte verbunden, auf die es ihnen gerade ankommt.[256] Durch diese Spannung zwischen Textualität und Referentialität kommt es in einer Reihe von Arbeiten zu

---

Private Self. Theory and Practice of Women's Autobiographical Writings. London (Roudledge) 1988, S. 34-62.

[255] Finck, S. 131.

[256] Auf diesen Zwiespalt weist auch Gisela Brinker-Gabler hin. Das Untersuchungsobjekt “Autobiographen von Frauen” betrachtet sie als theoretisch fragwürdig; die Auseinandersetzung mit Autobiographien von Frauen betrachtet sie aber als “keineswegs überflüssig”. Vgl. Brinker-Gabler, Gisela: Metamorphosen des Subjekts. Autobiographie, Textualität und Erinnerung. In: Heuser, Magdalena (Hrsg.): *Autobiographien von Frauen*. Beiträge zu ihrer Geschichte. Tübingen (Niemeyer) 1996, S. 397ff. Auch Wagner-Egelhaaf ist der Ansicht, dass Frauen “mit Verspätung einen theoretisch bereits in die Krise geratenen Status erringen”, weist aber darauf hin, dass “dieses kritische auktoriale Selbst-Bewusstsein” dazu beitragen kann, “politische und ästhetische Reflexionspotentiale freizusetzen”. Vgl. Wagner-Egelhaaf S. 98.

Widersprüchen. So behaupten manche feministischen Untersuchungen einen Referentialitätsgrad, der angesichts der ansonsten massiv vorgetragenen Kritik an "vorkritischen" Modellen eigentümlich altmodisch und methodisch inkonsequent anmutet. Während Kategorien wie Erzählstruktur und Erinnerung aus postmoderner Sicht kritisiert und dekonstruiert werden, hält man am traditionellen Repräsentationsschema der Autobiographie fest, wenn es um die Repräsentation weiblicher Identität geht. In Anlehnung an die marxistische Widerspiegelungslehre erscheinen Erfahrungen nicht als Wirklichkeitsverarbeitungen, sondern als Wirklichkeit schlechthin. Dadurch, dass sie die gesellschaftliche Emanzipation der Frau unmittelbar an der Geschichte ihrer Lebensdarstellungen abzulesen erhoffen, interpretieren Judith Okely und Susan Friedman Texte z.B. als unmittelbare Widerspiegelungen der »weiblichen Erfahrenswelt« und übersehen somit ihre komplexe Ästhetik.[257] Okeley und Friedman verstehen sich vor allem als Kulturanthropologen: Ihre grundsätzlichen Fragen betreffen vorwiegend die Reflexion der Rolle, die Minderheiten und Frauen in der Gesellschaft spielen, der Beziehung zwischen Wissenschaftler und Forschungsobjekt, der (post)kolonialen Situation und globaler Herrschaftssysteme, nicht der Literarizität des autobiographischen Textes und des komplexen *innertextuellen* Spiels mit Begriffen wie Identität, Erfahrung und Erinnerung. Die Interpretation der Autobiographie geht auf diese Weise mit der Annahme einer komplikationslosen Übersetzbarkeit sozialer und psychischer Realität in eine literarische bzw. textuelle einher, wobei weibliche Erfahrung oft in diametralem Gegensatz zur männlichen verstanden wird.[258]
Diesen Gefahren ist auch Almut Finck in ihrer Dissertation nur teilweise entkommen. Einerseits erkennt sie das grundsätzliche Problem einer auf eine spezifisch weibliche Lebenswelt oder weibliche Identität gerichteten Theorie, das darin besteht, „daß sie

[257] Auf vergleichbare Weise steht der Versuch einiger Frauenliteratur-Verfechter, den traditionellen Kanon durch einen weiblichen "Gegenkanon" zu ersetzten, der Kanonfeindlichkeit der Postmoderne radikal entgegen.
[258] Die Trennung zwischen "Männlichkeit" und "Weiblichkeit" führt bei Okely zu idealtypischen Charakterisierungen. So ist Okely der Meinung, die weibliche Identität sei "flexibler" als das männliche Selbstbewusstsein, das sich durch "Distanzierung" und "Abgrenzung" definiere, während die weibliche Identität durch "interpersonality" geprägt sei. Vgl. Okely 1992, S. 12. Auch Estelle Jelinek behauptet: "in contrast to the self-confident, one-dimensional self-image that men usually project, women often depict a multidimensional, fragmented self-image." Vgl. Jelinek, Estelle: *The Tradition of Women's Autobiography. From Antiquity to Present.* Boston (Twayne Publishers) 1986, S. XIII. Die Frau ist vielseitig, der Mann beschränkt. Auf diese Weise bestätigt die feministische Literaturwissenschaft undifferenzierte Klischees, wenn auch unter umgekehrtem Vorzeichen.

die gleichen – fragwürdigen – erkenntnistheoretischen Voraussetzungen besitzen wie die traditionelle Literaturtheorie (…)":

> Diese epistemologischen Prämissen sind – und bleiben – erstens die Annahme eines letztlich ontologisch stabilen, prädiskursiv gesicherten Subjekts, egal ob männlich oder weiblich, und zweitens eine Sprachauffassung, wonach Sprache nach den Maßgaben der binären Repräsentationslogik funktioniert und der Kontrolle durch jenes autarke Subjekt unterliegt.[259]

Andererseits will sie die weibliche Identität als Abgrenzung gegenüber „patriarchalen Strukturen"[260] nicht aufgeben. Sie präsentiert das weibliche Subjekt in seiner Eingebundenheit in ein soziales Netzwerk, steht poststrukturalistischen Positionen hinsichtlich der Konzeption von Subjekt und Welt aber skeptisch gegenüber, weil sie die möglichen Konsequenzen des poststrukturalistischen Denkens als kontraproduktiv für eine feministische Literaturtheorie betrachtet. In der poststrukturalistischen Relativierung liegt in ihren Augen die Gefahr einer Entschärfung von geschlechtsspezifischen Benachteiligungen.
Finck erklärt es deshalb als ihr Vorhaben, „bisher übersehene und marginalisierte Schreibweisen *anders* als das Andere des Einen wahrnehmen, d.h. nicht in Opposition zu den männlichen Parametern."[261] Dieses Vorhaben löst ihre Untersuchung aber nur teilweise ein. Auch Finck geht im fünften Kapitel ihrer Untersuchung von der Idee eines „Phallogozentrismus" aus, in dem die Frau „als das negative Spiegelbild des Männlichen" fungiere, „über dessen Verwerfung und Ausschluß sich der Mann seiner Identität und Vollständigkeit, seiner Positivität" versichere. Auf diese Weise bleibt Finck dem von ihr so scharf angegriffenen binären Denken verhaftet. Außerdem misst Finck mit zweierlei Maßstäben, wenn sie der traditionellen Autobiographie-Theorie vorwirft, in Autobiographien von Frauen aus dem frühen 19. Jahrhundert nur das „bloße Sammeln von Fakten"[262] anzuerkennen und ihnen somit einen ästhetischen Wert abzuerkennen, später aber zugibt, dass auch das Interesse feministischer Literaturwissenschaftler sich hauptsächlich auf Texte richtet, „die als ästhetisch

---

[259] Finck, S. 127.
[260] So betrachtet Finck die von ihr untersuchten Autobiographien weiblicher Autoren als „in der patriarchalen Kultur von Männern angefertigten" »Entwürfe« von Weiblichkeit. (S. 122). Auch Finck nimmt die Vorherrschaft »männlicher« Strukturen, die die Frau an der Entwicklung einer eigenen Identität hindern, zum Ausgangspunkt ihrer Analyse.
[261] Ebd., S. 115. Finck distanziert sich explizit von einem „System binärer Strukturen", das „die stereotypen Zuordnungen von „männlich" und „weiblich" überhaupt erst möglich macht." In einem solchen System werden „Klischees nur weiter festgeschrieben" (S. 122).
[262] Ebd., S. 112.

„mißlungen“ gelten.“[263] Wo aber Günter Niggl in die “sattsam bekannte Interpretationsstragegie” verfalle, “wonach Texte von Schriftstellerinnen nicht unter ästhetischen Gesichtspunkten zu betrachten seien”, dürfen sich Estelle Jelinek und Domna C. Stanton rühmen, die “Rekonstruktion weiblicher Autobiographik” in Gang gesetzt zu haben, die in “einer von Männern hegemonial besetzten Kultur” fast der Vergessenheit anheim gefallen wäre. Verantwortlich für den - wie Finck also zugibt - geringen ästhetischen Wert seien allerdings nicht Inhalt, Aufbau oder Reflexionsniveau der Texte, sondern ausschließlich „die androzentrischen Kriterien“[264], denen sie nicht genügen würden. An diesen und anderen Stellen neigt Finck dazu, die ganze Welt als ein bedrohliches Patriarchat wahrzunehmen.
Die weibliche Identität erscheint bei Finck als Teil einer auch durch Herkunft und Klasse bestimmten Identität - Finck spricht von „ethnischen und klassenspezifischen Modalitäten“, - die sowohl historisch als auch „interkulturell“ markiert und dem Wandel der Zeit unterlegen sind.[265] Zu Recht weist Finck darauf hin, dass die “Geschlechtsidentität” sich nicht aus den politischen und kulturellen Vernetzungen herauslösen lässt, in denen sie hervorgebracht wird. Diese Vernetzungen seien historisch bedingt. Umso auffälliger ist es, dass sie in ihrer Untersuchung davon ausgeht, dass die *Unterdrückung* der Frauen eine einzigartige, über alle Zeiten hinweg gleiche Form besitze: die einer universalen und hegemonialen Struktur des „Patriarchats“. Es fragt sich aber, ob die Vorstellung von einem universalen Patriarchat geeignet ist, den spezifischen Vorgehensweisen der “Geschlechter-Unterdrückung” in konkreten kulturellen Zusammenhängen Rechnung zu tragen. Werden in Fincks Untersuchung geschichtliche Kontexte in Betracht gezogen, so stets, um Beispiele oder Anschauungsmaterial für ein universelles Prinzip zu finden, das von Anfang an vorausgesetzt war.
Während das spezifisch Weibliche durch zahlreiche Facetten erweitert und markiert ist, erscheint das Männliche nicht als historisch bedingt. Es fragt sich also, ob nicht eher aus strategischen Gründen an den Begriff „Patriarchat“ appelliert wird. Methodisch ist dieser universal verwendeter Begriff mit Fincks eigentlichem Konzept nicht zu vereinbaren.

[263] Ebd., S. 118.
[264] Ebd.
[265] Ebd., S. 130.

1.5.6 Die Kehrseite der poststrukturalistischen Autobiographie-Theorie

Während die früheren gattungstheoretischen Ansätze in der Regel auf eine Subjektivität gerichtet waren, die sich auf das Vertrauen in die Repräsentationsfunktion der Sprache stützen konnte, streben poststrukturalistische Theoretiker danach, die Ambivalenzen, Widersprüche und Aporien von Texten bloßzulegen. Zugleich decken sie die Schwachstellen auf, die durch eine naive Lektüre zu Stande kommen. So legten Jacques Derrida und Paul de Man als Alternative zur sinnfestlegenden Interpretation die Konzepte Lektüre und Dekonstruktion vor, die auf die Unhaltbarkeit einer abschließenden Interpretation zielen.

Die Autobiographie, in der traditionell ein Ich seinen religiösen oder sozialen Werdegang beschrieb, stieg auf diese Weise zum Paradigma für die Schwierigkeit, ja, Unmöglichkeit der Selbstbeschreibung auf. Die Gattung erwies sich als hervorragend geeignet, die poststrukturalistische These von der "Dezentrierung" des Subjekts durch die Sprache zu untermauern. Wie von poststrukturalistischen Theoretikern über Subjekt und Autorschaft – und damit zusammenhängend: die Autobiographie – gedacht wird, ist also wesentlich durch die Kritik am repräsentationslogischen Modell von Sprache und Zeichen bestimmt.

Wie in seinem Buch *Allegorien des Lesens* betonte Paul de Mann auch in *Autobiography as De-Facement* die Rhetorik, vor allem die Tropen und Figuren. Auf die Frage „Was ist Wahrheit?" antwortete er mit Nietzsche: ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien und Anthropomorphismen.[266] De Man hat immer wieder betont, dass komplexe literarische und philosophische Texte keine homogenen Strukturen, sondern unaufhebbare Ambivalenzen, Widersprüche und Aporien enthalten. Die Autobiographie-Theorie hat er damit um eine wichtige Dimension erweitert, auch wenn man mit Peter Zima von einer „Überbewertung der Rhetorik der Tropen"[267] sprechen kann.

---

[266] Vgl. Nietzsche, Friedrich: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne. In: *Kritische Studienausgabe*. Hrsg. von Giorgio Colli und Massino Montinari. Band 1. Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen. Nachgelassene Schriften 1870-1874, S. 880f.: "Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauche einem Volke fest, canonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind (…)."

[267] Zima 1994, S. 99.

Auch für Jacques Derrida ist die Autobiographie nicht so sehr *be*schriebenes als vielmehr *ge*schriebenes Leben. Das *auto* verweise auf die eigene Position des Subjekts, das *bios* werde vor allem durch seinen Gegensatz, den Tod, bestimmt, während die *graphei* als Markierung der Schrift die Spur der zerstreuenden *différanc*e in sich trage. Das Referenzobjekt ist damit kein klares und einfaches Bezugsobjekt mehr, sondern rückt in die Nähe der Fiktion. Robert Smiths Derrida-Studie hat gezeigt, wie schwierig es ist, den oft hermetischen Jargon des französischen Philosophen in eine verständlichere Sprache zu übersetzen.
Im Zusammenhang mit dem poststrukturalistischen Ziel, das Verdrängte zum Sprechen zu bringen, kann auch das Bemühen um das Nachweisen einer bestimmten weiblichen Form der Autobiographie betrachtet werden. Der Poststrukturalismus wurde auf diese Weise für die feministische Literaturtheorie fruchtbar gemacht. Auch Almut Finck versteht in ihrer Dissertation *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie* unter Text und Kontext keinen festen Rahmen, sondern „offene und sich in ihren Konturen ständig verschiebende textuelle Felder, die in ihrer je eigenen diskursiven Verfaßtheit zu beleuchten sind.“[268] Dem einheitlichen Subjektbegriff hält Finck die „Hybridität“ einer „nachträglichen Identität“ entgegen, die über die geläufigen Polaritäten Ich/Welt, Welt/Kultur hinausgeht. Die Gefahr der feministischen Autobiographie-Theorie liegt, wie auch Fincks Studie zeigt, darin, die Vorstellung eines Selbst aufrechtzuerhalten oder sogar wieder einzuführen, die sich auf ein vorkritisches Modell von Sprache und Subjekt stützt, wobei das einzig Neue dann darin läge, dass es sich diesmal um ein weibliches Subjekt handelt. Finck stellt die essentialistischen und universalistischen Konzepte traditioneller Theorie in Frage, verwandelt „männliche Herrschaft“ und „Patriarchat“ aber stillschweigend in verallgemeinerungsfähige Konstanten. Erklärungsprinzipien wie „Androzentrismus“ und „Phallogozentrismus“[269] treten in Fincks Studie als mythische Aktanten auf, denen ein Anspruch auf universelle Geltung innewohnt. In diesem Punkt reproduziert Fincks Studie die zentrale Schwachstelle der feministischen Argumentation. Was die Theorie weiblicher Autobiographik angeht, stellt Fincks Studie eine weit ausgewogenere Dialektik vom Allgemeinen und Besonderen in den Vordergrund, indem sie neben dem Geschlecht auch kulturelle und ethnische Herkunft berücksichtigt.

[268] Finck, S. 137.
[269] Ebd., S. 115 u. S. 122.

Die antimimetische Sprachauffassung der Dekonstruktion macht es unmöglich, sinnvoll über sich und andere zu schreiben. Wer eine Autobiographie schreibt, kann nicht um die Sprache herum. Ein „wahres“ Bild des Ich muss als zu erreichende Möglichkeit ausgeschlossen werden. Wenn jede Interpretation als vorläufig angesehen werden muss, so gilt dies auch für die Interpretation des eigenen Lebens in literarischer Form. Kein Subjekt verfügt so über die Sprache, dass es sie lediglich in einen Text umzusetzen braucht, um die Realität wiederzugeben. Den Zeichen, die das Ich verwendet, ist es von Beginn an unterworfen.

In diesem Kapitel habe ich mehrfach darauf hingewiesen, dass die Abstrahierung von der sozialen und historischen Dimension des Textes vor allem für die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit der Autobiographie gewisse Risiken mit sich bringt. Wer, wie Paul de Man, die rhetorische Stilfigur der Prosopopöie in den Mittelpunkt seiner Autobiographie-Betrachtung rückt und alle Texte als rhetorische Strukturen auffasst, neigt dazu, sich über die gesellschaftlichen Komponenten hinwegzusetzen und den geschichtlich-politischen Kontext der Texte auszublenden. Für eine rezeptionsorientierte Studie stellt sich denn auch die Frage nach der Relevanz dieser theoretischen Erkenntnisse für den konkreten Umgang mit Texten.

In den nächsten Kapiteln werde ich auf die in diesem Kapitel kritisch dargestellten theoretischen Konzepte zurückkommen und auf den oft widersprüchlichen und vieldeutigen Umgang mit geschichtlichen Elementen in den untersuchten deutschsprachigen Autobiographie hinweisen, um die poststrukturalistische These der extremen Textualität durch eine referenzorientierte Lektüre zu relativieren. Die Fragen, die diese Texte in Bezug auf den Umgang mit Geschichte stellen, kommt dabei eine große Bedeutung zu. Man droht die Autobiographie nicht nur zu verfehlen, wenn man sich weigert, ihre sprachliche Dimension zu berücksichtigen, sondern auch, wenn man sich weigert, referenzorientierte Lektüren der Gattung ernst zu nehmen.

Wie komplex das Verhältnis zwischen Fakt und Fiktion sein kann, und wie unterschiedlich die Reaktionen der Leser, zeigt die fünfteilige Autobiographie des Österreichers Thomas Bernhard. Mancher Kritiker meinte, mit der Hinwendung zur »realistischen» Gattung der Autobiographie sei auch der Schriftsteller selbst zu einem »realistischen» Autor geworden; eine Feststellung, die andere zu Recht in Zweifel zogen.

2 Autobiographie als Maskenspiel: Thomas Bernhard

2.1 Einleitung

In diesem Kapitel soll die Autobiographie[270] Thomas Bernhard im Hinblick auf das in der Einleitung dieser Arbeit angedeutete Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption untersucht werden.

Bereits in der Einleitung habe ich darauf hingewiesen, dass die Rolle der Sprache in Bernhards Autobiographie der Literaturwissenschaft nicht entgangen ist, zugleich aber behauptet, dass sich die Spannungen in der Aufnahme und Wirkung dieser Autobiographie nicht allein durch ihre sprachliche Form erklären lassen. Deshalb möchte ich in diesem Kapitel zeigen, wie die Erwartungen und Vorstellungen in Bezug auf die Gattung die Rezeption lenkten, wie nicht selten ein bestimmtes Gattungsverständnis sich als entscheidend für das Urteil über den Text erwies. Die Ursache für die Spannungen im Rezeptionsprozess liegen meines Erachtens zu einem nicht unbeträchtlichen Teil in den Leseerwartungen, die sich an traditionellen Vorstellungen der Gattung orientieren, und an der Art und Weise, wie Bernhard diese Erwartungen durch ein abweichendes Identitäts- und Gattungsverständnis enttäuscht. Dieses Kapitel wird sich deshalb konkret den folgenden beiden Fragen zuwenden: Wie werden die gattungstheoretisch relevanten Begriffe von unterschiedlichen Lesern wahrgenommen? Und: Welche Funktionen übernehmen sie produktionsästhetisch in Bernhards Autobiographie? Der Frage nach dem Verhältnis zwischen der von einer Autobiographie verlangten faktischen Authentizität und der oft betonten „Künstlichkeit“[271] der Prosa Bernhards wird an Hand einer kritischen Text- und Rezeptionsanalyse, die sich an den sich widersprechenden Aussagen in Bernhards Autobiographie orientiert, nachgegangen. Diese „Künstlichkeit“ der Prosa Bernhards soll in einer Untersuchung, die sich auf eine Gattung konzentriert, die wie keine andere mit Referentialität und Wirklichkeitsnähe in der Darstellung verbunden wird, als wichtiges Problemfeld wahrgenommen werden. Sie könnte nämlich den Eindruck erwecken, man hätte es hier mit einer Kunstwelt zu tun, die nicht auf einen

[270] Die Argumente für diese Gattungsbezeichnung findet sich unter 2.6.

[271] Unter „Künstlichkeit“ verstehe ich hier Bernhards Neigung, sich gegen referentielle Lektüre zu wehren, Vorstellungen von Ganzheit und Harmonie entgegenzuwirken und die Leser bzw. Zuschauer durch Übertreibungen zu provozieren. Vgl. 2.2. sowie Schmidt-Dengler, Wendelin: *Der Übertreibungskünstler. Zu Thomas Bernhard.* Wien (Sonderzahl) ^{3}1997, S. 7.

historischen Kontext zurückzuführen und jede stichhaltige Aussage über die Welt verfehlen würde. Und doch traf Bernhard mit seiner Prosa wiederholt in Schmerzzentren des österreichischen Bewusstseins. Da die Rezeptionsanalyse zeigen wird, dass dies auch bei der Autobiographie der Fall war, werde ich mich mit der Künstlichkeit seiner Texte auseinandersetzen müssen, um die Spannungen in der Rezeption zu erklären. Des Weiteren ist eine Reflexion über die Stellung und Funktion der politisch-historischen Elemente in Bernhards Autobiographie sinnvoll, um das komplexe Verhältnis zwischen der Künstlichkeit und der Authentizität bei dieser Autobiographie zu problematisieren. Die Darstellung des Nationalsozialismus soll dabei als Fallbeispiel dienen. Auch soll auf die für die Beschäftigung mit Bernhards Texten zu berücksichtigende öffentliche Wirkung des Autors im deutschsprachigen Raum eingegangen werden, um die Rezeptionsanalyse vorzubereiten und Bernhards Rolle als „Skandalautor" zu beleuchten.

2.2 Thomas Bernhards literarische Dekonstruktion

Um in die Problematik des Werks von Thomas Bernhard einzuführen, scheinen zunächst einige Bemerkungen über die Poetik dieses Autors angebracht, wobei ich mich im Hinblick auf das zentrale Thema dieser Arbeit auf den Realitätsgehalt und die Sprachskepsis im Werk Bernhards beschränke. Auch soll über eine Reihe selbstinterpretierender Aussagen des Autors, Schlüsselsätze seiner Figuren und einer Auswertung der vorliegenden Sekundärliteratur zu diesem Thema die Frage beantwortet werden, ob Bernhard als ein Schriftsteller betrachtet werden kann, dessen Texte postmoderne Züge aufweisen. Lässt sich Bernhards „Poetik der Künstlichkeit"[272] als ein postmodernes Verfahren deuten? Wird Bernhard von der literaturwissenschaftlichen Forschung als postmoderner Autor betrachtet? Welche Verfahren, die als charakteristisch für postmoderne Literatur gelten, sind in Bernhards Texten erkennbar, und welche Voraussetzungen sind damit für die Rezeption der Bernhardschen Autobiographie gegeben? Diese Fragen gilt es im Folgenden zu klären.

[272] Höller, Hans: «Es darf nichts Ganzes geben», und «In meinen Büchern ist alles künstlich»: Eine Rekonstruktion des Gesellschaftsbilds von Thomas Bernhard aus der Form seiner Sprache. In: Jurgensen, Manfred (Hrsg.): *Bernhard. Annäherungen.* Bern (Francke) 1981, S. 45-63, hier S. 53.

In dem Monolog *Drei Tage* (1970) hat Bernhard seine spezifische Poetik der Künstlichkeit formuliert:

In meinen Büchern ist alles *künstlich*, das heißt, alle Figuren, Ereignisse, Vorkommnisse spielen sich auf einer Bühne ab, und der *Bühnen*raum ist total finster. Auftretende Figuren auf einem *Bühnen*raum, in einem Bühnenviereck, sind durch ihre Konturen deutlicher zu erkennen, als wenn sie *in der natürlichen* Beleuchtung erscheinen wie in der üblichen uns bekannten Prosa. In der Finsternis wird alles deutlich.[273]

Seit den sechziger Jahren richtet sich Bernhards Ästhetik radikal gegen alle traditionellen Konzepte von Ganzheit und Harmonie. „Es darf nichts Ganzes geben, man muß es zerhauen. Etwas Gelungenes, Schönes wird immer mehr verdächtig", heißt es in dem Monolog *Drei Tage*. In seiner *Büchner-Preisrede* (1970) identifizierte Bernhard das Denken sogar mit der Auflösung begrifflicher Ordnung:

(...) wir denken, verschweigen aber: wer denkt, löst auf, hebt auf, katastrophiert, demoliert, zersetzt, denn Denken ist folgerichtig die konsequente Auflösung aller Begriffe (...)[274]

Es überrascht denn auch keineswegs, dass Bernhard ein Zusammenhang stiftendes Erzählen stark abgelehnt hat. So bezeichnete er sich als der „typische Geschichtenzerstörer".[275]
Bernhards Texte betonen die Bruchstückhaftigkeit der Wahrnehmung und der Welt. Diese Tendenz zum Fragmentarischen erscheint in der frühen Erzählung *Amras* (1964) als ein „Ende ohne Bewußtsein":

Das Bewußtsein, daß du nichts bist als Fragmente, daß kurze und längere und längste Zeiten nichts als Fragmente sind ... daß die Dauer von Städten und Ländern nichts als Fragmente sind ... und die Erde Fragment ... daß die ganze Entwicklung Fragment ist ... die Vollkommenheit nichts ist .. daß die Fragmente entstanden sind und entstehen ... kein Weg, nur Ankünfte, ... daß das Ende ohne Bewußtsein ist ... und man dann nichts ohne dich und daß folglich nichts ist ...[276]

---

[273] Bernhard, Thomas: *Der Italiener*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1989, S. 82. Urspr. 1971. Die Kursivschrift bestimmter Wörter oder Satzteile gehört zum Stil des Autors Thomas Bernhard. Hervorhebungen von mir werden durch entsprechende Hinweise (Hervorh. J.S.) gekennzeichnet.
[274] Bernhard: Nie und mit nichts fertig werden. In: *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Jahrbuch 1970*. Heidelberg/Darmstadt (Lambert Schneider) 1970, S. 83-84, hier S. 83ff.
[275] Bernhard 1989, S. 83ff.
[276] Bernhard: *Amras*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1976, S. 78.

Damit sind bereits Charakteristika von Bernhards Texten erkennbar geworden, die das Schreiben einer Autobiographie zu einem gewagten Abenteuer zu machen scheinen: Kann ein Autor, der die Welt als künstlich wahrnimmt und der darüber hinaus auch nicht an ein Zusammenhang stiftendes Erzählen glaubt, die Geschichte seines eigenen Lebens sinnvoll und wahrheitsgemäß darstellen? Die Autobiographie sollte ja, trotz enthaltener dichterischer Elemente, in hohem Maße „wahr" oder zumindest glaubwürdig sein – so verlangen es auf jeden Fall die Gattungskonventionen und die meisten Leser, die sich an den herkömmlichen Vorstellungen orientieren.
Neben der Tendenz zum Künstlichen und Fragmentarischen ist auch der Sprachzweifel für Bernhards Werk von zentraler Bedeutung. Bernhards Texte enthalten von Anfang an Bemerkungen zu dem Problem, dass sich die Wahrheit grundsätzlich nicht sagen lässt. „Verständlich machen ist unmöglich, das gibt es nicht", heißt es in *Drei Tage*.[277] Die Sprache entfernt und verfälscht nach Bernhard den Gegenstand der Rede, statt eine Annäherung an ihn zu ermöglichen.
Die Autoreflexivität und das Bedeutungsverweigernde der Prosa Bernhards wurden in der Sekundärliteratur schon früh bemerkt. Bereits 1975 wies Christa Streber-Zeller auf das Scheitern der Rekonstruktionsversuche des Bernhard-Lesers hin.[278] Streber-Zellers Lektüreerfahrungen erinnern stark an Paul de Man, der zeigte, wie ein Text seine Bedeutung selbst hinterfragen und durchkreuzen kann.[279] Auch bei Bernhard scheint es nicht länger möglich, auf Ganzheit und Einheit des Textes zu setzen. Vielmehr erscheinen Bernhards Texte sich für eine Lektüre im Sinne Derridas oder de Mans zu eignen, eine Lektüre, die nicht länger von „streng eindeutigen Referenzen", sondern von einem „Spiel von Referenzen", von den „dekonstruktiven Bewegungen des Textes" ausgeht.[280] Es ist denn auch keineswegs überraschend, dass nach der verspäteten Kenntnisnahme poststrukturalistischer Literaturtheorien im

[277] Bernhard 1989, S. 80.
[278] Strebel-Zeller, Christa: *Die Verpflichtung der Tiefe des eigenen Abgrunds in Thomas Bernhards Prosa*. Zürich (Juris) 1975, S. 125ff: „Alles zerfällt in Einzelteile, in eine Vielfalt von Gedanken und Formulierungen, die keinen wirklich stimmigen Zusammenhang ergeben wollen. Der Interpret erlebt das gleiche wie Bernhards Astheniker: Annäherung an den Gegenstand entzieht ihm den Gegenstand. Sein Systemwille wird stets enttäuscht. (…) Das Reden beansprucht System, eine Forderung, der das Denken nicht nachkommen kann. (…) Sieht man aber die Texte aufmerksam durch, werden sich immer wieder Gedanken finden, die nicht ins System hineinpassen".
[279] Zu Paul de Man, vgl. 1.5.3.
[280] Müller, Haro: Hermeneutik oder Dekonstruktion? Zum Widerstreit zweier Interpretationsweisen. In: Bohrer, Karl Heinz (Hrsg.): *Ästhetik und Rhetorik. Lektüren zu Paul de Man*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1993, S. 98-116, hier S. 103ff.

deutschsprachigen Raum[281] seit den achtziger Jahren eine beachtliche Zahl von Studien erschienen ist, die versucht, Bernhards Verhältnis zur Dekonstruktion und zur Postmoderne zu klären.[282] Die Autoren dieser Publikationen greifen dabei vor allem auf die in *Drei Tage* formulierte Poetik der Künstlichkeit und auf das Spätwerk Bernhards zurück.

So ist Silvio Vietta, der die Dekonstruktion als eine „Funktionsweise der literarischen Formen der Parodie, Satire, Ironie, der Ästhetik des Häßlichen und des Fragments“[283] versteht, der Meinung, dass all diese literarischen Verfahren auf Bernhards Texte zutreffen. Bernhards Texte seien „dekonstruktive »Komödien«“, so Vietta. *Alte Meister* (1986) betrachtet Vietta als einen Text, der “das Verfahren der ironischen Dekonstruktion beispielhaft vor Augen führt.”[284] Für Bernhards Stil sei semantische Differenz und “Substanzlosigkeit” typisch; es gebe Parallelen zur Dekonstruktion, meint auch Franz Eyckeler.[285] Manfred Jurgensen beschreibt Bernhards Schreibweise als “die Konstruktion der Dekonstruktion.”[286]

Peter Kahrs hat versucht, dekonstruktivistische Verfahren bei Bernhard am Beispiel seiner frühen Prosa nachzuweisen. Im Anschluss an Derrida und de Man erörtert Kahrs Bernhards programmatische Äußerungen (u.a. *Drei Tage*), die „Textkonstitution“ einiger frühen Erzählungen (u.a. *Der Hutmacher*, 1968) und versucht “die Variationskunst des Autors im sprachlichen und motivischen Detail”[287] aufzuzeigen. Bernhard verlasse das “Terrain einer traditionellen Rhetorik”, indem er “Figuren und Tropen als Ornamente der Bedeutungsübermittlung” verstehe, die “auf einer Metaebene der Reflexion die verborgenen Intentionen der Sprache problematisier(en)”, so Kahrs.[288] In seiner „Allegorie“[289] zeige Bernhard „daß sich

---

[281] Vgl. Bossinade, Johanna: *Poststrukturalistische Literaturtheorie*. Stuttgart (Metzler) 2000, S. 11ff.
[282] Zum Unterschied zwischen diesen Begriffen vgl. 1.5.1 sowie die Einleitung meiner Arbeit.
[283] Vietta, Silvio: *Die literarische Moderne. Eine problemgeschichtliche Darstellung der deutschsprachigen Literatur von Hölderlin bis Thomas Bernhard*. Stuttgart (Metzler) 1992, S. 195.
[284] Ebd., S. 219.
[285] Eyckeler, Franz: *Reflexionspoesie. Sprachskepsis, Rhetorik und Poetik in der Prosa Thomas Bernhards*. Berlin (Schmidt) 1995. Vgl. ebd., S. 235: „Die Parallelen zwischen Bernhards Texten, ihren Sujets und vor allem ihrer formalen Verfahren mit dem ‚Anliegen’ des Dekonstruktivismus in der Variante Jacques Derridas und Paul de Mans sind verblüffend.“ Diesem Zusammenhang geht Eyckeler in seiner Studie jedoch nicht weiter nach. Stattdessen richtet er sich auf die Untersuchung der sprachlichen Gestaltung von *Gehen*, *Der Untergeher* und *Alte Meister* und geht dabei vor allem auf Bernhards Neologismen, die eindringliche Wiederholung von Wörtern und die vielen *inquit*-Formeln ein.
[286] Jurgensen, Manfred: *Thomas Bernhard. Der Kegel im Wald oder die Geometrie der Verneinung*. Bern Frankfurt am Main (Peter Lang) 1981, S. 40.
[287] Kahrs, Peter: *Thomas Bernhards frühe Erzählungen. Rhetorische Lektüren*. Würzburg (Königshausen & Neumann) 2000, S. 15.
[288] Ebd., S. 17.

sprachliche Zeichen nicht auf ein Ursprüngliches zurückführen lassen, sondern daß sie dem Leser / Zuschauer immer schon als etwas Künstliches gegenübertreten (...).“[290] Bernhard verweise in seinem Monolog autoreferentiell auf die Sprache.[291] Kahrs versucht zu zeigen, wie bei Bernhard “die Rede bis zu einem gewissen Grad selbstbezüglich wird“ und „die im alltäglichen Gebrauch unerkannten Übereinkünfte innerhalb der Sprache offengelegt” werden.[292] Kahrs stellt damit eine “immanent operierende rhetorische Lektüre” in den Vordergrund. Ähnlich wie bei Paul de Man ist „rhetorische Verfaßtheit” in Kahrs Studie der zentrale Begriff.[293] Damit ist Kahrs bis heute der einzige Forscher, der die Dekonstruktion konsequent auf Bernhards Texte angewendet und sich nachdrücklich um eine rhetorische Lektüre Bernhards bemüht hat.

Kahrs läuft in seiner Studie jedoch Gefahr, die gesamte Erkenntnisproblematik Bernhards auf seine Sprachkritik zurückzuführen. Die Analyse der Autobiographie wird zeigen, dass Bernhards Skepsis sich keineswegs auf die sprachliche Vermittlung von Identität und Erinnerung beschränkt. Durch Kahrs' immanente Lektüre droht der Kontextbezug der Texte verloren zu gehen.[294] Kahrs geht in seiner Untersuchung – ähnlich wie Vietta und Eyckeler – nicht auf Bernhards Autobiographie ein. Und das ist eigentlich schade. Enthält sie doch, wie kaum ein anderes Werk Bernhards, Aussagen über Sprache, Erkenntnis und die Schwierigkeit der Vermittlung von Realität. Fast scheint es, als ob man aufgrund der Gattungszuschreibung davon ausgeht, dass in Bernhards Autobiographie keine Widerstände gegen die Vereinheitlichung des Sinns eingeschrieben sind, als habe die Autobiographie Bernhard plötzlich zu einem ganz anderen Schriftsteller gemacht.

Auf jeden Fall mag nun deutlich geworden sein, dass Bernhard sowohl aufgrund eigener Aussagen wie aufgrund der dekonstruktivistischen Lektüren von Vietta, Jurgensen und Kahrs als ein Autor betrachtet werden kann, dessen Texte die Geltungsansprüche einer auf die Ermittlung eines festliegenden Sinns ausgerichteten Interpretation unterlaufen. Bernhards Poetik der Künstlichkeit lässt sich als eine

---

[289] Gemeint ist Bernhards Aussage aus *Drei Tage*, in seinen Büchern sei „alles *künstlich* (...)“.
[290] Kahrs, S. 9.
[291] Ebd: „Nicht die Tiefenbedeutung einer isolierten Textstruktur, nicht der empirische Leser, sondern die Handlungsdimension des sprachlichen Zeichens ist hier gemeint.“ Vgl. ebd.,: „'Das Wort leuchet auf': Die Sprache wird sich hier ihrer eigenen Mittel in der gestörten Rede bewußt, die referentielle Bezugnahme auf die nichtsprachliche Wirklichkeit erscheint gestört.“
[292] Ebd., S. 10.
[293] Vgl. ebd., S. 18ff. und Paul de Man 1993, S. 220ff.
[294] Vgl. Bossinade, S. 86.

literarische Dekonstruktion interpretieren, die alle Prämissen bezüglich der Einheit, Ganzheit und Geschlossenheit radikal ablehnt und statt solcher »Illusionen« die Offenheit und das Artifizielle von Literatur betont. Damit stellen sich für den weiteren Verlauf dieses Kapitels folgende Fragen: Welche Folgen hat Bernhards antimimetische „Poetik der Künstlichkeit" für seine Autobiographie? Lässt sich eine antimimetische Tendenz auch an der Autobiographie feststellen? Wird das Motiv der scheiternden Mitteilung auch in der Autobiographie aufgegriffen? Oder hat Bernhard sich mit seiner Autobiographie von der eigenen Poetik der radikalen Künstlichkeit verabschiedet?[295] Doch zunächst wollen wir uns der Rezeptionsanalyse zuwenden, um die verstörende Wirkung von Bernhards Autobiographie sichtbar zu machen und Klarheit über die Erwartungen der Leser zu gewinnen.

2.3 Thomas Bernhard als Skandalautor

Zu seinen Lebzeiten war das Bild Thomas Bernhards vor allem in Österreich stark von den Skandalen geprägt, die er mit seinem literarischen Werk und seinen Äußerungen in der Öffentlichkeit auslöste. Bei Veröffentlichung seiner Texte oder Aufführungen seiner Stücke kam es immer wieder zu öffentlicher Erregung und zu Protesten. Dabei ist kaum zu verkennen, dass Bernhard „- wenngleich in Form der Übertreibung - neuralgische Punkte im kulturellen und politischen Leben Österreichs berührt."[296] So gab sein Stück *Heldenplatz* (1988) Anlass zu einer beispiellosen Aufregung in den Medien und in der österreichischen Politik. Auch außerhalb Österreichs wurden die Attacken, die sich gegen den „Nestbeschmutzer" und „Vaterlandsverräter" Bernhard richteten, mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Begonnen hatte die Kette regelmäßiger Ärgernisse durch Bernhards öffentliche Auftritte1968, als der Roman *Frost* ihm den Kleinen Österreichischen Staatspreis für Literatur einbrachte. Bei der Dankesrede fielen jene Sätze, die man später immer wieder als »Programm« für Bernhards literarische Arbeit ansehen sollte:

Es ist nichts zu loben, nichts zu verdammen, nichts anzuklagen, aber es ist vieles lächerlich; es ist alles lächerlich, wenn man an den Tod denkt (...) Die Zeitalter sind schwachsinnig, der Staat ist ein Gebilde,

[295] Diese Fragen werden unter 2.6-2.7 beantwortet.
[296] Schmidt-Dengler, Wendelin: Von der unbegründeten Angst, mit Thomas Bernhard verwechselt zu werden. In: Schmidt-Dengler, Wendelin/ Huber, Martin (Hrsg.): *Statt Bernhard. Über Misanthropie im Werk Bernhards*. Wien (Verlag der österreichischen Staatsdruckerei) 1987, S. 8.

das fortwährend zum Scheitern, das Volk ein solches, das ununterbrochen zur Infamie und Geistesschwäche verurteilt ist (...) Wir sind Österreicher, wir sind apathisch (...) Mittel zum Zwecke des Untergangs, Geschöpfe der Agonie.[297]

Der anwesende Unterrichtsminister Peter Piffl-Percevic (ÖVP) war empört und verließ wütend den Saal. Manfred Mittermayer erkennt in Bernhard sogar den Erfinder einer neuen literarischen Gattung, der „Erregung".[298] Damit spielt Mittermayer auf Thomas Bernhards 1984 erschienenen Prosatext *Holzfällen. Eine Erregung* an. Das Buch wurde nahezu unmittelbar nach Erscheinen beschlagnahmt, weil der österreichische Komponist Gerhard Lampersberg sich in der Figur des Herrn Auersberger wieder zu erkennen glaubte und einen Prozess gegen Bernhard anstrengte. Bernhards Vorwürfe richteten sich vorwiegend gegen Presse, Politiker und die katholische Kirche - Instanzen, die sich oft schnell zu Wort meldeten, als ein neuer Text von Bernhard erschien oder ein neues Stück des „Skandalautors" aufgeführt zu werden drohte.
Festzuhalten ist: Bereits vor Veröffentlichung seiner Autobiographie galt Thomas Bernhard vor allem in Österreich als Skandalautor. Dieses Image wurde nach Erscheinen des ersten Bandes der Autobiographie durch den „grundsätzlichen Referenzcharakter"[299] der Gattung und die in *Die Ursache* keineswegs fehlenden Heimatbeschimpfungen noch verstärkt. In Salzburg gründete sich sogar ein „Verein zur Rettung des internationalen Ansehens der Festspielstadt Salzburg", um Bernhards negativer Darstellung der Stadt entgegenzuwirken. Der Salzburger Stadtpfarrer Franz Wesenauer meinte sich in der Figur des Onkel Franz zu erkennen und zog gegen Bernhard und den Salzburger Residenzverlag vor Gericht.[300] Trotz oder gerade wegen dieses Skandals wurde Bernhards Autobiographie ein großer Verkaufserfolg*: Die Ursache* (1975) und *Der Keller* (1976) erschienen in einer Auflage von 10.000 Exemplaren; *Der Atem* (1978) und *Die Kälte* (1981) in einer Auflage von 12.000, *Ein Kind* (1982) von 15.000 Exemplaren. Darüber hinaus erschien *Der Atem*,

[297] Bernhard, Thomas: *Der Wahrheit und dem Tod auf der Spur. Zwei Reden*. In: *Neues Forum* 1968, H. 173, 1968, S. 347-349, hier S. 347.
[298] Vgl. Mittermayer, Manfred: *Thomas Bernhard.* Stuttgart (Metzler) 1995, S. 177.
[299] Niggl (Hrsg.) [2]1998, S. 595.
[300] Zu den Einzelheiten des Prozesses und der Berichterstattung in den österreichischen Medien vgl. Jens Dittmar: Der skandalöse Bernhard. Dokumentation eines öffentlichen Ärgernisses. In: Arnold, Heinz Ludwig: *Thomas Bernhard.* München (Text + Kritik) [2]1982, S. 73-84 sowie Huber, Martin: „Romanfigur klagt den Autor". Zur Rezeption von Tomas Bernhards „Die Ursache. Eine Andeutung". In: Schmidt-Dengler/Huber 1987, S. 59-110.

zusammengebunden mit *Die Ursache* und *Der Keller*, 1979 im Münchner dtv-Verlag. Auch die letzten beiden Bände der Autobiographie wurden 1981 und 1985 in München aufgelegt. *Der Keller* wurde 1976 mit dem Literaturpreis der Österreichischen Bundeswirtschaftskammer ausgezeichnet. 1998 erschienen die fünf Bände der Autobiographie erneut, gebunden in Kassette, im Salzburger Residenzverlag.[301] Von dieser Ausgabe wurden bisher mehr als drei Auflagen gedruckt.[302]

2.4 Die enttäuschten Erwartungen der Kritiker

Mit Bernhards Bekenntnis zur Künstlichkeit in *Drei Tage* ist eine auch für die Autobiographie entscheidende Ausgangssituation beschrieben: Für Bernhard steht weniger die Nachahmung von Wirklichkeit als die künstliche Inszenierung der eigenen Lebenserfahrung im Vordergrund. Es geht, um mit Wendelin Schmidt-Dengler zu sprechen, nicht „um die Mimesis, sondern um die Poiesis."[303]
Bereits oben wurde deutlich, wie stark Bernhards Poetik der Künstlichkeit vom traditionellen Autobiographieverständnis abweicht. Wie haben Leser und Kritiker auf Bernhards Autobiographie reagiert? Wie wurde Thomas Bernhards Hinwendung zur Autobiographie wahrgenommen? War Bernhard in den Augen der Kritiker nun auf einmal zu einem realistischen Autor geworden?

2.4.1 Ein Abschied von der Künstlichkeit?

Sowohl für die Literaturkritik als auch für die Literaturwissenschaft bedeutete Bernhards Autobiographie einen Wendepunkt. Der Autor, dessen Texte immer von einem radikalen Pessimismus geprägt schienen, äußerte sich jetzt über sich selbst - die Ursache für den schwarzseherischen Blick in den früheren Romanen *Frost* (1963), *Verstörung* (1967) und *Das Kalkwerk* (1970) schien gefunden. Kritiker wie Wissenschaftler fassten solche Tendenzen im übrigen Werk nun als die Konsequenz

[301] In dieser Arbeit wird Bernhards Autobiographie nach folgender Ausgabe zitiert: Bernhard, Thomas: *Die Ursache, Eine Andeutung*; *Der Keller, Eine Entziehung*; *Die Kälte, Eine Isolation*; *Der Atem, Eine Entscheidung*; *Ein Kind*. Salzburg (Residenz) 1998.
[302] 1. Auflage 1998: 3.000, 2. Auflage 1999 2.000, 3. Auflage 2002 2.000 Exemplare. Ich möchte an dieser Stelle Frau Uta Romagna vom Residenz Verlag herzlich für diese Informationen danken.
[303] Schmidt-Dengler, Wendelin: Von der Schwierigkeit, Bernhard beim Gehen zu begleiten. Zu Gehen. In: Ders. [3]1997, S. 44.

einer unglücklichen und beschädigten Kindheit auf. Zugleich meinten viele, dass Bernhard Abschied von der Künstlichkeit genommen habe und dass es ihm gelungen sei, authentisch zu schreiben.

Als Beispiel für eine solche Lektüre kann das Urteil Bernhard Sorgs betrachtet werden. Die Autobiographie markiere nach Sorgs Ansicht „einen Schritt weg von der vorgeblichen oder tatsächlichen Ausweglosigkeit" in Bernhards Romanen.[304] Der österreichische Autor habe sich von der Fiktion verabschiedet:

> Wer sein Leben so zu ordnen vermag (...), bedarf nicht mehr zwangsläufig der fiktiven Entwürfe von Kalkwerken und Kegeln, nicht mehr der ästhetischen Struktur des Kunstwerks als einzige Sinnstifterin im Chaos der Erfahrung.[305]

Die Autobiographie enthalte eine „Dimension der Bewältigung", auch wenn Bernhards Figuren „Gegenteiliges äußern mögen". Die Wahl für die Autobiographie wird dabei von Sorg als Bruch mit der früheren Prosa aufgefasst, wobei Bernhards spezifischer Umgang mit der Gattung Autobiographie nicht hinreichend problematisiert wird.

Auch Rolf Michaelis, Literaturchef der Hamburger *Zeit*, war in seiner Rezension des dritten Bandes der Autobiographie der Ansicht, dass Bernhard in seiner Entwicklung als Autor eine neue Richtung eingeschlagen habe.[306] Während das frühere Werk von „eine(r) christlich geprägte(n) Wollust des Leidens" geprägt gewesen sei, habe sich jetzt eine „Trotzhaltung" durchgesetzt, die Bernhard „die Verzweiflung angesichts der Sinnlosigkeit der Welt aushalten" lasse.[307] In *Der Atem* entscheide Bernhard sich kräftig *für* das Leben. „Unüberhörbar" sei, so Michaelis, „der Ton stolzer Lebensfeier". Bernhard schildere in seiner Autobiographie „mit drastischem Wirklichkeitssinn" und „realistischer Drastik."

Wie oft bei einer Autobiographie, insbesondere bei der erneuten Hinwendung zu dieser Gattung in den siebziger Jahren, wurde auch in der Rezeption der

---

[304] Sorg, Bernhard: Thomas Bernhard. In: *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, s. v. Thomas Bernhard, S. 13 (29. Nachlieferung, Stand vom 1.1. 1990).
[305] Ebd.
[306] Michaelis, Rolf: Ein Meisterwerk der Memoiren-Literatur: Die gespenstische Dokumentation einer Selbsterziehung. Aus dem Totenbett ins zweite Leben. „Der Atem – Eine Entscheidung": Der dritte Band von Thomas Bernhards Jugenderinnerungen. In: *Die Zeit*, 31.3.1978.
[307] Diese Haltung komme, so Michaelis, auch in den Worten des Zirkusdirektors Caribaldi aus Bernhards Komödie *Die Macht der Gewohnheit* (1974) zum Ausdruck: „Wir wollen das leben nicht/ aber es muß gelebt werden./ Wir hassen das Forellenquintett,/ aber es muß gespielt werden."

Autobiographie Bernhards die persönliche Betroffenheit und die Authentizität der im Text beschriebenen Erfahrungen betont. So meinte Harald Hartung in *Der Tagesspiegel*:

Bernhard ist kein Soziologe, der eine Feldstudie über ein Elendsviertel vorlegt, kein Psychologe, der den Entwicklungsproblemen eines Heranwachsenden nachgeht, auch kein erinnerungssüchtiger poetischer Registrator auf der Suche nach der verlorenen Zeit - er ist vielmehr ein Betroffener, der sich Wut und Schmerz von der Seele spricht, wieder und wieder, ohne daß eine Erschöpfung des Reservoirs in Sicht wäre. (...) Schreiben ist nicht distanziertes Schildern, sondern Existenznotwendigkeit.[308]

Hartung listet auf, was Bernhard nicht ist: also kein Soziologe, kein Psychologe, kein Memoirenschreiber. Es findet aber kaum eine weitergehende Analyse des Textes statt. Die Autobiographie wird als Ausdruck eines Betroffenen interpretiert, der für den Leser durch Psychologisierung oder durch Analogie zu eigener Erfahrung leicht konsumierbar ist. In vielen Rezensionen finden sich eigene Erfahrungen, die mit den Erfahrungen der Hauptfigur verglichen werden. An die Stelle einer Analyse treten auf diese Weise Aussagen, die mehr über die Anschauungen des Rezensenten verraten, als dass sie auf den Text eingehen.[309]

Die Diskrepanz zwischen nach wie vor vorhandener Künstlichkeit und der von einer Autobiographie erwarteten Authentizität wurde allerdings von einigen Kritikern durchaus als problematisch aufgefasst. So meinte Jürgen Jacobs im *Kölner Stadtanzeiger:*

Dieses merkwürdige Buch ist angreifbarer als Bernhards Romane, die sich in ihrer fiktiven Welt abschließen und höchst kunstvoll und künstlich ihren eigenen rabenschwarzen Kosmos aufbauen. Hier, im 'Keller', dringt durch den lebensgeschichtlichen Bezug Wirklichkeit in die Erzählung ein und macht Bernhards radikale Verurteilung der Welt unglaubwürdig.[310]

---

[308] Harold Hartung: „Es ist alles egal" (= Rezension von *Der Keller*). In: *Der Tagesspiegel*, 12.6. 1977. Hier zitiert nach: Dittmar, Jens (Hrsg.): *Thomas Bernhard. Werkgeschichte*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) ^{2}1990, S. 179.

[309] Vgl. Schmidt-Dengler, Wendelin: „Auf dem Boden der Sicherheit und Gleichgültigkeit". Zu Thomas Bernhards Autobiographie 'Der Keller'. In: Amann, Klaus; Wagner, Karl (Hrsg.): *Autobiographien in der österreichischen Literatur. Von Franz Grillparzer bis Thomas Bernhard.* Innsbruck Wien (StudienVerlag), S. 217-241, hier S. 219: "Die unheimliche Hermeneutik aller Betroffenen nimmt sich eines Mitbetroffenen an und artikuliert gleichfalls Betroffenheit, einerseits anhand des Bernhardschen Textes, andererseits durch eigene Erfahrung".

[310] Jacobs, Jürgen: „Die Natur ist das Theater an sich". In: *Kölner Stadtanzeiger*, 11.3.1977. Hier zitiert nach: Dittmar (Hrsg.), S. 180.

Jacobs wie Hartung lesen den zweiten Band der Autobiographie als Bericht über das Autor-Ich. Hartung liest *Der Keller* als authentischen Bericht eines Betroffenen, der ihn als Leser überzeugt und emotional berührt; Jacobs aber verurteilt die radikale Negativität Bernhards, die nicht gut zu der von ihm dringend verlangten Authentizität der Darstellung passe. Bei beiden Kritikern gerät die spielerische Form, die dieser Bericht bei Bernhard annimmt, in den toten Winkel der Betrachtung. Die Autobiographie wird mit dem vorangehenden fiktiven Werk verglichen. Dieser Vergleich schlägt bei dem einen Kritiker zugunsten, bei einem anderen hingegen zu Ungunsten des Autors aus.

Kritiker, die den Ich-Bezug des Textes betonen, gehen über die spezifische Form der Autobiographie bei Bernhard meist hinweg, indem sie vor allem den Bruch mit der vorangehenden Prosa hervorheben. So war Jochen Hieber der Meinung, Bernhard habe sich mit seiner Autobiographie von der Künstlichkeit der frühen Prosa „befreit". Dem „Stillstand", den seine „Kunstfiguren repräsentieren", habe Bernhard nun „Bewegung verliehen".[311] Auch Marcel Reich-Ranicki meinte in der Autobiographie einen Sinn gefunden zu haben, den er anderswo im Werk Bernhards vermisste:

> Die bisweilen haarsträubenden Verallgemeinerungen, die pauschale Weltablehnung und die grandiose Daseinsverurteilung, diese in Bernhards vorangegangenen Büchern oft juvenil anmutenden Elemente, finden in der Autobiographie ihre ebenso einfache wie einleuchtende psychologische Begründung. Hier zeigt sich auch, daß Bernhards Prosa da vor allem triumphiert, wo er seine Milieuschilderung mit passionierten Pamphleten stützt und seine Pamphlete mit anschaulicher Milieuschilderung beglaubigt.[312]

Weg von der lebensfremden Künstlichkeit, hin zur authentischen Wirklichkeitsnähe: Diese positiv aufgefasste Wende Bernhards spreche nach Reich-Ranickis Auffassung aus Bernhards Hinwendung zur Autobiographie. Das ästhetische Konzept der Autobiographie wird mit früheren Aussagen Bernhards zu seinen schriftstellerischen Absichten verglichen:

---

[311] Hieber, Jochen: Sich das Leben nehmen. In: *Süddeutsche Zeitung*, 2.5.1978. Zitiert nach: Dittmar (Hrsg.) [2]1990, S. 195ff.

[312] Reich-Ranicki, Marcel: In entgegengesetzter Richtung. In: Ders.: *Thomas Bernhard. Aufsätze und Reden*, Frankfurt/Main (Fischer) 1993, S. 54 (zuerst in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 8.4.1978 unter dem Titel: Thomas Bernhards entgegengesetzte Richtung. Seine autobiographischen Erzählungen „Die Ursache", „Der Keller" und „Der Atem").

Vor Jahren schrieb er: „Es darf nichts Ganzes geben, man muß es zerhauen. Etwas Gelungenes, Schönes wird immer mehr verdächtig." Auch von Geschichten wollte er nichts wissen, er empfand sie wohl als unzulässige Stilisierungen oder gar billige Pointierungen des Lebens. Aber nur die Epigonen halten sich an die theoretischen Postulate der Meister. Sie selber ignorieren gern, was sie noch unlängst gefordert haben. Zwar erklärte Bernhard: „Geschichten hasse ich im Grund. Ich bin ein *Geschichtenzerstörer*", doch sind ihm (...), gleichsam unter der Hand, eben Geschichten gelungen. Er hat, ob er es wollte oder nicht, ein „Ganzes" geschaffen.[313]

Für Reich-Ranicki markiert das Jahr 1975 „den Anfang eines neuen (...) Abschnitts im Werk Thomas Bernhards." Bernhard habe die „Sterilität überwunden und das Gespenst der Abstraktion gebannt." Auch bei Reich-Ranicki ist die Entwicklung weg von der Künstlichkeit mit einer positiven Bewertung der Autobiographie verbunden.
Für ihn ist Bernhards Autobiographie deshalb ein „Höhepunkt der zeitgenössischen Literatur."[314] Die Autobiographie sei Bernhards „reichstes und tiefstes Werk" und gehöre „zu den großen literarischen Dokumenten unserer siebziger Jahre."[315]
Thomas Anz stellte in seiner Rezension von *Ein Kind* die Frage nach der Wirklichkeitsnähe der Bernhardschen Autobiographie:

Wieweit ist das, was er sagt, richtig, wahr und, wo er über sich selbst berichtet, „authentisch"? Thomas Bernhard schreibt nicht nur für das Schauspiel, sondern er ist, auch als Prosaautor, selbst ein Schauspieler durch und durch (…).[316]

Bernhards Künstlichkeit lässt Anz für die Autobiographie kaum gelten. Hier sei es Bernhards „Absicht" gewesen, „die finstere Weltsicht seiner vorangegangenen Werke mit der Schilderung persönlicher Erfahrungen zu beglaubigen." Anders als in seiner früheren Prosa verzichte Bernhard in seiner Autobiographie „auf abstrakte Reflexionen und lange philosophische Exkurse". Dass Bernhard seine Themen „allein als *Erzähler*" entfalte, mache seine Autobiographie literarisch so überzeugend. Auch sehe Bernhard in seiner Autobiographie „von den Überhöhungen des eigenen Leidens zur unverbesserlichen, allgemeinmenschlichen Misere" ab, mit denen er seine „kritische Schärfe bisher immer wieder ins Leere laufen ließ." Anz' Lektüre und seine Bewertung der Autobiographie lassen sich mit denen Reich-Ranickis gut vergleichen:

[313] Ebd., S. 57.
[314] Ebd., S. 61.
[315] Ebd., S. 58.
[316] Anz, Thomas: Thomas Bernhard, der große Komödiant. „Ein Kind" – Der letzte Band seiner Jugenderinnerungen. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 6.4.1982.

Auch bei Anz wird ein Abschied von der Künstlichkeit behauptet, der vom Kritiker als positiv aufgefasst wird, weshalb die Autobiographie dem Leser wärmstens empfohlen wird.

2.4.2 Bernhards Autobiographie als Therapie und Deutungshilfe

Schon vor Veröffentlichung des ersten Bandes der Autobiographie waren viele Leser der Ansicht, der Autor einer solch düsteren, pessimistischen Literatur müsse ein ebenso düsterer und pessimistischer Mensch sein. Diese psychologisierende Sicht auf das Werk und die Person erhielt durch das Erscheinen der *Ursache* (1975) einen deutlichen Aufschwung. Die Erwartung, der seit je Schwierige und Zurückgezogene würde persönlichen Einblick gewähren, führte zu einer psychologisierenden Lektüre der Texte. In diesen Rezeptionsdokumenten zeigt sich ein anderes Verständnis der Gattung: Autobiographie als Sinnstiftung, die Selbstbeschreibung als Therapie.[317] So verstand Thomas Pluch Bernhards Arbeit an der Autobiographie als Form einer Selbstheilung. Ohne das Schreiben hätten die traumatischen Erfahrungen des Autors schon längst „seinen Geist überwältigt."[318]
Oft wurde dabei auch die Verbindung zwischen der traumatischen Kindheit und der Entwicklung zum Dichter betont. So schrieb Karin Kathrein in *Die Presse*:

„Ich war jetzt fünfzehn Jahre alt." Dieser Satz ist der Schlußstrich hinter einer Kindheit, in der ein Mensch verletzt, erniedrigt, gequält, verstört und beinahe vernichtet wurde. Eine außergewöhnliche Kindheit? Ich fürchte, eine ganz gewöhnliche Kindheit. Nur daß sie hier nicht verdrängt, nicht vergessen wurde, sondern einen Menschen zum Dichter gemacht hat.[319]

Diese Lektüre ist umso erstaunlicher, da Bernhard in seiner Autobiographie den Weg von den ersten schriftstellerischen Versuchen bis zum ersten Erfolg von 1963, dem Roman *Frost*, ausspart. Literaturwissenschaftlern wurde der erste Band der Autobiographie wärmstens empfohlen:

---

[317] Bereits in den Rezensionen von Jochem Hieber und Marcel Reich-Ranicki klang diese psychologisierende Sicht auf Bernhards Autobiographie an. Beide Kritiker stellten jedoch den Bruch mit der Künstlichkeit in den Mittelpunkt.
[318] Pluch, Thomas: Anatomie einer Kleinstadt - Pathologie eines Autors. In: *Die Zukunft* 1976, H. 12, S. 30.
[319] Kathrein, Karin: Eine Kindheit, die nicht vergessen wurde. In: *Die Presse*, 10.9.1975.

Literaturwissenschaftler, die sich schon bisher in Abhandlungen um Thomas Bernhard bemühten und künftige Generationen von Literaturwissenschaftlern werden in diesem Buch tatsächlich „die Ursache" des Dichters Thomas Bernhard finden.

Joachim Schondorf meinte in der *Rheinischen Post*, der Titel *Die Ursache* sei gerechtfertigt, führe das Buch doch tatsächlich zu den Wurzeln von Bernhards Psyche. Für Seelenforscher sei das Buch eine wahre „Fundgrube":

Vor allem aber sollte kein Psychiater an dieser reichen Fundgrube vorbeigehen, denn Bernhard ist ja in der mittleren Generation nicht nur der bedeutendste österreichische Autor der Gegenwart, sondern darüber hinaus auch einer der großen psychopathischen Fälle der Weltliteratur.[320]

In Bernhard sieht er den idealen Patienten. Auch Jean Améry, der *Die Ursache* mystifizierend als „Pathogramm des morbus austriacus"[321] las, fasste Bernhards Autobiographie als Schlüssel zum Verständnis des Autors und seiner Heimat auf:

Aus zwiefachem Grunde erscheint mir die Lektüre der Jugenderinnerungen oder erinnernden Alp- und Voralpenträume Bernhards als unerläßlich. Zuvörderst darum, weil man hier in der Tat die *Ursache* dafür erkennt, daß dieser Schriftsteller nicht etwa nur ein »düsterer« ist, wie es jedermann sagt, vielmehr ein Mensch und Autor, der mit Tod und Wahnsinn Umgang hat, gleich dem gelehrten Roithamer aus dem Roman »Korrektur« (…). Danach: um vertraut zu werden, so gut es eben geht, mit einem kleinen, seine Persönlichkeit noch immer vergebens suchenden Lande, das überquillt und stets überquoll von außerordentlichen Begabungen.[322]

Rolf Michaelis meinte in *Die Zeit* sogar: „Ohne Kenntnis dieses Buches (*Die Kälte* – J.S.) darf niemand mehr über Thomas Bernhard und sein Werk ein Urteil fällen."[323] *Der Atem* betrachtet Michaelis als „ein Meisterwerk der Memoirenliteratur."[324] Von den bisher erschienenen Bänden der Jugenderinnerungen Bernhards sei er „der bedeutendste, weil Leben und Werk am meisten erhellende: Memoiren als

[320] Schondorf, Joachim: Hölle einer Kindheit. In: *Rheinische Post*, 27.9.1975.
[321] Améry, Jean: Morbus Austriacus. In: *Merkur, H. 1,* 1976, S. 91-94, hier S. 91.
[322] Ebd., S. 94.
[323] Michaelis, Rolf: Einmal Hölle und zurück. In: *Die Zeit*, 27.3.1981. Zitiert nach: Dittmar (Hrsg.), S. 221.
[324] Michaelis 1978.

Kommentar zum Werk, Lebensgeschichte als Entwicklungsroman.“[325] Mit der Entscheidungsszene aus *Der Atem*[326] habe Bernhard

> zugleich die Kernszene seines Lebens – auch als Dichter – beschrieben, ohne die in Zukunft keine seiner Äußerungen mehr bewertet werden kann: In der Sterbekammer bringt sich der junge Thomas Bernhard selber zur Welt, auch als unerbittlichen Beobachter, analytischen Denker, als realistischen Schriftsteller.

Bernhard als „realistische(r) Schriftsteller“? Als „analytische(r) Denker“? Die später erfolgende Textanalyse wird ausweisen, in wieweit diese Behauptungen auf Bernhard als Autobiograph zutreffen.[327] Festzuhalten ist an dieser Stelle aber, dass neben dem behaupteten Abschied von der Künstlichkeit Michaelis' Rezension noch eine andere Tendenz aufweist: das Schreiben einer Autobiographie als befreiender Akt, die Autobiographie als »Heilmittel«.

Die Entscheidungsszene in der Sterbekammer wird von Michaelis auf zwiefache Weise als befreiend aufgefasst: Erstens habe Bernhard für sich eine Haltung entwickelt, die ihn *als Menschen* die Verzweiflung angesichts der Sinnlosigkeit der Welt aushalten lasse („Kernszene seines Lebens“, „bringt sich (…) zur Welt“); zweitens habe Bernhard durch seine Entscheidung für das Leben *als Schriftsteller* den Weg zu einer wirklichkeitsnäheren und, wie Michaelis meint, „realistischen“ Literatur gefunden („auch als Dichter“, „auch als (…) analytischen Denker, als realistischen Schriftsteller“). Die autobiographische Lektüre des Textes erlaubt es Michaelis, die Entscheidungsszene sowohl im Hinblick auf Bernhard als Hauptfigur des vorliegenden Textes als auch auf Bernhard als Autor und Person außerhalb des Textes zu beziehen. Bei Michaelis führt diese Lesart zu einer Reduktion der Komplexität der Bernhardschen Autobiographie: Die beschriebenen Erfahrungen werden für bare Münze genommen, eine kritische Befragung der vermittelten »Realität« findet nicht statt. Dies ist umso auffälliger, als es in Bernhards Autobiographie eine Reihe von Aussagen gibt, die den Wirklichkeitsbezug des Textes thematisieren und eine ungebrochene Darstellung dieser Wirklichkeit in Frage stellen. Michaelis aber glaubt auf eine weitergehende Interpretation des Textes verzichten zu können und verwendet

[325] Ebd.
[326] Vgl. Bernhard: *Der Atem*, S. 15.
[327] Vgl. dazu 2.6–2.7, bes. 2.6.3.

die Autobiographie vor allem als Begründung und Deutungsgrundlage für das übrige Werk.

Bernhard Sorg meinte, die kritischen Äußerungen Bernhards seien „der Versuch, die privaten Erfahrungen von Kindheit und Jugend, Nationalsozialismus und Krieg, *ohne substantielle Veränderung* (Hervorh. J.S.) auf die zeitgenössische Situation zu übertragen."[328] In seiner Bernhard-Monographie versucht Sorg, die Bilder der Finsternis und der Kälte vor allem der frühen Prosa auf die in der Autobiographie beschriebenen „Fakten" aus dem Leben des Autors zurückzuführen. Die Biographie wird auch hier als Schlüssel für die Interpretation literarischer Texte aufgefasst.[329] Auch Eva Marquardt verfällt schließlich dem Versuch, Bernhards Autobiographie als interpretatorische Hilfe für die Deutung der übrigen Prosa zu verwenden, indem sie meint, hier lasse sich „für die frühen Prosatexte eine verborgene autobiographische Fundierung feststellen."[330] In der Autobiographie fände der Bernhard-Interpret wichtige Erklärungen für die Psyche des Autors, meint Thomas Anz.[331] Er betont aber zu Recht, dass dabei „höchste Vorsicht geboten" sei.

2.4.3 Die Forderung nach Authentizität

Viele Kritiker waren verstört, da sie bei Bernhard eben nicht eine Fassade der Authentizität feststellen konnten. So ärgerte sich Armin Ayren über den dritten Band, *Der Atem*:

---

[328] Sorg, Bernhard: *Thomas Bernhard.* München (C.H.Beck) ^{2}1992, S. 146.

[329] Bezeichnend ist, dass Sorg in seiner Bernhard-Monographie bis auf die Autobiographie alle Texte als literarische Texte interpretiert und in gesonderten Kapiteln behandelt. Die Autobiographie aber wird im ersten Kapitel für die Beschreibung von Bernhards Leben herangezogen, als würde es sich hier um ein unmittelbares Spiegelbild von Bernhards Jugend handeln. Die Bindung des Autobiographen Bernhard an empirische Begebenheiten und sein Authentizitätsanspruch werden nicht in Frage gestellt. Der französische Bernhard-Forscher Louis Huguet ist in einer umfangreichen Studie den faktischen Unrichtigkeiten nachgegangen: Huguet, Louis: *Thomas Bernhard ou le Silence du Sphinx*. Perpignan (Université de Perpignan) 1991.

[330] Marquardt, Eva: *Gegenrichtung. Entwicklungstendenzen in der Erzählprosa Thomas Bernhards.* Tübingen (Max Niemeyer) 1990, S. 176. Auch Peter Kahrs benutzt die Autobiographie als Deutung für das übrige Werk, wenn er meint, dass in der Abkehr vom „Vertrauen auf die Authentizität der Darstellung (...)", wie es der Großvater in der Autobiographie zum Ausdruck bringt, „vermutlich ein wichtiges Motiv des jungen Autors für die Ausbildung einer sprachskeptischen – musikalischen – Erzählform" läge (Kahrs, S. 29).

[331] Vgl. Anz: „Für Bernhard-Interpreten, die nach Informationen zur biographischen oder gar psychoanalytischen Erklärung seines Werkes suchen, bieten sich die Jugenderinnerungen als eine wahre Fundgrube an."

Sich selbst durchschauen lassen will er nicht und baut noch immer an einem Memoirengebäude, in dem Wahrheit und Täuschung, auch Selbsttäuschung, eine ganz und gar unerträgliche Mischung bilden, und das eines Tages, wenn Bernhard soweit ist, nicht nur andere, sondern auch sich selbst schonungslos analysieren zu können, zusammenkrachen muß.[332]

Die Aufgabe des Autobiographen würde nach Ayren darin bestehen, sich selbst durchschauen zu lassen und sich selbst schonungslos zu analysieren – wie Rousseau in seinen *Confessions*. Diese von einer Autobiographie verlangten Merkmale, die Bernhard nicht erfüllt, knüpfen an traditionelle Formen der Autobiographie an und existieren in den Köpfen der Kritiker weiter. Auch Kurt Kahl beklagte, dass man in Bernhards Autobiographie nur „nebenbei (...) von den Lebensumständen" erfahre,

die den reizbaren, unzugänglichen Autor Thomas Bernhard näherbringen: die chaotische Geschichte seines davongelaufenen Vaters, Bernhards lebensgefährliche Versuche als Sänger, sein Ausgeliefertsein als ausgesteuerter Kaufmannsgehilfe.[333]

Neue Impulse für ein besseres Bernhard-Verständnis liefere die Autobiographie nicht. Die Frage, ob Bernhards Salzburg jene bekannte Stadt in Österreich sei, beherrschte viele Rezensionen. Ist im traditionellen Bild Salzburg die Stadt der Kunst, so ist bei Bernhard alles in dieser Stadt gegen das Schöpferische. Verschiedene Kritiker hatten ihre Schwierigkeiten mit dem Bernhardschen Salzburg-Bild:

Diese Stadt, auf die alle Österreicher mit Recht stolz sein können, bezeichnet Thomas Bernhard als „die größte Prostituierte der Welt". Wenn man diese schockierende Charakterisierung analysiert, kommt dabei heraus, daß Bernhard nur meinen kann, Salzburg gebe sich aus rein materiellen Gründen Fremden hin; die Salzburger Festspiele etwa würden veranstaltet, um Geld einzunehmen und nicht auch, um kulturell etwas auszusagen. (…) sein Ausspruch über Salzburg macht Thomas Bernhard in den Augen der Österreicher widerlich.[334]

Elisabeth Effenberger meinte, das Buch komme nicht über eine Beschimpfung hinaus. Auch in ihrer Rezension wird Bernhards Autobiographie mit der eigenen Wirklichkeitswahrnehmung konfrontiert:

---

[332] Ayren, Achim: Hinter Zeitmauern verschanzt. In: *Stuttgarter Zeitung*, 24.6.1978.
[333] Kahl, Kurt: Nur der Schamlose ist authentisch. In: *Kurier*, 5.2.1981. Zitiert nach: Dittmar (Hrsg.) [2]1990, S. 223.
[334] „Togger": Widerlich. In: *Neue-Kronen-Zeitung*, 11.4.1976.

Zur Auseinandersetzung bedürfte es etwas von jener Distanz, die er den Zeit- und Schicksalsgefährten jener Jahre von 1943 bis 1946 zum erbarmungslosen Vorwurf macht.[335]

Effenberger hat Schwierigkeiten, Bernhards Buch einer Gattung zuzuordnen. Für eine Autobiographie sei *Die Ursache* zu subjektiv:

Zu sehr ist hier auf höchst subjektive Weise summiert, was ins vernichtende Bild paßt, was aus Einzelerlebnissen und Eindrücken gespeichert ist und im Rückspiegel eines wortreich aufgetürmten Schuldkontos über alles Maß wächst.

In Salzburg könne man das Buch anders als sonstwo lesen, da hier „der Anspruch auf Authentizität aufs Exempel zu prüfen" sei. Bernhard bekäme, so Effenberger, für seine Beschreibung „kaum Sukkurs" von „Zeit- und Augenzeugen". Lothar Sträter meinte, *Die Ursache* gäbe zwar „viel Aufschluß über Bernhard", über Salzburg aber erfahre man „gar nichts".[336] Dazu sei die „Darstellung aus infantiler Sicht viel zu maßlos." Auch hier erweist sich ein bestimmtes Gattungsverständnis als Ursache für die enttäuschten Erwartungen der Kritiker: Sträter und Effenberger erwarten von der Autobiographie neben der Schilderung subjektiver Erfahrungen auch eine glaubwürdige Darstellung der erlebten Zeit mit zeitgeschichtlichen und historischen Elementen, die der Wahrheit möglichst nahe kommen sollten. Die fast bis ins Groteske zugespitzten Schilderungen in Bernhards Autobiographie erfüllen diese Erwartungen nicht, so dass z.B. Sträter meint, über Salzburg „gar nichts" erfahren zu haben. Das Salzburg-Bild der Autobiographie wird nicht als möglicher Entwurf einer Wirklichkeit aufgefasst, sondern zur eigenen Wirklichkeitswahrnehmung in Beziehung gesetzt und in einem nächsten Schritt, weil dieser Vergleich negativ ausfällt, verurteilt.
Bernhards Übertreibungen wurden jedoch auch von wohlwollenden Kritikern, die seiner Autobiographie positiv gegenüber standen, relativiert. So urteilte Marcel Reich-Ranicki 1978 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*:

So kann auch das von Bernhard skizzierte Bild Salzburgs natürlich nicht »gerecht« sein, und die Frage nach der etwaigen Übereinstimmung mit der Wirklichkeit dieser Stadt erscheint eher belanglos.

[335] Effenberger, Elisabeth: Scheitern in Salzburg. Eine Stadtbeschimpung im Residenz Verlag. In: *Salzburger Nachrichten*, 13.9.1975.
[336] Sträter, Lothar: Salzburghaß mit infantilen Zügen. In: *Südost Tagespost*, 20.9.1975 (Wiederabgedruckt in: *Welser Kurier - Bremer Tageszeitung,* 26.9.1975).

Ohnehin war es nie Bernhards Ehrgeiz, eine nachprüfbare Realität wiederzugeben, sondern eine Realität zu schaffen, die suggestiv genug wäre, um ihre Überprüfung entbehrlich zu machen.[337]

Die Rezeption macht jedoch deutlich, dass Bernhards Übertreibungskunst auch in der Autobiographie zu stark ausgeprägt war, als dass sie einer „Überprüfung" in den Augen vieler Leser standhielt.

Für Marcel Reich-Ranicki aber bedeutet die Autobiographie, wie bereits oben deutlich wurde, einen Bruch mit dem vorangehenden Werk. Die Hauptfigur dieser „Leidensgeschichte" sei „die interessanteste, wichtigste und überzeugendste Figur seines ganzen literarischen Werks", „kein anderer als er selber, der künftige Schriftsteller Thomas Bernhard." Die fünf Bände der Autobiographie ergeben nach Reich-Ranickis Ansicht zusammen den „großen Salzburger Entwicklungsroman",[338] wobei „das Ganze (...) in der Ich-Form und in chronologischer Reihenfolge erzählt" werde.[339]

Reich-Ranickis Interpretation zeigt sich durch die These von der gelungenen Geschichte und die Formel vom Entwicklungsroman einem älteren Verständnis der Autobiographie verwandt, so wie es Georg Misch in seiner *Geschichte der Autobiographie* zum Ausdruck brachte: die Autobiographie als ein noch nicht in Frage gestellter Anspruch, die Wirklichkeit und die eigene Beziehung zu ihr als durchschaubar vorzustellen, die eigene Lebensgeschichte als sinngebend und zusammenhängend zu gestalten.[340]

Hier wird sichtbar, wie sinnvoll es war, im ersten Kapitel eine kritische Analyse unterschiedlicher Gattungstheorien der Rezeptions- und Textanalyse voranzustellen. Manche Leser beurteilen Bernhards Autobiographie positiv, manche negativ; aber beide lassen sich bei ihrer Wertung durch ihr Gattungsverständnis leiten. Bei beiden Gruppen wird die Rezeption der Autobiographie in hohem Maße durch ein mit älteren Theorien übereinstimmendes Gattungsverständnis bestimmt.

[337] Reich-Ranicki 1993, S. 50ff.
[338] Ebd., S. 50.
[339] Ebd., S. 51.
[340] Zu Misch vgl. 1.2.4.

2.4.4 Die Bewertung der Zeitkritik

Bereits oben wurde sichtbar, wie Bernhard durch die kritische Darstellung Salzburgs viele Leser provozierte. Ich möchte an dieser Stelle darauf hinweisen, dass es auch positive Wertungen von Bernhards Darstellung dieser Zeit gab. So nannte Ernst Wendt *Die Ursache* einen „Aufschrei, der sich gegen das Vergessen stemmt, gegen die Verdrängung einer verbrecherischen, der nationalsozialistischen Zeit."[341] Angesichts der 1997 durch W.G. Sebalds *Luftkrieg und Literatur*[342] provozierten Debatte um die Darstellung der Städtebombardements in der deutschen Literatur ist folgendes, positives Urteil Wendts bemerkenswert, auch wenn es sich bei Bernhard naturgemäß um einen *österreichischen* Autor handelt, der die Bombardierung einer *österreichischen* Stadt beschreibt:

> Ich wüßte nicht, wo in der deutschen Literatur das Angstklima der Bombennächte, der brennenden Städte, die Bunkerlethargie und das brutal zufällige Sterben so nachdrücklich und wahrhaftig, so mitleidlos aber auch, beschrieben worden wären.[343]

Mit Bernhards *Die Ursache* liegt ein Prosatext vor, der sich als einer der wenigen eines in den dreißiger Jahren geborenen Autors mit den Bombardierungen durch die Alliierten am Ende des Zweiten Weltkriegs auseinandersetzt. Dabei sind Bernhards Beschreibungen – im Gegensatz zum üblichen Darstellungsmodus des Autors – betont nüchtern und sachlich. Doch auch diese Beschreibung wurde kontrovers aufgenommen. So meinte Jean Améry, dass Bernhard „alle Proportionen verliert, (...) wenn er von den Bombardements spricht, die am Ende, verglichen mit denen deutscher Städte, so fürchterlich wieder nicht waren."[344] Zugleich wird Bernhard von Améry aber gelobt, wenn es um die Darstellung der „taschenspielerische(n) Hurtigkeit" der Salzburger Bevölkerung gehe, die „von einem Tage auf den anderen"

---

[341] Wendt, Ernst. In: Trauer über eine glückliche Jugend. In: *Die Zeit*, 29.8.1975. Zitiert nach Dittmar (Hrsg.) [2]1990, S. 167.
[342] Vgl. Sebald, W.G: *Luftkrieg und Literatur. Mit einem Essay zu Alfred Andersch*. München Wien (Hanser) 1999. Sebals sprach über „die Unfähigkeit einer ganzen Gernation deutscher Autoren, das ‚was sie gesehen hatten, aufzuzeichnen und einzubringen in unser Gedächtnis". Die deutsche Literatur hätte vor dem Luftkrieg versagt, weil sie dessen Grauen nicht ansatzweise zu beschreiben verstand bzw. eine solche Beschreibung gar nicht versucht hatte. Sebalds These wurde in der Debatte jedoch bald durch Hinweise auf die literarischen Zeugnisse Arno Schmidts, Hermann Kasacks und Gert Ledigs relativiert.
[343] Wendt zitiert nach Dittmar (Hrsg.) [2]1990, S. 167.
[344] Améry 1976, S. 93.

ihre „nazibraune Farbe mit altösterreichisch katholischem Tiefschwarz übermalt(...)“[345] hätte.

Über ein möglich kritisches Engagement des Autors, das sich in seiner Autobiographie äußern würde, war die Kritik denn auch unterschiedlicher Meinung. Ernst Wendt stellte in seiner Rezension des zweiten Bandes der Autobiographie fest:

> Bernhard gibt sich keinen Augenblick lang mit sozialen Therapien, mit Reformvorschlägen ab; er beschreibt das Elend, die Ungerechtigkeit – in theologischen Kategorien – als Hölle. Freilicht nicht, um es zu legitimieren; eine radikalere Anklage gegen die Spuren, die eine bürgerliche Ellbogengesellschaft hinterläßt, ist kaum denkbar; da läßt sich Bernhard von keinem linken »Extremisten« übertreffen. Aber er zieht aus dem, was er gesehen, erfahren, erlitten hat, keine politisch anwendbaren Konsequenzen.[346]

Vielen Kritikern fiel es schwer, Bernhards Kritik an Staat, Kirche und Gesellschaft einzuordnen, weil die Art und Weise, wie Bernhard seine Kritik hervorbrachte, ihren Vorstellungen widersprach.[347] Einerseits war klar, dass Bernhard den österreichischen Umgang mit der Zeit des Nationalsozialismus kritisierte und scharfe Kritik an traditionellen Instanzen wie Staat, Kirche und Schule übte. Anderseits stieß die Art und Weise, wie er diese Kritik hervorbrachte, auf Ablehnung. War sie nicht zu sehr Schauspiel, um sie ernst zu nehmen? Waren seine Verdammungen nicht zu total, um konkret zu sein?

2.5 Zwischenüberlegung

An dieser Stelle erscheint es sinnvoll, die Ergebnisse der oben durchgeführten kritischen Rezeptionsanalyse im Hinblick auf die zentrale Fragestellung dieser Arbeit zu resümieren.

---

[345] Ebd., S. 93ff.

[346] Wendt, Ernst: Servus, es ist alles egal. In: *Die Zeit*, 17.9.1976. Zitiert nach: Dittmar (Hrsg.) [2]1990, S. 179.

[347] Sie stellten sich die Frage, ob die »kritische Substanz« sich bei Bernhard nicht in der Provokation erschöpfe. Vgl. u.a. Eisenreich, Herbert: Irrsinn im Alpenland. In: *Der Spiegel*, 1.5.1967; Schweikert, Uwe: „Im Grunde genommen ist alles, was gesagt wird, zitiert“. In: *Text+Kritik* H. 43, 1974, S. 1-8. Nach Eisenreich biete Bernhard seinem Leser „weiter nichts als eine für Erkenntnis und Selbsterkenntnis unbrauchbare (…) Diffamierung des konkreten Menschen, in der, nebenbei bemerkt, ein antirationaler, ein antizivilisatorischer, ein antiurbaner Affekt offenbar wird (…). Auch Reich-Ranicki warnte dem Schriftsteller 1968 vor einem „Rückzug ins Unverbindliche“. Reich-Ranicki 1993, S. 28. Zu den Erwartungen von Kritikern, die von Bernhard ein deutliches linkes Engagement verlangten vgl. Sigurd Paul Scheichl: Nicht Kritik, sondern Provokation. In: *Studio tedeschi*, H.1, 1979, S. 101-199.

In vielen Rezensionen war es das Gattungsverständnis, das die Rezeption lenkte. Wurden die an die Autobiographie geknüpften Erwartungen nicht erfüllt, so lehnte man Bernhards Autobiographie ab oder beurteilte sie zumindest äußerst kritisch. Als wichtig für das Spannungsfeld zwischen den mit dem älteren Gattungskonzept übereinstimmenden Erwartungen und Bernhards Umgang mit der Gattung haben sich dabei vor allem die Verbindung von Künstlichkeit und der Form der Autobiographie[348] und eine Subjektivität bzw. eine subjektive Betroffenheit, die der Glaubwürdigkeit des Textes im Wege stehe,[349] erwiesen. Auch wurde kritisiert, dass Bernhard sich nicht durchschauen lassen wolle.[350]

Bernhards Sprache kann nicht allein für die ablehnenden Reaktionen der Kritiker verantwortlich gemacht werden. Die „Auseinandersetzungen um Ehrlichkeit, Objektivität etc." können keineswegs als „belanglos" betrachtet werden. [351] Das von Martin Huber angesprochene „Mißverständnis, über den Wahrheitsgehalt dieser Sätze (aus der Autobiographie – J.S.) rechten zu wollen" [352], dürfte vor allem damit zusammenhängen, dass *Die Ursache* als Autobiographie wahrgenommen wurde. Denn es war gerade die Gattung, die Kritiker dazu veranlasste, den Text als Abbild einer Realität zu lesen.

Ein Beweis dafür, dass die Sprache Bernhards für die Kommunikationsstörungen in der Rezeption dieser Autobiographie keine ausreichende Erklärung bietet, liefern Rezensionen, die sich sowohl mit *Die Ursache* als mit dem im selben Jahr erschienenen Roman *Korrektur* befassen. Aus ihnen wird deutlich, dass es vor allem die Gattung war, die für die Beurteilung der Ursache entscheidend war. So besprach Helmut Gollner *Die Ursache* und *Korrektur* in der Ausgabe 281/1977 der Schweizer Zeitschrift *Neue Wege*. Der Unterschied zwischen beiden Büchern sei nur gering, so Gollner, da erstens die Sprache gleich bleibe und zweitens Bernhards „persönliche Situation der seiner Figuren" gleichen würde. Die Anklagen seien in *Die Ursache* jedoch problematischer als im Roman, da Namen genannt würden, die sich auf die konkrete Wirklichkeit beziehen.[353]

In Ulrich Greiners Doppelrezension wird der erste Band der Autobiographie deutlich

[348] So bei Jürgen Jacobs.
[349] So bei Elsabeth Effenberger, Lothar Sträter und Thomas Pluch.
[350] So bei Achim Ayren.
[351] Huber. In: Schmidt-Dengler/Huber (Hrsg.), S. 99.
[352] Ebd., S. 102.
[353] Gollner, Helmut: Thomas Bernhard: Salzburg/Altensam als Ursache. In: *Neue Wege* 1975, Nr. 281, S. 32.

vom Roman abgehoben, indem Greiner *Die Ursache* als Erklärungshilfe für den Roman heranzieht:

> Das heißt aber nicht, daß sich die Frage unterdrücken ließe, was die Wirklichkeit der „Korrektur" mit unserer Wirklichkeit zu tun habe. Kurz: Was gehen uns Bernhards Leiden an? Die Antwort wird leichter, wenn man den autobiographischen, seine Jugendzeit in Salzburg behandelnden Text „Die Ursache" in die Hand nimmt - (...)[354]

Für den Roman lässt Greiner eine „absolute Wahrhaftigkeit" gelten:

> Seine Literatur der totalen Künstlichkeit entgeht noch am ehesten dem Diktum Adornos, jede Kunst enthalte das Potential, aus dem Grauen Genuß herauszupressen. Bei Bernhard bleibt kein Genuß mehr, die Monotonie ist tödlich. Wenn etwas aus diesem Werk zu lernen wäre, dann ist es eine absolute Wahrhaftigkeit.

Es ist bezeichnend, dass Greiner die Künstlichkeit und radikale Negativität der Prosa Bernhards nur für den Roman *Korrektur*, nicht aber für die Autobiographie akzeptiert. Denn in *Die Ursache* vermag die „wild herausgeschleuderte Anklage" gegen Salzburg Greiner nicht zu überzeugen. Die Autobiographie misslinge gerade dort, wo Bernhard versuche, realistisch zu schreiben:

> Wo er es dennoch ausnahmsweise versucht, wie in der „Ursache", da mißrät seine Prosa, ungeachtet aller Meisterschaft im Detail, nicht selten zum rüden Wutanfall, der seine Wirkung verfehlen muß.

Schon das Urteil einiger Kritiker, Bernhard sei auf einmal konkret geworden, zeigt, dass die Gattung und die an diese Autobiographie geknüpften Erwartungen bei den Kommunikationsstörungen im Rezeptionsprozess eine wesentliche Rolle gespielt haben.

2.6 Wahrheit und Lüge

In seiner Autobiographie verzichtet Bernhard nicht auf Übertreibungen und Fiktionen. Den Konventionen der Gattung ist Bernhard nicht gefolgt. Das Eigentümliche von Bernhards Autobiographie liegt weniger in ihrer Authentizität oder im

[354] Greiner, Ulrich: Die Tortur, die Thomas Bernhard heißt. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27.9.1975.

Bekenntnishaften als vielmehr darin, dass eine sinnvolle Entwicklung nicht erkennbar, eine festumrissene Identität verweigert wird. Dies werde ich im Folgenden anhand einer gattungstheoretisch orientierten Lektüre dieser Autobiographie, die sich an den Aporien der Textstruktur orientiert, zu zeigen versuchen.

Bei Thomas Bernhards Autobiographie handelt es sich um ein Projekt von fünf Bänden (*Die Ursache. Eine Andeutung*; 1975; *Der Keller. Eine Entziehung*; 1976; *Der Atem. Eine Entscheidung*; 1978; *Die Kälte. Eine Isolation*, 1981 und *Ein Kind*, 1982). Die Untertitel bringen den Inhalt des jeweiligen Bandes auf eine Kürzestformel. Sie verweisen auf Worte, die, vor allem beim dritten Band, den Text leitmotivisch durchziehen. Die Forschung verweist auf diese fünf Texte meistens mit „Bernhards Autobiographie" oder „Bernhards autobiographische Schriften." Auch die meisten der oben besprochenen Rezensenten stuften die Schriften als „Autobiographie" ein, manche sprachen auch von Bernhards „Jugenderinnerungen". Aber wie können wir feststellen, ob es sich bei diesen Texten um eine Autobiographie handelt?

Bernhard hat sich oft gegen traditionelle Gattungsbezeichnungen gewehrt. So erklärte er, nicht zu wissen, was das Wort Roman bedeute, und er gab an, es sei nie seine Absicht gewesen, eine Autobiographie zu schreiben.[355] Und es gibt ja auch andere Prosawerke Bernhards, die zum Teil autobiographischen Charakter aufweisen, wie z.B. *Wittgensteins Neffe* (1982). Im Klappentext der Erstausgabe wurde *Wittgensteins Neffe* dem Leser sogar als Fortführung der Autobiographie präsentiert.[356] Auch Eva Marquardt ist der Ansicht, dass in diesem Buch „der autobiographische Charakter in gleicher Weise gegeben scheint."[357]

Wendet man aber Lejeunes Vertragsvereinbarungen[358] auf die Reihe von *Die Ursache* bis *Ein Kind* und auf *Wittgensteins Neffe* an, so erweist sich die Reihe von *Die Ursache* bis *Ein Kind* eindeutig als eine Autobiographie und *Wittgensteins Neffe* als Biographie. Mit dem Pronomen Ich verweist der Erzähler in allen fünf Bänden der

[355] Vgl. Rambures, Jean-Louis de: Alle Menschen sind Monster, sobald sie ihren Panzer lüften. In: Dreissinger, Sepp (Hrsg.): *Von einer Katastrophe in die andere. 13 Gespräche mit Thomas Bernhard*. Weitra (Bibliothek der Provinz) 1992, S. 104-114, hier S. 107.

[356] Im Klappentext der Erstausgabe hieß es: „In seiner neuesten Arbeit führt Bernhard die Form der Autobiographie weiter in die Jahre 1967 bis 1979." Bernhard, Thomas: *Wittgensteins Neffe. Eine Freundschaft*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1982.

[357] Marquardt, S. 130.

[358] Zu Lejeune vgl. 1.4.4.

Autobiographie nur auf sich selbst. In *Ein Kind* gibt Bernhard in einer Schlüsselszene seinen Vornamen preis:

> Ein Unmensch machte die Tür auf, Schmutz und Haare, aus welchen aber doch die Augen meines geliebten Schorsi leuchteten. Er erkannte mich nicht sofort, ich mußte dreimal Thomas sagen, bis er begriff.[359]

Später heißt es: „Warum heißt du denn Bernhard, wenn dein Vater Fabjan heißt?“.[360] Die dreifache Identität Autor-Erzähler-Figur, nach Lejeune das wesentliche Merkmal der Gattung,[361] ist auf diese Weise, wenn auch spät, gesichert.
Bernhard erfüllt mit der Reihe von *Die Ursache* bis *Ein Kind* alle Kriterien, die Lejeune als Elemente der Autobiographie aufgefasst hat: Es handelt sich bei jedem der fünf Bücher um eine Erzählung in Prosa, die individuelles Leben beschreibt, Identität zwischen dem Autor und dem Erzähler sowie Identität zwischen dem Erzähler und der Hauptfigur aufweist und durch eine rückblickende Erzählperspektive gekennzeichnet ist.
Diese dreifache Identität ist in *Wittgensteins Neffe* nicht vorhanden. Steht in den Bänden von *Die Ursache* bis *Ein Kind* Bernhard selbst im Mittelpunkt der Betrachtungen, der Ereignisse und der Reflexionen, so ist in *Wittgensteins Neffe* Paul Wittgenstein, der Neffe des großen Philosophen, die Hauptfigur:

> (...) der Mittelpunkt dieser Notizen ist mein damals mit mir auf dem Wilhelminenberg stationierter (...) Freund Paul, den ich mir mit diesen Notizen deutlich machen will, mit diesen Erinnerungsfetzen, die mir im Augenblick nicht nur die ausweglose Situation meines Freundes, sondern auch meine eigene damalige Ausweglosigkeit verdeutlichen sollen (...).[362]

Die Bedeutung des Freundes überwiegt. Auch in *Wittgensteins Neffe* hat Bernhard sein eigenes Leben als Rohmaterial für die literarische Gestaltung verwendet, dennoch ist dieser Text deutlich von den fünf Bänden der Autobiographie abzugrenzen, da hier eine andere Figur im Mittelpunkt der Betrachtungen und Notizen

---

[359] Bernhard, *Ein Kind*, S. 24. Diese Hauptfigur ist dieselbe als die Hauptfigur der vorher erschienen Bände, die schon zahlreiche autobiographische Markierungen enthielten.
[360] Ebd., S. 93.
[361] Lejeune, Philippe: *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1994, S. 15: „Damit es sich um eine Autobiographie (...) handelt, muß Identität zwischen dem *Autor*, dem *Erzähler* und dem *Protagonisten* bestehen.“
[362] Bernhard, *Wittgensteins Neffe,* S. 32.

steht.[363] Eine der wesentlichen Schlussfolgerungen Marquardts: „Bernhards Autobiographie ist in gleichem Maße fiktional wie die Prosa autobiographisch“[364], erscheint denn auch kaum nachvollziehbar. Marquardts Qualifizierung der Bände von *Die Ursache* bis *Ein Kind* als „klassische Autobiographie“[365] ist im Hinblick auf die postmodernen Züge des Autors Thomas Bernhard, die auch in seiner Autobiographie erkennbar sind, höchst problematisch.[366]

Im Folgenden möchte ich kurz den Inhalt der fünf Bände von Bernhards Jugenderinnerungen umreißen, um die vorgenommene Analyse der gattungstheoretisch wichtigen Begriffe vorzubereiten. Der erste Band, *Die Ursache*, beschreibt die Schulzeit Bernhards in einem zuerst nationalsozialistischen, dann - nach 1945 – katholischen Schülerheim. Das Buch schließt mit dem Austritt aus der Schule und dem Beginn der Lehre im Lebensmittelgeschäft Karl Prodlahas, die in *Der Keller*, dem zweiten Band, weitergeführt wird. Bernhard zieht sich aber eine Lungenentzündung zu und muss in *Der Atem*, dem dritten Band, in eine Lungenheilstätte. Der vierte Band, *Die Kälte,* beschreibt Bernhards Aufenthalt im Sanatorium und schließt mit dem Satz: „Aber ich weigerte mich und fuhr nicht mehr hin.“[367] Viele dachten, Bernhard habe die Geschichte seiner Jugend damit abgeschlossen. Es folgte aber noch ein fünfter Band, *Ein Kind*, der die am weitesten zurückliegende Periode beschreibt. Die Geschichte spielt sich an der bayerisch-österreichischen Grenze in der Umgebung von Salzburg in den Jahren 1939-1949 ab. In *Ein Kind* ist Bernhard acht, in *Der Atem* achtzehn Jahre alt.

Der Eindruck einer narrativen Kontinuität und einer traditionellen Erzählweise, den diese kurze Inhaltangabe erwecken könnte, täuscht. Sie wird in den Texten durch zahlreiche Vor- und Rückgriffe untergraben. Außerdem sprengt der letzte Band die Chronologie. In Bernhards Autobiographie wird die Lebenszeit nicht einfach vorwärts gerichtet beschrieben, sondern in einen komplexen Erinnerungsstrom eingebettet, durch Reflexionen und zahlreiche Vor- und Rückblenden ständig unterbrochen. So wird in *Die Kälte*, dem dritten Band, von der Erinnerung an den Aufenthalt im

---

[363] Lejeune sagt explizit, dass es sich um eine „Identität zwischen dem Erzähler und der *Haupt*figur“ (Hervorh. J.S.) handeln muss. Vgl. Lejeune 1994, S. 14. Dies wird in Marquardts Darstellung von Lejeunes Theorie m.E. nicht genug hervorgehoben: die von Lejeune behauptete dreifache Identität wird vereinfachend als Identität zwischen Autor, Erzähler und Figur vorgestellt. Vgl. Marquardt, S. 128.
[364] Marquardt, S. 176.
[365] Ebd., S. 130.
[366] Vgl. 2.7.
[367] Bernhard, Thomas: *Die Kälte*, S. 98.

Lungensanatorium Grafenhof in eine erneute Erinnerung, die in die frühen Kinderjahre zurückreicht, übergewechselt. Die ausführliche Beschreibung dieser Zeit wird später in *Ein Kind*, dem fünften Band, nachgereicht. Darüber hinaus sind auf fast jeder Seite der fünf Bände ausführliche Reflexionen, die den Bericht über die eigene Jugend unterbrechen, in die Erzählung eingeschaltet. Spontane Redeeinschübe, oft nur fragmentarisch wiedergegebene Dialoge, vielfältige Gedankenketten und verwirrende Assoziationen verhindern eine narrative Geschlossenheit.

2.6.1 Identität, Sozialisation und Entwicklung

Der Bruch mit sinnstiftenden Konventionen der Gattung vollzieht sich in Bernhards Autobiographie vor allem durch einen diffusen Umgang mit gattungstheoretisch relevanten Konzepten wie Identität, Sozialisation und Entwicklung. Vor allem im ersten Band der Autobiographie wird eine bedrohliche Umwelt geschildert, die geradezu darauf aus zu sein scheint, die junge Hauptfigur zu vernichten. Die Heimatstadt Salzburg sei „eine jede Natur störende, mit der Zeit verstörende und zerstörende, sehr oft nur auf die heimtückisch-tödliche Weise bewohnbar“,[368] „ein „durch und durch menschenfeindliche(r) architektonisch-erzbischöflich-stumpfsinnig-nationalsozialistisch-katholische(r) Todesboden“,[369] der jedoch zugleich als Schlüssel zur eigenen Existenz verstanden wird. Alles in ihm sei „auf diese Stadt und auf diese Landschaft bezogen und zurückzuführen“, betont Bernhard.[370]
Das Internat, in dem der junge Bernhard untergebracht ist, sei eine “katastrophale Verstümmelungsmaschinerie des Geistes”, die nach einem “(…) sadistischen Erziehungsplan” arbeite und zur geistigen Vernichtung der Schüler beitrage. Die Aufgabe der Professoren sei es, den Schüler jeden Tag “auf die unverschämteste

[368] Bernhard, *Die Ursache*, S. 7.
[369] Ebd., S. 10. In Bernhards Autobiographie erscheint die Abgrenzung und Befreiung vom eigenen Herkunftskomplex somit als ein zentrales Motiv. Der Bericht des Autobiographen Bernhard über den Ort seiner Herkunft und seine Familie erinnert dadurch stark an das Projekt Franz Josef Muraus, der Hauptfigur aus Bernhards späterem Roman *Auslöschung* (1986). Manfred Mittermayers Wertung von *Auslöschung* als ein „Dokument für die Schwierigkeiten, sich von einem historischen Erbe zu befreien, das allzu sehr in der eigenen Person eingewurzelt ist“ (Mittermayer 1995, S. 114), trifft m.E. ebenfalls auf die Autobiographie zu. Denn auch in der Autobiographie scheint das Erreichen der eigenen Identität nur dadurch zu gelingen, dass alles Nicht-Zugehörige in radikaler Weise aus der eigenen Vergangenheit und Erfahrung eliminiert wird. Die Beschreibung des Prozesses hält aber genau das Nicht-Zugehörige fest.
[370] Bernhard, *Die Ursache*, S. 46.

Weise den ganzen übelstinkenden Geschichtsunrat als sogenanntes Höheres Wissen wie einen unerschöpflichen Kübel über den Kopf aus(zu)schütten."[371]
Auch den meisten Personen steht die Hauptfigur feindlich gegenüber, vor allem Grünkranz und Onkel Franz, aber auch seiner Mutter, die sich kaum um ihn kümmert. Insgesamt fasst Bernhard Eltern als Existenz-bedrohend auf:

> In vollkommener Unwissenheit und Gemeinheit haben uns unsere Erzeuger und also unsere Eltern in die Welt gesetzt und werden, sind wir einmal da, mit uns nicht fertig (...) sie geben früh auf, aber immer erst zu spät, immer erst in dem Augenblick, in welchem sie uns längst zerstört haben.[372]

Seinen leiblichen Vater hat der junge Bernhard nie gesehen. Zusammen mit dem Geographieprofessor Pittioni, der andauernd aufgrund seiner Hässlichkeit verspottet und gequält wird, bilden die Großeltern die einzigen positiven Bezugspersonen. Der „in allem lebens- und existenzentscheidende" Großvater erscheint in den Bänden von *Die Ursache* bis *Ein Kind* als die wichtigste Bezugsperson des jungen Bernhard.[373]
Wie in einem klassischen Bildungsroman stellt der Großvater Bernhard in verschiedenen künstlerischen Berufen vor, als Schauspieler, Maler, Musiker und, nach dem Scheitern dieser musischen Hoffnungen, als Kaufmann. Der Großvater empfiehlt dem jungen Bernhard nicht in den Massenmantel hineinzuschlüpfen und seinen künstlerischen Interessen treu zu bleiben. Später steht Bernhard den pädagogischen Fähigkeiten seines Großvaters kritisch gegenüber und fragt sich, ob der Großvater nicht für seine schwierige Jugend mitverantwortlich sei. Der Enkel bricht den Schulbesuch vorzeitig ab und geht „in die entgegengesetzte Richtung."[374]
Mit der Entscheidung für die Lehre im Lebensmittelgeschäft in der Salzburger Scherzhauserfeldsiedlung scheint die Schule des Großvaters beendet. Enttäuschung verbindet sich mit Kritik an der Wirklichkeitsferne des Großvaters:

---

[371] Typisch für Bernhard ist, dass diese Kritik an der eigenen Schule sofort auf alle Schulen in der Welt übertragen wird. Spricht Bernhard zunächst noch von den österreichischen Schulen im Dritten Reich und in den ersten Jahren nach dem Krieg, so heißt es schon einige Seiten später, dass die Schulen „im Auftrag und auf Befehl der Regierungen in allen Staaten der Welt (...) den *Geistes*mord" begehen.
[372] Ebd., S. 62.
[373] Vgl. Höller, Hans: *Thomas Bernhard*. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) 1994, S. 43.; Spits 2002.
[374] Bernhard: *Der Keller*, S. 58.

Was ich von ihm gelernt hatte, taugte auf einmal nur mehr noch in der Phantasie, nicht in der Wirklichkeit. So fühlte ich mich plötzlich auch von jenem Menschen allein gelassen, auf den ich hundertprozentig vertraut hatte.[375]

Bernhards Autobiographie ist somit von einer radikalen Negativität geprägt. Die Welt erscheint als „eine Strafanstalt mit sehr wenig Bewegungsfreiheit.“[376] Die Frage ist denn auch, ob man eine solche Autobiographie, in der die Negation eine so große Rolle spielt, noch länger sinnvoll mit positiven Vorstellungen von Identität und Sozialisation in Verbindung bringen kann. Wir erinnern uns aber zugleich an einige Rezeptionsdokumente, in denen von einem „Bildungsroman“ oder „Entwicklungsroman“ gesprochen wurde. Marcel Reich-Ranicki sprach sogar von dem „großen Salzburger Entwicklungsroman.“ Im Folgenden werde ich versuchen, diese Urteile über Entwicklung und Identität in Bernhards Autobiographie zu prüfen. Ich möchte zeigen, wie hier eine sinnvolle Fügung behauptet wird, die in Bezug auf den Handlungsablauf dieser Autobiographie höchst problematisch ist. Um dies zu verdeutlichen, möchte ich etwas näher auf den Handlungsablauf des zweiten Bandes der Autobiographie, *Der Keller. Eine Entziehung,* eingehen. Anhand dieses Bandes lässt sich Bernhards Umgang mit Identität und Entwicklung deutlich illustrieren. Der erste Band der Autobiographie endet mit dem Entschluss, das Gymnasium zu verlassen und eine durch das Arbeitsamt vermittelte Lehre bei einem Lebensmittelhändler anzunehmen. Der Handlungsablauf in *Der Keller* sieht dann wie folgt aus: Der junge Bernhard entscheidet sich dafür, in „die entgegengesetzte Richtung“[377] zu gehen, verlässt das Gymnasium und beginnt bei dem Lebensmittelhändler Karl Prodlaha in der Scherzhauserfeldsiedlung, dem Elendsviertel Salzburgs, zu arbeiten. Ihm gefällt die praxisbezogene Tätigkeit. Er entschließt sich, auch seine Stimme ausbilden zu lassen, nimmt bei einer bekannten Sängerin Musikunterricht und erhält von deren Mann Unterricht in Musiktheorie. Am Ende des Bandes zieht sich Bernhard aber eine schwere Krankheit zu, muss seine Lehre und den Musikunterricht abbrechen und endet im Sanatorium. Der Erzähler wechselt auf den letzten Seiten des Bandes unmittelbar in die Gegenwart über und erwähnt eine Begegnung mit einem Straßenarbeiter, den er aus der

[375] Ebd., S. 46.
[376] Bernhard: *Die Kälte*, S. 28: „Das Leben ist nichts als ein Strafvollzug, sagte ich mir, du mußt diesen Strafvollzug aushalten. Lebenslänglich. Die Welt ist eine Strafanstalt mit nur sehr wenig Bewegungsfreiheit.“
[377] Bernhard: *Der Keller*, S. 14.

Scherzhauserfeldsiedlung kannte. Die gemachten Erfahrungen münden rückblickend in die vom Straßenarbeiter formulierte und von Bernhard bejahte Einsicht, alles sei egal:

> Der Mann aus der Scherzhauserfeldsiedlung mit seinem Preßlufthammer hat mir das Stichwort gegeben, daß alles egal ist. Es ist das Wesen der Natur, daß alles egal ist. (...) Manchmal erheben wir alle unseren Kopf und glauben, die Wahrheit oder die scheinbare Wahrheit sagen zu müssen, und ziehen ihn wieder ein. Das ist alles.[378]

Der Gang in die „entgegengesetzte Richtung" führt zu keinen weiteren Einsichten. Er erweist sich als ein Weg in die Sinnlosigkeit. Dabei sind Gymnasium, Lebensmittelgeschäft und Sanatorium drei Stationen, zwischen denen sich kaum eine sinnvolle Verbindung herstellen lässt. Bernhard scheint darauf aus zu sein, jedes Moment, das eine positive Entwicklung verraten könnte, zu relativieren.

Oben wurde deutlich, wie schwierig es ist, den in Theorie und Geschichte so wichtigen Begriff Entwicklung, jedenfalls in seinem herkömmlichen Sinne gedacht, also als Entwicklung auf ein Ziel hin, ohne Problematisierung auf die Autobiographie Bernhards anzuwenden. Die Zitate, die Bernhard dem zweiten und dem fünften Band seiner Autobiographie als Motto vorangestellt hat: „Alles ist unregelmäßige und ständige Bewegung, ohne Führung und ohne Ziel" (Montaigne, *Der Keller*) und „Niemand hat gefunden oder wird je finden" (Voltaire, *Ein Kind*) unterstützen diese Deutung.

Für den autobiographietheoretischen Diskurs stellt sich nach diesen Erkenntnissen die folgende Frage: Kann eine Autobiographie dieser Art, in der die Negation eine solche Bedeutung hat, sinnvoll mit Konzepten wie Identität und Sozialisation verbunden werden?

Wir erinnern uns an die im ersten Kapitel behandelte Theorie der Autobiographie, vor allem an Bernd Neumanns *Identität und Rollenzwang*.[379] Neumans Verständnis der Begriffe Identität und Entwicklung unterscheidet sich stark von Bernhards Darstellung des eigenen Lebenswegs. Neumanns Gedanke der festumrissenen Identität setzt eine Autonomie des Individuums voraus, die in Bernhards Autobiographie durch die feindliche Natur, die bedrohliche Umwelt und die eigene

[378] Ebd., S. 107.
[379] Zu Neumann vgl. 1.3.3 - 1.3.7.

Identität nicht bildende, sondern bedrohenden Institutionen wie Familie, Schule und Staat in aller Radikalität geleugnet wird. Bernhard steuert nicht auf einen Platz in der Gesellschaft – wenigsten nicht so, wie Neumann diesen versteht - hin. Seine Autobiographie führt nicht bis zu dem Punkt, „an dem der Erinnernde seinen Platz in der Gesellschaft gefunden und seine Rolle in ihr zu spielen begonnen hat.“[380] Die Frage nach der eigenen Identität erscheint bei Bernhard existentieller, jenseits des Bereichs von Beruf und Gesellschaft: „Ich hatte überhaupt nichts werden und natürlich niemals ein Beruf werden wollen, ich hatte immer nur *ich* werden wollen.“[381] Bernhards Autobiographie lässt vielmehr die Frage aufkommen, ob eine eigene Identität überhaupt erreicht werden kann. Nur die Institutionen Schule, Kirche, Spital und Erholungsheim erweisen sich in seiner Autobiographie als konstant. Gerade sie aber sind es, die das Ich daran hindern, eine eigene Identität zu bilden. Statt einer eigenen Identität betont Bernhard die Austauschbarkeit individueller Erfahrungen. Der Gedanke der festumrissenen Identität verschwindet zugunsten von Indifferenz und Gleichgültigkeit: Es ist alles egal. Es sei ununterscheidbar, ob man, wie der Straßenarbeiter, mit seinem Presslufthammer, oder - wie der Schriftsteller und also auch der Autobiograph - hinter dem Schreibtisch verzweifelt:

> Die Karten werden aufgeschlagen, nach und nach. Die Idee ist gewesen, der Existenz auf die Spur zu kommen, der eigenen wie den andern. Wir erkennen uns in jedem Menschen, gleich, wer er ist, und sind zu jedem dieser Menschen verurteilt, so lange wir existieren. Wir sind alle diese Existenzen und Existierenden zusammen und sind auf der Suche nach uns und finden uns doch nicht, so inständig wir uns darum bemühen.[382]

Es ist bemerkenswert, dass Bernhard schon im zweiten Band der Autobiographie zu der Feststellung kommt, dass er eigentlich keinen Weg gegangen ist, weil jeder dieser Wege ein endloser und dadurch sinnloser sei, und zu der Einsicht gelangt:

> Es ist etwas geschehen, ich bin älter geworden, ich bin nicht stehengeblieben, aber ich bin auch nicht einen Weg gegangen. Ich spreche die Sprache, die nur ich allein verstehe, sonst niemand, wie jeder nur seine eigene Sprache versteht, und die glauben, sie verstünden, sind Dummköpfe und Scharlatane. (...)

---

[380] Neumann, Bernd: *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*. Frankfurt a.M. (Athenäum) 1970, S. 63.
[381] Bernhard: *Der Atem*, S. 99.
[382] Bernhard: *Der Keller*, S. 106.

So ist jeder, gleich, was er ist, und ganz gleich, was er tut, immer wieder auf sich zurückgeworfen, ein auf sich selbst angewiesener Alptraum.[383]

Für einen Entwicklungs- oder Bildungsroman typische Merkmale - die aus eigener Kraft erreichte Vollkommenheit, die harmonische Ausbildung der eigenen Anlagen und Fähigkeiten zu einer verantwortlichen Persönlichkeit – weist Bernhards Autobiographie nicht auf. Zwar schildert auch er in sehr bewusster Komposition den eigenen Werdegang und stellt Stationen der Kindheit und Adoleszenz in dauernder Auseinandersetzung mit den Umwelteinflüssen in einem breiten historisch-kulturellem Rahmen dar, doch der weltanschauliche Horizont, der für die Herausbildung einer harmonischen Persönlichkeit erforderlich ist, fehlt bei Bernhard völlig.

Gerhard vom Hofe setzte den Begriff Bildungsgeschichte denn auch zu Recht in Anführungszeichen: Bernhards Autobiographie sei „keine auf vollständige Information und entwicklungspsychologische Fundierung Rücksicht nehmende <Bildungsgeschichte<, sondern eine „auf bedeutsame Lebensmomente, nahezu ausschließlich auf Krankheitsstadien, Leiderfahrungen, Katastrophen und Krisen zusammengeschmolzene Vita“, die von einer auffälligen „Zitation der Topoi religiöser Bekehrungs- und Erweckungsliteratur geprägt“[384] sei.

Das Zusammenhang stiftende Erzählen ist Bernhard auch in seiner Autobiographie dermaßen verdächtig, dass von einer für einen Entwicklungsroman oder für eine Vita charakteristischen sinnvollen Komposition, die den Protagonisten „aus eigener Kraft auf e(inen) Stand gewisser Vollkommenheit“[385] führt, wohl schwerlich gesprochen werden kann.[386] Auch in seiner Autobiographie erweist sich Bernhard somit als der typische Geschichtenzerstörer.

Der Begriff des „negativen Entwicklungsromans“ oder „Anti-Entwicklungsromans“ wäre in diesem Zusammenhag denn auch passender: Die Reihe von *Die Ursache* bis

---

[383] Ebd., S. 100.

[384] Vom Hofe, Gerhard: Ecce Lazarus. Autor-Existenz und >Privat<-Metaphysik in Thomas Bernhards autobiographischen Schriften. In: *Duitse Kroniek 32* (1982), H. 4, S. 18-36. Mit Vita verweist Vom Hofe auf die Lebensbeschreibung einer bekannten Persönlichkeit, die vor allem die Tugenden des Portraitierten hervorhebt. Die Vita weist, besonders bei Heiligen und Märtyrern, oft Ähnlichkeiten mit der Legende auf.

[385] Wilpert, Gero von: *Sachwörterbuch der Literatur*. Stuttgart (Alfred Kröner) [7]1989. s.v. „Entwicklungsroman“.

[386] Außerdem fehlt bei Bernhard die für die Vita charakteristische Darstellung der (antiken oder christlichen) Tugenden. Insoweit ist auch Vom Hofes Versuch, den traditionellen Gattungsbegriff Vita auf Bernhards Autobiographie anzuwenden, wenig überzeugend.

Ein Kind stellt in Ich-Form eine Reifung der Persönlichkeit dar und thematisiert – unter negativem Vorzeichen – die dauernde Auseinandersetzung mit den Umwelteinflüssen der jungen Hauptfigur. Auf ähnliche Weise haben u.a. Jürgen Koppensteiner und Wendelin Schmidt-Dengler Thomas Bernhards frühe Romane *Frost* und *Verstörung* in der Tradition des österreichischen Heimatromans gelesen und als „kritischen Heimatroman" oder „Anti-Heimatroman" interpretiert.[387]

2.6.2 Schreiben als Annäherung

Oben wurde deutlich, dass der Bruch mit sinnstiftenden Konventionen der Gattung sich in Bernhards Autobiographie vor allem durch einen komplexen Umgang mit gattungstheoretisch relevanten Konzepten vollzieht. In seinem Umgang mit Realität und Fiktion treibt Bernhard ein Verwirrspiel mit dem Leser: „Was hier beschrieben ist, ist die Wahrheit und ist doch nicht die Wahrheit, weil es nicht die Wahrheit sein kann"[388], lesen wir im zweiten Band. Dieses Changieren zwischen Wahrheit und Lüge musste Kritiker naturgemäß verwirren. Im Folgenden möchte ich Bernhards Sprach- und Erkenntniszweifel nachgehen, um die enttäuschten Erwartungen der Kritiker, soweit diese sich auf „die ganz und gar unerträgliche Mischung" von „Wahrheit und Täuschung, auch Selbsttäuschung" [389] in Bernhards Autobiographie bezogen, zu erklären.

Sprachskeptische Bemerkungen finden sich in nahezu allen Texten Bernhards. So heißt es in der Erzählung *Watten. Ein Nachlaß* (1969):

---

[387] Koppensteiner, Jürgen: Anti-Heimatliteratur in Österreich. Zur literarischen Heimatwelle der siebziger Jahre. In: *Modern Austrian Literature*, Vol. 15, No. 2, 1982, S. 1-11. Schmidt-Dengler, Wendelin: Die antagonistische Natur. Zum Konzept der Anti-Idylle in der neueren österreichischen Prosa. In*: Literatur und Kritik*, H. 40, 1969, S. 577-585. Laichinger, Renate: *Der österreichische Anti-Heimatroman. Eine Untersuchung am Beispiel von Franz Innerhofer, Gernot Wolfgruber, Michael Scharang und Elfriede Jelinek*. Masch. Diss. Salzburg 1985. Auch Andrea Kunne hat einen Versuch vorgelegt, unter der „Gattung Heimatroman" einen wesentlichen Teil der österreichischen Nachkriegsliteratur zu sammeln: Kunne, Andrea: *Heimat im Roman: Last oder Lust? Tranformationen eines Genres in der österreichischen Nachkriegsliteratur*. Amsterdam Atlanta (Rodopi) 1991. Kunnes Konzept scheint jedoch fragwürdig, da ihre Kriterien willkürlich erscheinen. So findet Michael Scharangs *Der Sohn eines Landarbeiters* in Kunnes Untersuchung keinen Platz, weil Scharangs Kritik sich nicht auf „die ländlichen Lebensumstände" (S. 310ff.) beschränke, sondern sich „gegen die österreichische Gesellschaft schlechthin" richte. Es ist aber fraglich, ob Scharangs Kritik sich von Franz Innenhofers *Schöne Tage*, auf den Kunne ausführlich ausgeht, so stark unterscheidet. Thomas Bernhards Prosa akzeptiert Kunne nicht, weil bei Bernhard der Staat eine zu große Rolle spiele und in Bernhards Texten „eine positive Konnotation der Stadt" verhindert werde.

[388] Bernhard: *Der Keller*, S. 30.

[389] Vgl. Ayren.

Es ist alles Lüge, was gesagt wird, das ist die Wahrheit, geehrter Herr, die Paraphrase ist unser lebenslänglicher Kerker.[390]

Und in seiner Rede *Der Wahrheit und dem Tod auf der Spur* (1968) meinte Bernhard:

Wenn wir der Wahrheit auf der Spur sind, ohne zu wissen, was diese Wahrheit ist, die mit der Wirklichkeit nichts als die Wahrheit, die wir nicht kennen, gemein hat, so ist es das Scheitern, es ist der Tod, dem wir auf der Spur sind...[391]

Durch die verfälschende Sprache scheitert der direkte Verweis auf die Wirklichkeit. Schreiben ist nur als „Annäherung" möglich, die Wahrheit wird prinzipiell verfehlt. Die Sprache wird von Bernhard als untauglich erklärt, die Wirklichkeit nachzuahmen oder abzubilden. Sie ist nicht länger ein einfaches Mittel der Verständigung, sondern wird zu einem essentiellen Problem des Schreibenden. Statt sich um eine Rekonstruktion der Wahrheit zu bemühen, die in seinen Augen sinnlos weil unmöglich ist, schreibt Bernhard vielmehr nach einem spielerischen Bauprinzip, arbeitet an Sätzen und Aussagen, um diese später zu »zerstören». Sein Schreibstil bewegt sich „zwischen Komposition und Dekomposition".[392]
Bernhards radikaler Sprachzweifel äußert sich auch in der Autobiographie. In Einschüben, die die Erinnerung an seine Jugend unterbrechen, reflektiert er immer wieder über die Tendenz zur Verfälschung, die mit der Beschreibung der eigenen Lebensgeschichte unlösbar verbunden sei. Schon im ersten Band, *Die Ursache*, wird dem Leser mitgeteilt, dass „alles hier Notierte" nur „Andeutung" sein könne.[393] Was der Erzähler schreibt, könne nur eine „Annäherung" sein.[394] Die Sprache erweist sich somit auch in der Autobiographie als unzulängliches Mittel, die Wirklichkeit zu erfassen. „Die Wahrheit, denke ich, kennt nur der Betroffene, will er sie mitteilen, wird er automatisch zum Lügner"[395], lesen wir in *Der Keller*. Die Wahrheit erscheint Bernhard von vornherein als eine Verfälschung.[396] Die Sprache gibt nach seiner Ansicht nur ein „gefälschtes Authentisches" wider:

---

[390] Bernhard, Thomas: *Watten. Ein Nachlaß*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1969, S. 23.
[391] Ders. 1968, S. 347.
[392] Kahrs, S. 32.
[393] Ders.: *Die Ursache*, S. 89.
[394] Ders.: *Die Kälte,* S. 59.
[395] Ders.: *Der Keller*, S. 29.
[396] Vgl. Bernhard: *Die Kälte*, S. 46.

Die Sprache ist unbrauchbar, wenn es darum geht, die Wahrheit zu sagen, Mitteilung zu machen, sie läßt dem Schreibenden nur die Annäherung, immer nur die verzweifelte und dadurch auch nur zweifelhafte Annäherung an den Gegenstand, die Sprache gibt nur ein gefälschtes Authentisches wider, das erschreckend Verzerrte, sosehr sich der Schreibende auch bemüht, die Wörter drücken alles zu Boden und verrücken alles und machen die totale Wahrheit auf dem Papier zu Lüge.[397]

War Goethe der Meinung, dass der Autobiograph sein „mit sorgfältiger Treue behandeltes Werk" in der Gegenwart, „ja viel mehr noch in der Erinnerung (...) nach seinen Eigenheiten bildend modele"[398], so steigert Bernhards Autobiographie diesen Ansatz in der Einsicht der Ununterscheidbarkeit von Wahrheit und Lüge. In *Der Keller* heißt es:

Wir wollen die Wahrheit sagen, aber wir sagen nicht die Wahrheit. Wir beschreiben etwas als wahrheitsgetreu, aber das Beschriebene ist etwas anderes als die Wahrheit. (...) die Wahrheit ist überhaupt nicht mitteilbar.[399]

Wahrheit und Verfälschung, Sein und Schein sind in Bernhards Autobiographie nicht voneinander zu trennen. Es scheint kaum möglich, die Oppositionen in irgendeiner Weise miteinander zu versöhnen. Indem Bernhards Autobiographie auf diese Weise den hybriden Charakter der Autobiographie als Gattung zwischen Fakt und Fiktion vorführt und die Unterscheidbarkeit von Wahrheit und Lüge leugnet, bestätigt sie die postmoderne Überzeugung, „daß die Wirklichkeit eine Fiktion ist und das Fiktive unsere Wirklichkeit."[400]

2.6.3 Die Darstellung des Nationalsozialismus

Um das oben sichtbar gewordene Spannungsverhältnis zwischen der Fiktion und der Authentizität dieser Autobiographie zu problematisieren, soll im Folgenden anhand eines Fallbeispiels näher auf die literarische Spiegelung der Zeitverhältnisse in ihr eingegangen werden. Ich möchte auf diese Weise die gattungstheoretisch orientierte Analyse von Bernhards Autobiographie fortsetzen, indem ich versuche zu zeigen, wie

[397] Ebd., S. 59ff.
[398] Goethe, Johann Wolfgang von: *Tag- und Jahreshefte.* in: *Werke*. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Herausgegeben von Erich Trunz. Bd 10. Autobiographische Schriften II, 1998, S. 510.
[399] Bernhard: *Der Keller*, S. 30ff.
[400] Finck, Almut: *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie*. Berlin (Erich Schmidt) 1999, S. 12.

in der Künstlichkeit,[401] die der Autor für seine Texte beanspruchte, doch sehr viel von der - nicht nur österreichischen - Wirklichkeit sichtbar wird, und wie Bernhards Autobiographie, anders als in einigen Rezensionen behauptet wurde, [402]
neben dem Wert als Egodokument sehr wohl kulturhistorische und zeitgeschichtliche Züge aufweist. Da viele Rezensenten diesen Aspekt betonten, liegt es nahe, anhand gerade dieses Fallbeispiels nach dem Verhältnis zwischen realistischer Schilderung und Übertreibungskunst in Bernhards Autobiographie zu fragen.
In mehreren Texten Bernhards wird in aller Schärfe der Umgang des österreichischen Staates mit der NS-Vergangenheit angesprochen, was wiederholt zu öffentlichen Diskussionen führte. Man denke nur an die vielen bösen Reaktionen auf Bernhards letztes Theaterstück *Heldenplatz* (1988).[403]
Mit einem unkonventionellen Bild Salzburgs und ihrer Zerstörung in den letzten Kriegsmonaten rückt Bernhard in seiner Autobiographie eine oft verdrängte Zeit in den Mittelpunkt seiner Beobachtungen. Ausführlich beschreibt Bernhard im ersten Teil seiner Autobiographie die Auswirkungen des nationalsozialistischen Erziehungsmodells auf die jungen Schüler. Der Nationalsozialist Grünkranz behandelt die Schüler gnadenlos, was einige Schüler zum Selbstmord zwingt.[404] Auch Bernhard bringen die Erlebnisse auf Selbstmordgedanken. Der junge Bernhard kann es nicht fassen, dass ein so brutales und menschenfeindliches Regime an der Macht ist und von der Bevölkerung unterstützt wird. Dem leidvollen Schulbesuch ist mit dem Jahr 1945 keineswegs ein Ende gesetzt. Kurz vor Kriegsende setzen Bombenangriffe durch die Amerikaner ein und zerstören einen Großteil der Salzburger Innenstadt. In den darauf folgenden Monaten verschwindet der Nationalsozialismus oberflächlich: „Die äußeren Spuren des Nationalsozialismus in Salzburg waren tatsächlich vollkommen ausgelöscht gewesen, als hätte es diese entsetzliche Zeit nie gegeben.“ Die Stadt wendet sich jetzt wieder zum Katholizismus hin, der auch im Internat den Nationalsozialismus ablöst:

> Jetzt pilgerten wir ganz einfach gleich nach der ebenso wie in der Nazizeit ungründlichen Reinigungsprozedur in die Kapelle, um die Messe zu hören und um die heilige Kommunion zu

[401] Zu Bernhards „Künstlichkeit“ vgl. 2.2.
[402] Ich denke hierbei vor allem an die Rezensionen von Manfred Sträter und Elisabeth Effenberger. Vgl. 2.4.3.
[403] Bernhard, Thomas: *Heldenplatz*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1988. Vgl. *Heldenplatz. Eine Dokumentation*. Wien (Eigenverlag des Wiener Burgtheaters) 1989.
[404] Vgl. Bernhard: *Die Ursache*, S. 15.

empfangen, genauso wie in der Nazizeit in den Tagraum, um die Nachrichten und die Instruktionen des Grünkranz zu hören, sangen jetzt Kirchenlieder, wo wir vorher Nazilieder gesungen hatten, und der Tagesablauf gestaltete sich auf katholisch als der gleiche im Grunde menschenfeindliche Züchtigungsmechanismus wie der nationalsozialistische.[405]

Die Kirche übernimmt die Rolle des Nationalsozialismus, was aber wenig an der Situation des Schülers ändert. Ihre Erziehungsmethoden sind nämlich gleich. Der Geistliche Onkel Franz, der nach Kriegsende Grünkranz ersetzt, tritt „auf katholische Weise das Erbe des nationalsozialistischen Grünkranz an(...)". Er schlägt die Schüler mit der gleichen Willkür. Das Jahr 1945 stellt aus Bernhards Perspektive somit keine Zäsur dar. Die durch die Kapiteleinteilung in *Die Ursache* ausgedrückte Zweiteilung zwischen dem Dritten Reich und der Zweiten Republik ist nur eine scheinbare. Äußerst provokativ behauptet Bernhard eine prinzipielle Verwandtschaft zwischen Nationalsozialismus und Katholizismus, wo Historiker sachlicher und differenzierter auf den politischen Katholizismus des Austrofaschismus hingewiesen haben[406] oder die Verstrickung der katholischen Kirche im Nationalsozialismus zu belegt haben.[407] Auch die auf halbem Wege abgebrochene bzw. nicht konsequent durchgeführte Entnazifizierung kommt in Bernhards Autobiographie zur Sprache. Der Primar der öffentlichen Lungenheilstätte Grafenhof in *Die Kälte* kann man als stellvertretend für die Nationalsozialisten auffassen, die nach 1945 ihre Stellen behielten:

Weit über sechzig, gedrungen, verfettet, hatte er ein streng militärisches Gehabe und betrachtete die Patienten als gemeine Soldaten, mit welchen er umspringen konnte, wie er wollte. Er war auch schon im Krieg hier Primar gewesen und, obwohl Nationalsozialist, bei Kriegsende nicht zum Teufel gejagt, wahrscheinlich weil kein Ersatz vorhanden gewesen war.[408]

Für den jungen Bernhard ist das Sitzenbleiben des Primars ein weiterer Beweis dafür, dass sich nach dem Krieg nichts geändert hat.

---

[405] Ebd., S. 74.
[406] Hanisch, Ernst: Der Politische Katholizismus als ideologischer Träger des "Austrofaschismus". In: Tálos, Emmerich.; Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.): *Austrofaschismus. Beiträge über Politik, Ökonomie und Kultur 1934-1938*. Wien (Verlag für Gesellschaftskritik) 1984, S. 53-73. Meysels, Lucian O.: *Der Austrofaschismus. Das Ende der ersten Republik und ihr letzter Kanzler*. Wien (Almathea) 1992; Jagschitz, Gerhard: Der österreichische Ständestaat 1934-1938. In: Weinzierl, Erika; Skalnik, Kurt (Hrsg.): *Österreich 1918-1938. Geschichte der Ersten Republik. Band 1*. Graz (Styria) 1983, S. 497-515.
[407] Moritz, Stefan: *Grüss Gott und Heil Hitler: Katholische Kirche und Nationalsozialismus*. Wien (Picus) 2002.
[408] Bernhard: *Die Kälte*, S. 15.

Der scharf polemisierende und anklägerische Ton des Erzählers verdankt sich nicht zuletzt der Wahrnehmung eines Fortbestehens der Missstände, unter denen er einst litt. Oft unterbricht er nach einer Erinnerung an die NS-Zeit den Bericht über die Vergangenheit, reflektiert die Gegenwart - die Nachkriegszeit der siebziger Jahre, in der er seine Schrift verfasst - und weist auf die Fortsetzung der damals verletzenden Mächte hin:

Diese Leute als Bevölkerung haben aus der Erfahrung nichts gelernt, im Gegenteil. Über Nacht kann, den Katholizismus ablösend, hier wieder der Nationalsozialismus in beherrschende Erscheinung treten, diese Stadt hat alle Voraussetzungen (…).[409]

Zugleich wird aber auch die Subjektivität des Erinnerten und der zur Schau getragenen (Vor-)Urteile betont:

Und das hier sind Andeutungen von fortwährenden und den, der das notiert, immer und in seiner ganzen Existenz wenigstens irritierenden, ihn nicht ruhen lassenden gedachten Gedanken und Empfindungen, nichts weiter.[410]

Die Präsenz der Vergangenheit für Bernhard steht im krassen Widerspruch zu der Wahrnehmung der übrigen Salzburger, wie sie Bernhard in seiner Autobiographie beschreibt. Wer an Salzburgs Kriegsvergangenheit erinnert, stoße auf Unverständnis.[411] Die persönliche Erinnerung Bernhards steht dem allgemeinen Vergessen gegenüber. Die Darstellung wird außerordentlich politisch, wo Bernhard die Vergessenheit der Salzburger anklagt. Polemisch wendet sich der Erzähler gegen die Unfähigkeit der Salzburger, sich an das dunkelste Kapitel aus der Vergangenheit ihrer Stadt zu erinnern. Bemerkenswert ist, dass an anderen Stellen die Autobiographie von einer großen Skepsis gegenüber dem Verfahren der narrativen Rekonstruktion von Vergangenheit geprägt ist, der Erzähler hier aber auf die Gültigkeit seiner Erinnerung pocht.[412]

In Bernhards Autobiographie regiert die Politik in die Kindheit hinein, die Zeit des Nationalsozialismus spiegelt sich in den Erfahrungen der Hauptfigur. Sie erscheint in

[409] Bernhard: *Die Ursache*, S. 77ff.
[410] Ebd., S. 78.
[411] Vgl. Bernhard: *Die Kälte*, S. 28ff.
[412] Vgl. ebd., S. 34ff. Vgl. auch das Motto des dritten Bandes der Autobiographie: "Da die Menschen unfähig waren, Tod, Elend, Unwissenheit zu überwinden, sind sie, um glücklich zu sein, übereingekommen, nicht daran zu denken." (Pascal).

der Erinnerung an die eigene Jugend als prägend. Es wäre falsch, in den Beschimpfungen der Stadt Salzburg und ihrer Einwohner nur Rhetorik und sprachliche Spielerei zu sehen. Ähnlich wie Hermann Hesses *Unterm Rad* (1904/6) und Ernst Jüngers *Die Zwille* (1973) schildert Bernhards Autobiographie die verheerenden Wirkungen eines Schulsystems, das Individualität keinen Raum lässt.[413] Das Fehlen einer klaren Argumentation und die Abstraktheit der Beschimpfungen wurden Bernhard aber oft zum Vorwurf gemacht. So wirft Gerhart Pickerodt in seiner Gegenüberstellung von Christa Wolfs *Kindheitsmuster* und Bernhards Autobiographie dem Österreicher mangelnde „analytische Distanz" vor.[414] Bernhards Autobiographie fehle der „forschende Blick", daher könne sie nur das „Resultat der Befangenheit des Subjekts in der eigenen Geschichte" sein. Wolf habe hingegen das „seiner selbst bewußt gewordene, handlungs- und natürlich urteilsfähige Subjekt zum Ziel." Die „Integration der Vergangenheit in das Bewußtsein des Schreibenden" finde in Bernhards Autobiographie nicht statt.[415]

Die Frage nach der Vermittlung von Geschichte ist bei Bernhards Autobiographie nicht so leicht zu beantworten wie bei Christa Wolfs *Kindheitsmuster*, das durch authentische Zitate und Jahreszahlen beim Leser den Eindruck faktischer Zuverlässigkeit erweckt.[416] Einerseits macht Bernhards Autobiographie durch ihre Radikalität eine direkte Rückkoppelung an die Realität oder die Geschichte unmöglich. Zugleich wird in dieser Autobiographie viel von der Vergangenheit und vor allem auch von der Verdrängung dieser Vergangenheit sichtbar. Diese kritische Dimension der Autobiographie Bernhards droht bei Pickerodt in den toten Winkel zu geraten. Außerdem misst Pickerodt Bernhards Autobiographie an Maßstäben, die in Bezug auf heutiges autobiographisches Schreiben keineswegs unproblematisch sind. Seine Forderung nach einem „sich selbst bewußt gewordene(n), handlungs- und natürlich urteilsfähige(n) Subjekt" erinnert an das sich an die bürgerliche Autobiographie des 18. und des 19. Jahrhunderts orientierende Gattungsverständnis Bernd Neumanns und ist in Bezug auf eine Autobiographie aus den siebziger Jahren

[413] Im Vergleich zu diesen beiden Büchern über Kindheit und Adoleszenz, die gleichfalls die Schulzeit der jungen Protagonisten beschreiben, ist Bernhard in der Darstellung von Schulen, Erziehungsanstalten und der Verletzung des Einzelnen durch Systeme jedoch ungleich radikaler.
[414] Pickerodt, Gerhart: Literarische Kindheiten. In: Mattenklott, Gert; Pickerodt, Gerhart: *Literatur der siebziger Jahre*. Berlin (Argument) 1985, S. 20-36, hier S. 28.
[415] Ebd.
[416] Vgl. Wolf, Christa: *Kindheitsmuster. Roman*. Hamburg (Luchterhand) 1994, S. 217: "Doktor Goebbels hat im Jahre 1937 in einer Rede, die auch Nelly am Radio gehört haben kann, folgende Sätze gesagt (...)." Zur Darstellung des Nationalsozialismus bei Christa Wolf vgl. 3.5.4.

eher fragwürdig. Das Einfordern einer konsequenten Analyse und Objektivierung der eigenen Erlebnisse oder sogar eines dezidierten politischen Engagements ist schon angesichts der im gesamten Werk Bernhards zum Ausdruck gebrachten Skepsis gegenüber jeder Art von Fortschritt und Erkenntnis problematisch.

Es ist denn auch kein Zufall, dass Pickerodt die Rezeption in seiner Interpretation unberücksichtigt lässt, sowie er sich insgesamt kaum mit dem österreichischen Kontext auseinandersetzt. Dass auch die Texte eines Autors, der sich nicht als kritischer Aufklärer der Gesellschaft versteht, eine Verbindung zur Diskussion über den Umgang mit Vergangenheit aufweisen können, wird von Pickerodt nicht als Möglichkeit wahrgenommen. Die Orte, an die sich das Ich in seiner Autobiographie erinnert, könnte man durchaus als Zeugen für Ereignisse, die über das individuelle Leben hinausweisen, interpretieren, sowie auch die Darstellung der Dressurzwänge falscher Pädagogik, der Bedrohung und Gleichschaltung des Individuums in der Zeit des Nationalsozialismus von Bernhard scharfsinnig beschrieben werden. Es ist kaum zu verkennen, dass er in seiner Autobiographie „neuralgische Punkte" im kulturellen und politischen Leben seines Heimatlandes berührt und kritische Reaktionen geradezu hervorruft, wie dies auch aus unserer Rezeptionsanalyse deutlich wurde.[417] Bernhards Texte führen keineswegs zu „gedanklicher Konfusion und begrenzter Erkenntnisschärfe", wie Bernhard Sorg meinte.[418] Die inhaltliche Nähe zu aktuellen politischen Debatten ist an manchen Stellen unübersehbar. Es ist denn auch kein Zufall, dass Bernhards Name in den neunziger Jahren in unterschiedlichen Diskussionen auftauchte: so in der Diskussion um die umstrittene Regierungsbildung zwischen ÖVP und FPÖ, der anhaltenden Debatte um den österreichischen Umgang mit dem Nationalsozialismus sowie der Kontroverse um Martin Walsers Friedenspreisrede.[419] In all diesen Diskussionen tauchte Bernhards Name auf als „Stachel", als Schriftsteller, der mit seinen provokativen Aussagen und Stellungnahmen die Debatte um den Umgang mit Geschichte vorantrieb.

Man sollte jedoch bei aller pointierten Gesellschaftskritik Bernhards Übertreibungskunst und den literarischen Charakter seiner Texte nicht übersehen.

---

[417] Vgl. Schmidt-Dengler. In: Schmidt-Dengler/Huber (Hrsg.) 1987, S. 8.
[418] Sorg ^{2}1990, S. 146.
[419] Walser spielte mit seiner Kritik an einem „bedeutende(n) Dichter", der sich in einem beliebigen Salzburger Restaurant von „potentiellen Massenmördern" umgeben sehe, auf Bernhard an. Vgl. Spits, Jerker: 'Ein ganz normales Land'? Zur Rezeption von Martin Walsers Friedenspreisrede. In: *Oxford German Studies* 32, 2003, S. 215-241, hier S. 226.

Bernhards Darstellung ist eng in die Künstlichkeit, die der Autor für seine Texte beanspruchte, eingebunden.

2.7 Bernhards Autobiographie und die Theorie der Autobiographie

Der Versuch, das eigene Leben nachzuzeichnen, konfrontiert den Autobiographen mit der Frage, ob und wie Wirklichkeit erfasst werden kann. Im gattungstheoretischen Diskurs gilt das Problem der Wahrhaftigkeit denn auch als zentral. Vor allem Roy Pascal hat sich mit diesem Thema auseinandergesetzt, wie schon aus dem englischen Originaltitel seiner bekanntesten Studie hervorgeht: *Design and Truth in Autobiography*.

Oben wurde deutlich, dass bei Thomas Bernhard die Kritik an der Unzuverlässigkeit der Erinnerung eine wichtige Rolle spielt. Auch in vielen Rezeptionsdokumenten wurde die Frage nach einer den Tatsachen gerecht werdenden Darstellung in den Vordergrund gerückt. Ich möchte im Folgenden meine gattungstheoretisch orientierte Lektüre fortsetzen, indem ich an obige Überlegungen zu Bernhards Sprachkritik anknüpfe und seine Autobiographie mit den im ersten Teil dieser Arbeit dargelegten gattungstheoretischen Ansätzen verbinde.

Oben habe ich deutlich gemacht, wie Bernhard alles, was er schreibt, als „Andeutung“[420] versteht, wie seiner Meinung nach die narrative Rekonstruktion von Vergangenheit nie über eine „Annäherung“ hinauswachsen kann. Bernhard bringt nicht nur mögliche Fehler, die ihm während des Schreibens unterlaufen können, zur Sprache. Die Reflexion über den Wahrheitsgehalt des Beschriebenen äußert sich bei ihm in viel radikalerer und kompromissloserer Form als bei vielen anderen zeitgenössischen Autoren:

> Die Wahrheit, denke ich, kennt nur der Betroffene, will er sie mitteilen, wird er automatisch zum Lügner. Alles Mitgeteilte kann nur Fälschung und Verfälschung sein, also sind immer wieder Fälschungen und *Ver*fälschungen mitgeteilt worden. Der Wille zur Wahrheit ist, wie jeder andere, der rascheste Weg zur Fälschung und *Ver*fälschung eines Sachverhalts. Und eine Zeit, eine Lebens-, eine Existenzperiode aufzuschreiben, gleich, wie weit sie zurückliegt, und gleich, wie lang oder kurz sie gewesen ist, ist eine Ansammlung von Hunderten und von Tausenden und von Millionen von

[420] Bernhard: *Die Ursache*, S. 89.

Fälschungen und *Ver*fälschungen, die dem Beschreibenden und Schreibenden alle als Wahrheiten und als nichts als Wahrheiten vertraut sind.[421]

Die Konfrontation der Begriffe Wahrheit und Fälschung führt in diesem Fragment zu einem komplexen Spiel, in dem eine These dazu dient, eine (scheinbare) Antithese aufzubauen. Die Alternativen fungieren dabei wie Vexierbilder: „Die Wahrheit, die wir kennen, ist logisch die Lüge, die, indem wir um sie nicht herumkommen, die Wahrheit ist."[422]

In diese Skepsis in Bezug auf die Rekonstruktion der Wahrheit ist auch der Versuch, „eine Lebens-, eine Existenzperiode aufzuschreiben"[423] eingebunden. Indem Bernhard vorgibt, er könne nur „Möglichkeitsfetzen von Erinnerung"[424] bieten, grenzt er sich explizit von einer Tradition ab, in der die Schriftsteller dem Leser eine Ganzheit präsentieren wollten. Bernhard verzichtet auf eine vollständige Rekonstruktion des Lebens. Diese war zwar immer schon illusionär, wird aber erst von zeitgenössischen Autoren wie Bernhard als solche problematisiert. „Die Unfähigkeit, mit der eigenen Geschichte "fertig zu werden", sie als abgeschlossene betrachten zu können", so Eva Marquardt, lenke die Aufmerksamkeit des Autobiographen „auf die Zeit und die Situation des Schreibens selbst"[425]:

Der Autobiograph heute schreibt selten nur von einem erreichten Ziel her, er ist selbst noch auf dem Weg; seine Lebensdarstellung ist nicht das Resultat von Selbsterkenntnis, sondern deren Mittel, dessen Tauglichkeit sich erst zu bewähren hat oder bereits fragwürdig geworden ist.[426]

In der Erinnerung findet Bernhard fast nur Bruchstückhaftes und Verfälschtes.[427]

Ich werde jetzt auf die Geschichte der Autobiographie zurückgreifen, um den tiefgreifenden Wandel, den Bernhards Umgang mit der Gattung impliziert, zu verdeutlichen.

Goethes *Dichtung und Wahrheit* war vom Autor dazu bestimmt, „die Lücken eines Autorlebens auszufüllen, manches Bruchstück zu ergänzen (...)."[428] Durch dieses

[421] Bernhard: *Der Keller*, S. 29.
[422] Ebd., S. 30.
[423] Bernhard: *Der Keller*, S. 29.
[424] Bernhard: *Der Atem*, S. 57.
[425] Marquardt, S. 152.
[426] Ebd., S. 147.
[427] Vgl. ebd., S. 106ff.

Konzept wurde eine scheinbare Ganzheit erreicht. Denn auch Goethe glaubte nicht mehr an Jean-Jacques Rousseaus Anspruch, das „Bild eines Menschen, genau nach der Natur und in seiner ganzen Wahrheit“ zeichnen zu können.[429] Statt einer schonungslosen, ehrlichen Darstellung, wie Rousseau sie angestrebt hatte, sollte *Dichtung und Wahrheit* sich mit einer höheren Wahrheit befassen:

> Es sind lauter Resultate meines Lebens (...) und die erzählten einzelnen Fakta dienen bloß, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit, zu bestätigen (...).[430]

Die Dichtung sollte eine „höhere Wahrheit“ stiften, deren Wert der Zufälligkeit einzelner Fakten übergeordnet bleibt. Die Kunst wird von Goethe mit der Auflösung des Scheins und dem Sichtbarmachen dieser „höheren Wahrheit“ beauftragt, ein Anliegen, das auch Hegel in seinen *Vorlesungen über die Ästhetik* betonte.[431] An die Stelle von Rousseaus Naturwahrheit trat in *Dichtung und Wahrheit* die Einsicht in das „Grundwahre“.[432]

Das Spiel mit der Wahrheit und der Dichtung hat, wie wir bereits gesehen haben, in Bernhards Autobiographie einen ganz anderen Charakter. Es wird nach anderen Regeln gespielt. „Es gibt keine hohen und höheren und höchsten Werte, das hat sich alles erledigt.“[433] Die höhere Realität wird von Bernhard radikal verneint. Ein ganzer Horizont ist so wie mit einem Schwamm weggewischt.[434] Dies wird auch an der Konfrontation mit dem Weltbild des Großvaters deutlich, das Bernhard als ein trügerisches und illusorisches entlarvt:

---

[428] Goethe: *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit.* In: *Werke*. Bd. 9 Autobiographische Schriften I, S. 541.

[429] Rousseau, Jean-Jacques: *Die Bekenntnisse*. München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 1981 (Vorwort).

[430] Eckermann, Johann Peter: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*. Hrsg. von Fritz Bergemann. Frankfurt/Main (Insel Verlag) 1987, S. 462.

[431] “Den Schein und die Täuschung dieser schlechten, vergänglichen Welt nimmt die Kunst von jenem wahrhaften Gestalt der Erscheinungen fort und gibt ihnen eine höhere, geistgeborene Wirklichkeit. Weit entfernt also, bloßer Schein zu sein, ist den Erscheinungen der Kunst der gewöhnlichen Wirklichkeit gegenüber die höhere Realität und das wahrhaftigere Dasein zuzuschreiben.” Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Vorlesungen über die Ästhetik*. Bd. 1. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1970, S. 22.

[432] Goethe an König Ludwig I. von Bayern, Weimar, 11, Januar 1830. Zitiert nach: *Werke*. Band 10. Autobiographische Schriften II, S. 568ff.

[433] Bernhard: *Der Keller*, S. 106.

[434] Vgl. Nietzsches toller Mensch aus *Die fröhliche Wissenschaft*: “Wer gab uns den Schwamm, um den ganzen Horizont wegzuwischen?”. Nietzsche, Friedrich: *Die fröhliche Wissenschaft*. In: *Kritische Studienausgabe*. Hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Band 3. Morgenröte. Idyllen aus Messina. Die fröhliche Wissenschaft. München Berlin New York. (dtv/de Gruyter) 1988, S. 343-653, hier S. 481.

Die Illusionen meines Großvaters habe ich nicht gehabt, den gleichen Irrtümern wie er bin ich nicht ausgekommen. Die Welt ist nicht so wichtig, wie er geglaubt hat, und alles in ihr hat keinen solchen von ihm lebenslänglich befürchteten Wert, und die großen Worte und die großen Wörter habe ich immer als das genommen, was sie sind: Unzuständigkeiten, auf die man nicht hören darf.[435]

Auch Goethe war sich der Verfälschung durch die Erinnerung, ganz im Sinne Pascals, bewusst. Der Titel *Dichtung und Wahrheit* entspringt der Einsicht in die beschränkten Möglichkeiten der Erinnerung:

In diesem Sinne nannt' ich bescheiden genug ein solches mit sorgfältiger Treue behandeltes Werk "Wahrheit und Dichtung", innigst überzeugt, daß der Mensch in der Gegenwart, ja viel mehr noch in der Erinnerung, die Außenwelt nach seinen Eigenheiten bildend modele.[436]

Goethe relativiert. Bernhard geht einen bedeutenden Schritt weiter. Seine Autobiographie steigert den Ansatz aus *Dichtung und Wahrheit* in die Einsicht der Ununterscheidbarkeit von Wahrheit und Lüge.

Wir wollen die Wahrheit sagen, aber wir sagen nicht die Wahrheit. Wir beschreiben etwas als wahrheitsgetreu, aber das Beschriebene ist etwas anderes als die Wahrheit. (...) Da die Wahrheit mitzuteilen und also zu zeigen, nicht möglich ist, haben wir uns damit zufriedengestellt, die Wahrheit schreiben und beschreiben zu wollen, wie die Wahrheit zu sagen, auch wenn wir wissen, daß die Wahrheit niemals gesagt werden kann. Die Wahrheit, die wir kennen, ist logisch die Lüge, die, indem wir um sie nicht herumkommen, die Wahrheit ist.[437]

Die „Zwangslage" und die „Krankheiten" haben ihn, so Bernhard, „aus der Luft heruntergeholt auf den Boden der Sicherheit und der Gleichgültigkeit."[438] Mit dem Begriff der Gleichgültigkeit verweist Bernhard in seiner Autobiographie auf einen der Schlüsselbegriffe der Postmoderne. In vielen Beiträgen wird die Indifferenz als wesentliches Merkmal der Postmoderne verstanden. Peter W. Zima z.B. versteht das „Bewußtsein von der Austauschbarkeit oder Indifferenz der Werte, Regungen, Handlungen, Aussagen" als wesentliches Merkmal der „literarischen Postmoderne." Nach dem Zweiten Weltkrieg sei es im Übergang von der „modernistischen" zur

[435] Bernhard: *Der Keller*, S. 99.
[436] Goethe: *Tag- und Jahreshefte.* In: *Werke*. Bd. 10, S. 510.
[437] Bernhard: *Der Keller*, S. 30.
[438] Ebd., S. 98.

„postmodernen“ Problematik „zu einem erst jetzt erkennbaren *shift* von der Ambivalenz zur Indifferenz“ gekommen, so Zima.[439]

Die gesamte Wertproblematik erscheint Autoren wie Robbe-Grillet, Eco, Jürgen Becker, Thomas Pynchon oder Thomas Bernhard *nebensächlich*, weil das Verlangen nach einer Alternative zur bestehenden Ordnung als eine Utopie im ursprünglichen Sinn erkannt wird, als *ou topos, kein Ort*.[440]

Als Beispiel für die Indifferenz im Oeuvre Bernhards betrachtet Zima das Ende von *Auslöschung* (1986), in dem der Erzähler feststellt, dass die Menschen anderswo genauso verlogen und widerwärtig sind wie in seiner Heimat.[441]
Dass es bei Bernhard eher auf die Indifferenz als auf eine bloße Gegenüberstellung unvereinbarer Gegensätze als Ambivalenz ankommt, macht auch die in der Autobiographie häufig aufgeworfene Frage, „Ist es eine Komödie. Ist es eine Tragödie?“[442] deutlich:

Manchmal behaupten wir, es sei eine Tragödie, manchmal das Gegenteil, und sagen, eine Komödie ist es, und wir können nicht sagen, jetzt ist es eine Tragödie, jetzt eine Komödie. Die Schauspieler sind allerdings von der Sinnlosigkeit meiner Tragödie wie auch meiner Komödie überzeugt. (...) Sie verstehen nicht, was gespielt wird, weil ich selbst nicht verstehe, was gespielt wird. Einem Verrückten in die Karten schauen, was bringt das?[443]

Das Tragische ist vom Komischen in keinem Moment ablösbar. Wenn der Leser eine Tragödie wahrzunehmen scheint, wird sofort die komödiantische Seite des Beschriebenen betont.[444] Der Autobiograph Bernhard schreibt aus dem „ununterbrochenen Bewußtsein, daß alles Tun nur ein sinnloses Tun ist (...).“[445] Auch die bereits erwähnte Begegnung mit einem Straßenarbeiter aus der Scherzhauserfeldsiedlung im Schlussteil des *Keller* mündet in der Einsicht: „*Servus* und *es ist alles egal*.“[446]

---

[439] Zima, Peter W.: *Moderne/Postmoderne. Gesellschaft, Philosophie, Literatur*. Tübingen Basel (Francke) 1997, S. 25.
[440] Ebd., S. 329.
[441] Vgl. Bernhard: *Auslöschung*, S. 645.
[442] So der Titel einer Erzählung Thomas Bernhards. In: Bernhard, Thomas: *Prosa*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1967, S. 38-48.
[443] Bernhard: *Der Keller*, S. 101.
[444] Auch hier wird somit Bernhards trickreiches Gestaltungsprinzip erkennbar, in dem die Alternativen wie Vexierbilder fungieren.
[445] Ebd., S. 95ff.
[446] Ebd., S. 107.

Die Einsicht in die Gleichgültigkeit prägt auch die Frage nach der eigenen Persönlichkeit und dem eigenen Lebensweg, die in der Autobiographie im Mittelpunkt stehen. Als Autobiograph ist Bernhard „dem bohrenden Durchdenken (s)einer höchstpersönlichen Katastrophe“ ausgeliefert und behauptet die Notwendigkeit, die eigene Existenz zu verstehen, um den Schicksalsschlägen die Stirn zu bieten: „Die Existenz klarmachen, sie nicht nur durchschauen, sondern aufklären bis zu dem höchst möglichen Grad ist die einzige Möglichkeit, mit ihr fertig zu werden.“[447] Aber auch dieses Streben erweist sich als sinnlos angesichts der generellen Sinnlosigkeit aller Fragen, auf die es keine Antworten gibt, und angesichts aller Bemühungen, die »naturgemäß« in Tod oder Verzweiflung enden. So erscheint auch hier eine Haltung der Gleichgültigkeit als einzig möglicher Weg:

> Wir sind unser ganzes Leben dabei, uns zu erforschen und gehen immer wieder an die Grenze unserer Geistesmittel und geben auf. Unsere Bemühungen enden in totaler Bewusstlosigkeit und in fataler, immer wieder tödlicher Deprimation. (...) Die Inkompetenz herrscht in allen Beziehungen, und sie bewirkt mit der Zeit ganz natürlich die Gleichgültigkeit.[448]

Indem Bernhard die Unterscheidbarkeit von Wahrheit und Lüge leugnet, enttäuscht er eine Erwartungshaltung der Leser, der die Gattung lange Zeit Rechnung zu tragen suchte. Die Rezeption der Autobiographie Bernhards hat deutlich gemacht, dass die Wahrheit und faktische Zuverlässigkeit den Erwartungshorizont vieler Leser bei der Lektüre der Autobiographie prägten. Der Glaubwürdigkeit seiner Aussagen arbeitet Bernhard in der Autobiographie aber geradezu entgegen. Auch die Authentizität wird damit fragwürdig. Denn wo es keinen verbindlichen Wahrheitsbegriff mehr gibt, wird es zunehmend schwieriger, etwas als authentisch zu bezeichnen.
Die Frage ist, ob Gattungskonzepte, wie die im ersten Teil dieser Arbeit dargelegt wurden, damit noch länger als theoretische Ansätze brauchbar sind. Lejeunes Gattungsmodell wurde, wie wir im ersten Teil dieser Arbeit gesehen haben, von Alfonso de Toro stark angegriffen, vor allem weil Lejeune von einem verbindlichen Wahrheitsbegriff ausgehe, der in der Postmoderne höchst fragwürdig geworden sei.[449] Ich möchte diese Kritik aber differenzieren. Tatsächlich ging Lejeune in seiner Theorie vom autobiographischen Pakt von einer Wahrheit und Authentizität in der

[447] Ebd., S. 96.
[448] Ebd., S. 97ff.
[449] Vgl. 1.4.5.

Autobiographie aus, von der bei Bernhard nicht länger die Rede sein kann. Eine Autobiographie wie diese setzt die Annahme eines autobiographischen Paktes zwischen Autor und Leser damit m.E. aber noch nicht außer Kraft. Nach wie vor bietet sich dieser Begriff für eine rezeptionsorientierte Betrachtung der Autobiographie an, nur sollte man die Modifikationen dieses Paktes durch die veränderte Schreibweise postmoderner Autoren berücksichtigen. Auch wenn der Leser die »Vertragsbrüche« des Autors Bernhards nicht akzeptiert und die Mischung aus Wahrheit und Lüge zur Ablehnung des Angebots führt - die Rezeption hat gezeigt, dass nur wenig Leser bereit waren, das Angebot des Autobiographen Bernhard zu akzeptieren -, liefern Lejeunes rezeptionstheoretische Überlegungen brauchbare Ansätze. Nach wie vor kann man den zentralen Begriff des autobiographischen Paktes einsetzen, um die Spannungen im Rezeptionsprozess einer von den Konventionen der Gattung abweichenden Autobiographie zu verstehen. Insoweit stellt, anders als De Toros prinzipielle Kritik an Lejeunes Modell vermuten lässt, die veränderte Schreibweise postmoderner Autoren keine wesentliche Änderung für die literaturwissenschaftliche Anwendung dieses Begriffs dar, insofern als man bei jedem Text die konkreten Bedingungen des Paktes neu untersuchen muss, da es *den* autobiographischen Pakt nicht, bzw. nur als theoretische Abstraktion, gibt.

Problematischer allerdings erscheinen sozialgeschichtliche Beschreibungsmodelle, wie von Bernd Neumann vertreten.[450] Neumann ging davon aus, dass „jede eigene Lebensbeschreibung - die des 'outcast' vielleicht ausgenommen - einen Beitrag zur Stabilisierung der Verhaltenskonformität der Gesellschaft" leiste.[451] Dies ist aber, wie wir an Bernhards Autobiographie und ihrem Umgang mit Identität und Sozialisation gesehen haben, fraglich.

Neumann behauptet in seinen gattungstheoretischen Überlegungen eine Nähe der Autobiographie zum Bildungs- und Erziehungsroman die, wie wir an der Analyse von Bernhards Umgang mit Begriffen wie Identität und Entwicklung gesehen haben, fragwürdig ist.

Da der Mensch in der heutigen Gesellschaft seine Identität nicht mehr vorbehaltlos bejahen kann, würde die Autobiographie nach Neumann ihren Gegenstand verlieren. Die Autobiographie befasst sich nach wie vor mit der Geschichte eines Werdens. Dieses Werden lässt sich bei Bernhard aber nicht mehr als ein (problemloses)

[450] Vgl. 1.3, zu Neumann insbes. 1.3.3-1.3.7.
[451] Neumann, S. 168.

„Hineinwachsen in die Gesellschaft“ beschreiben, sondern vielmehr als ein komplizierter Weg, der nicht zum Erreichen einer Identität in einer abgerundeten Geschichte, sondern, wie aus einer Textanalyse deutlich wurde, zu einer Problematisierung der Identität in der Form von Fragmenten und Bruchstücken führt.[452]

Gelebtes Leben und bloß Erfundenes verschwimmen in Bernhards Autobiographie ineinander, häufig unter Verwendung der von Bernhard beliebten Theater-Metapher:

> Das Theater, das ich mir mit vier oder fünf oder mit sechs Jahren für mein ganzes Leben entworfen habe, ist schon eine in die Hunderttausende von Figuren vernarrte Bühne, die Vorstellungen haben sich seit dem Premierentermin verbessert, die Requisiten sind ausgewechselt, die Schauspieler, die das Schauspiel, das gespielt wird, nicht verstehen, werden hinausgeworfen (...).[453]

Diese Selbstinszenierung macht noch einmal deutlich, wie problematisch es ist, die Autobiographie Bernhards so zu interpretieren, als wurde hier nun endlich das Material geliefert, aus dem das übrige Werk kausal herzuleiten wäre.[454]

Einerseits wirkt Bernhards Autobiographie durch die vermittelte Leidensgeschichte authentisch, wie auch die Lektüren von Hartung und Michaelis gezeigt haben,[455] anderseits durch ihre Widersprüchlichkeiten und die Theatralisierung künstlich. Es ergibt sich somit ein äußerst komplexes Gebilde, das, abhängig von den Leseerwartungen des Rezipienten, abgelehnt oder akzeptiert wird. Der Leser der Bernhardschen Autobiographie wird nicht mit einem konsistenten, als wahr vorgestellten Lebensweg konfrontiert, sondern mit einer Reihe von einander widersprechenden Aussagen. Oft wird dabei, wie Kahrs in Bezug auf Bernhards frühe Prosa deutlich gemacht hat, „nicht mehr direkt Wirklichkeit nachgeahmt, statt dessen

---

[452] Als gattungstheoretischer Ansatz scheint mir Lejeunes Theorie denn auch fruchtbarer, weil flexibler, zu sein. Während man in Bezug auf Bernhards Autobiographie durchaus von einer dreifachen Identität Autor-Erzähler-Hauptfigur sprechen kann, widerspricht Bernhards Darstellung der eigenen Entwicklung und Sozialisation den Annahmen Neumanns, die sich stark an der deutschen Autobiographie des 19. Jahrhunderts orientieren. Dabei spielt auch eine Rolle, dass Lejeune seinen anfänglichen Ansatz in späteren Bearbeitungen revidiert und anhand neuer Autobiographien überarbeitet hat, während Neumann, der für seine Gattungstheorie viel von Misch und Dilthey übernahm, sein Korpus nicht erweitert hat und pessimistisch das Ende der Gattung verkündete. Vgl. 1.3.6-1.3.7.

[453] Ebd., S. 100.

[454] Vgl. die unter 2.4.2 besprochenen Rezensionen.

[455] Vgl. Hartung und Michaelis. An dieser Stelle ist auch Reich-Ranicki zu nennen, der Bernhards Autobiographie als eine „Leidensgeschichte“ betrachtete, deren Hauptfigur „die interessanteste, wichtigste und überzeugendste Figur“ aus Bernhards ganzem literarischen Werk sei.

werden sprachliche Perspektiven *auf* die Wirklichkeit fingiert.“[456] Kahrs Wendung paraphrasierend, könnte man in Bezug auf die Autobiographie sagen, dass hier nicht so sehr eine Identität behauptet, als vielmehr Perspektiven auf Identität fingiert werden.

Ausgerechnet in seiner Autobiographie überrascht Bernhard den Leser mit der Bemerkung, in seiner Person zwei Existenzen zu vereinigen: eine wirkliche und eine gespielte. Vor dem Hintergrund dieser Behauptungen, die auch die Glaubwürdigkeit des Lebensrückblicks in Frage stellen, kommt folgende Bemerkung denn auch keineswegs überraschend:

> Hätte ich, was alles zusammen meine Existenz ist, nicht tatsächlich durchgemacht, ich hätte es wahrscheinlich für mich erfunden und wäre zu demselben Ergebnis gekommen.[457]

Bernhards Autobiographie vermittelt in ihrer Darstellung der Kindheit und Jugend eine Authentizität, die zugleich durch den spielerischen Umgang mit für die Gattung entscheidenden Konzepten wie Identität, Entwicklung und Sozialisation unterminiert wird. Die Frage nach der eigenen Identität kann Bernhard nicht klären und reicht sie an den Leser weiter. So sind es auch die Leser, die sich, wie unsere Rezeptionsanalyse gezeigt hat, um eine eindeutige Interpretation des Textes bemühen. Der Text erschwert dies durch ein äußerst komplexes Spiel mit Referenzen, als wollte Bernhard folgende Einsicht von Roland Barthes unter Beweis stellen:

> Das Wirkliche ist nicht darstellbar (...) Mit dem Umstand, daß es keine Übereinstimmung zwischen dem Wirklichen und der Rede gibt, können die Menschen sich nicht abfinden, und diese Weigerung, die vielleicht so alt ist wie die Rede selbst, bringt in einem unablässigen Bemühen Literatur hervor. Man könnte sich eine Geschichte der Literatur vorstellen (...), die die Geschichte der – oft ganz aberwitzigen – verbalen Notbehelfe wäre, die die Menschen benutzt haben, um das zu reduzieren, zu zähmen, zu leugnen oder auch das auf sich zu nehmen, was immer ein Delirium ist, nämlich die fundamentale Nicht-Adäquatheit von Rede und Wirklichkeit.[458]

Der Suche nach absoluten Erkenntnissen stellt Bernhard eine Autobiographie gegenüber, die das Nicht-Abschließende, das Nicht-Festlegbare der eigenen Identität

---

[456] Kahrs, S. 37.
[457] Ebd.
[458] Barthes, Roland: *Leçon/Lektion*, Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1980. S. 32ff.

behauptet. Er zieht sich hinter eine künstliche Fassade zurück, zeigt wechselnde Masken, sein wahres Gesicht bleibt, wie Ayren zurecht bemerkte, verborgen.
Aus der ironisch-distanzierten Behandlung des eigenen Lebens lässt Bernhard allein negative Erkenntnisse gelten. Eigentlich sollte die Wahrheit geschrieben werden, aber die Sprache lässt nur die Lüge, bestenfalls eine Wahrheitsannäherung zu. Dies gilt auch für den Blick auf die Welt. Eigentlich sollte eine Tragödie gespielt werden, aber in dieser pervertierten Welt kann nur die Komödie geboten werden.
Die Entlarvung des echten Bernhard scheitert, weil die herkömmliche Vorstellung von einer Existenz zerlegt wird. Die Wirklichkeit, die erlebte Wirklichkeit, wird „in eine Kopfwirklichkeit, in eine Theaterwirklichkeit“[459] verwandelt. In diesem Theater wird die Differenzierung, die Unterscheidung aufgehoben. Eine eigene, festumrissene Identität gibt es nicht. Die Geschichte des Individuums Bernhard wird in die allgemeine Geschichte eines Menschen überführt, dem alles „egal“ ist. In dieser Egalität verlieren auch die Grenzen zwischen Wahrheit und Lüge ihre Relevanz, so dass es „letzten Endes“ nur „auf den Wahrheitsgehalt der Lüge“ ankommt.[460]
Die Autobiographie ist bei Bernhard so nicht mehr das Paradigma einer höheren Identitätsform, sondern das Medium einer Entgrenzung des Identitäts*verständnisses*; sie steht nicht mehr für die Geschichte einer gelungenen Selbstwerdung, sondern für die Problematik des Heranschreibens an die eigene Vergangenheit zur Gewinnung einer eigenen Identität - die es nicht geben kann.

2.8 Resümee

Am Anfang dieses Kapitels habe ich Bernhard als Autor einer „Poetik der Künstlichkeit“ vorgestellt. Vor allem die frühen Romane *Frost* (1963) und *Verstörung* (1967) haben diese Poetik eindrucksvoll präsentiert. Aber 1975 erinnerte sich Bernhard in *Die Ursache* seiner eigenen Person, die er, so würde man denken, doch schwerlich als Kunstfigur, die nur auf dem Papier existiert, begreifen kann. Die Analyse hat aber gezeigt, dass seine Poetik der Künstlichkeit sich auch in der Autobiographie feststellen lässt. Auch Bernhards sprachkritische Überlegungen haben ihre Entsprechung in seiner Autobiographie. Erregungen und Reflexionen über die alles verzerrende Sprache und die unvermeidliche Tendenz zur Verfälschung durch

[459] Schmidt-Dengler, Wendelin: *Bruchlinien. Vorlesungen zur österreichischen Literatur 1945 bis 1990*. Salzburg Wien (Residenz) [2]1996, S. 313.
[460] Bernhard: *Der Keller*, S. 30.

die Erinnerung wechseln sich in den Bänden von *Die Ursache* bis *Ein Kind* immer wieder ab. Authentizität ist nach Bernhards Ansicht durch Selbstbeobachtung niemals zu verwirklichen. Das Selbst entzieht sich der Beobachtung: die Identität wird grundsätzlich problematisch.

Angesichts ihrer prinzipiellen Tendenz zur Verfälschung kann die Sprache nach Bernhard nie über den Status einer „Andeutung" hinaus Geltung beanspruchen. Da eine authentische Erfahrung nicht möglich ist, kann die Darstellung des eigenen Lebens den Leser nur als „Lüge" erreichen. Bernhards radikaler Sprach- und Erkenntniszweifel verweigert sich jeder Überwindung von Ungewissheit auf einer höheren Reflexionsstufe.

Das Echo, das seine Autobiographie hervorgerufen hat, weist wie immer, wenn es um Bernhard geht, große Gegensätze auf. Die von vielen Lesern und Kritikern von einer Autobiographie verlangte faktische Authentizität führte zu erheblichen Spannungen im Rezeptionsprozess. Einige Kritiker glaubten in Bernhards Autobiographie den Schlüssel zum Verständnis des Gesamtwerks des Autors gefunden zu haben. Die Autobiographie wurde als bloßer Kommentar zum Werk gelesen und kaum selbst als literarisches Werk interpretiert. Biographisch orientierte Interpretationen der Prosa Bernhards gab es bereits vor Publikation der Autobiographie, doch sie erhielten nach Erscheinen der *Ursache* einen erheblichen Aufschwung. Bernhards entschieden künstliche Prosa wurde auf ein psychologisches Verständnis des Autors reduziert. Das schwer zu deutende und in seiner Weltsicht äußerst negative Frühwerk wurde mit den vermeintlich wahrheitsgetreuen Beschreibungen in der Autobiographie in Beziehung gesetzt. Erst mit der Veröffentlichung der Jugenderinnerungen, die den "lebenswirklichen Hintergrund" des Autors sichtbar machen würden, stellte sich in den Augen vieler Leser die Möglichkeit zur Durchdringung dieser komplexen Texte ein.

Der literarisch-künstliche Charakter dieser Autobiographie, Bernhards Skepsis in Bezug auf jede Form der (Selbst)Erkenntnis und das Problem der Erinnerung wurden dabei meist übersehen. Doch das Verwirrspiel, dass Bernhard mit dem Leser und den Gattungskonventionen spielt, lässt Deutungen, die vom Werk allzu rasch auf den Verfasser schließen, fragwürdig erscheinen. Für die zentrale Fragestellung dieser Arbeit relevant ist weiter, dass sich in den biographischen oder die Künstlichkeit bloß verneinenden Deutungen, die ich in diesem Kapitel unter 2.4.1 und 2.4.2 aufgeführt habe, meist ein positives Verständnis der Autobiographie Bernhards findet. Dies ist

keineswegs überraschend: werden doch hier die Erwartungen in Bezug auf die Gattung durch die behauptete Authentizität erfüllt.

Andere Kritiker beurteilten die Autobiographie negativ, weil sie ihre Forderung nach Authentizität und Glaubwürdigkeit nicht erfüllte. Sie warfen Bernhard einen Hang zur Übertreibung, eine Verzerrung der Wirklichkeit und nicht zuletzt Beschimpfung seiner Heimat vor. Bernhards Begriffsauflösung von Identität, Entwicklung und Sozialisation war in den Augen vieler Leser verwirrend.

In vielen Rezeptionsdokumenten erwiesen sich das Gattungsverständnis und die an die Autobiographie geknüpften Erwartungen somit als ausschlaggebend für das Urteil des Lesers. Dabei weisen viele der erhobenen Vorwürfe Übereinstimmungen mit einem älteren Gattungsverständnis auf, das der Autobiographie Bernhards nicht gerecht werden kann. Es gibt nur wenige Literaturkritiker, bei denen die Wahrnehmung der Künstlichkeit dieser Autobiographie mit einem positiven Werturteil verbunden ist.

Viele Kritiker stellten die Frage nach dem Realitätsbezug des Bernhardschen Salzburg-Bilds. Selbst wenn die Topographie der Stadt in Bernhards Autobiographie exakt ist und mit den Bezeichnungen auf Stadtplänen übereinstimmt, so heißt das noch nicht, dass man das Salzburg der Autobiographie mit dem Salzburg der außerliterarischen Wirklichkeit hundertprozentig gleichsetzen kann. Zwar ist der jeweilige Schauplatz der Handlung durch die Bezeichnung von Ortschaften, Städten, öffentlichen Gebäuden oder topographischen Örtlichkeiten leicht zu identifizieren, Bernhard erweckt aber zugleich den Eindruck, vor allem auch eine „innere Landschaft“ darzustellen.[461] Deswegen ist es wichtig, sich nicht durch die örtliche Geographie auf Abwege bringen zu lassen und „auch die Ortsnamen in ihrer funktionalen Künstlichkeit zu begreifen.“[462]

---

[461] Vgl. Bernhard im Gespräch mit Krista Fleischmann: „Ich schreibe immer nur über innere Landschaften, und die sehen die meisten Leut’ nicht, weil sie innen fast nix sehen.“ Fleischmann, Krista: *Thomas Bernhard. Eine Begegnung*. Wien (Edition S.) 1991, S. 14ff.

[462] Schmidt-Dengler, Wendelin: Thomas Bernhard. In: Weber, D. (Hrsg.): *Deutsche Literatur der Gegenwart in Einzeldarstellungen*. Bd. II. Stuttgart (Kröner) ^{3}1977, S. 56-77, hier S. 61. Die Beschreibung der Stadt lässt sich auch als Spiegel der Innenwelt des Erzählers lesen. So gibt sich der Bernhard am Ende der *Ursache*, „in der Gewißheit, daß diese meine Leidenszeit bald beendet sein wird“, der Beobachtung der Stadt hin, „die auf einmal auch für mich schön gewesen war“. Vgl. Bernhard, *Die Ursache*, S. 107ff. Außerdem könnte man das Salzburg der Autobiographie auch als Modell auffassen: Salzburg ist Österreich, Österreich ist die Welt usw. Vgl. „Die überschaubaren Orte der Kindheit und Jugend werden von Bernhard mit großem sprachlichen Aufwand zu Symbolen einer desaströsen Welt auf bzw. abgewertet. >Heimat<, dieser enge und wohlbekannte Raum, wird beliebig austauschbar (…)“. Bogdal, Klaus-Michael: *Historische Diskursanalyse der Literatur*. Heidelberg (Synchron) ^{2}2007, S. 235ff. Damit möchte ich keineswegs die scharfen Invektiven Bernhards

Die Rezeptionsanalyse hat auch deutlich gemacht, dass Bernhard mit seiner Autobiographie eine Reihe von Schmerzpunkten des österreichischen Selbstverständnisses berührte. Mit einem unkonventionellen Bild der Stadt Salzburg rückt Bernhard eine oft vergessene Zeit in den Mittelpunkt seiner Beobachtungen. Seine Vergangenheitsbefragung konzentrierte sich auf eine Stadt, deren gemeinhin wahrgenommenes Bild als barocke Kulturstadt *par excellence* zu der Darstellung Salzburgs in der NS-Zeit einen auffälligen Kontrast abgibt. In aller Schärfe setzte Bernhard sich in seiner Autobiographie mit der NS-Vergangenheit Österreichs und vor allem auch mit dem Umgang mit dieser Vergangenheit auseinander. Die von Bernhard angesprochenen politischen und mentalen Kontinuitäten wurden erst im Zusammenhang mit der Präsidentschaft Kurt Waldheims und mit dem „Bedenkjahr" 1988 von einer breiten Öffentlichkeit diskutiert. Bernhards Autobiographie ist daher keineswegs nur „Resultat der Befangenheit des Subjekts in der eigenen Geschichte."[463] Sie provoziert eine Auseinandersetzung mit der Gesellschaft, der Vergangenheit, der Politik und zeigt, dass auch die postmoderne Autobiographie sich keineswegs auf die Darstellung eines Individuums beschränkt. Es wäre denn auch verfehlt, Bernhards Autobiographie jeden Realitätsbezug abzusprechen: Die Darstellung des Nationalsozialismus relativiert die artistisch-selbstbezügliche Form der Bernhardschen Autobiographie.

Dadurch, dass Bernhard auf Authentizitätsbeteuerungen verzichtet, der Glaubwürdigkeit vieler Aussagen geradezu entgegenarbeitet und die Grenze zwischen Wahrheit und Lüge fließend werden lässt, konfrontiert er den Leser in hohem Maße auch mit den eigenen Erwartungen und Vorstellungen in Bezug auf die Gattung. Der Authentizität setzt Bernhard seinen Umgang mit der Wahrheit entgegen. Die Rezeption dieser Autobiographie hat deutlich gemacht, dass nur wenige Kritiker bereit waren, Bernhards Modell einer Autobiographie zu akzeptieren. Sie zeigt, wie wichtig es ist, Bernhards von der traditionellen Autobiographie und den Erwartungen der Kritiker abweichenden Umgang mit den gattungstheoretisch wesentlichen Begriffen in Hinblick auf das Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption ernst zu nehmen.

---

relativieren. Sie enthalten eine provokatorische Wirkung, die auch in unserer Rezeptionsanalyse deutlich sichtbar wurde. Denn es ist genau die Rezeption, die auf diese Dimension der Texte hinweist.

[463] Pickerodt, S. 150.

Darüber hinaus erlaubt diese Autobiographie Einblicke in die sich ändernde Stoff- und Formbewältigung der Gattung. Bernhards Autobiographie endet nicht „mit dem Erreichen einer feststehenden Identität, mit der Übernahme einer sozialen Rolle."[464] Die Besonderheit der Autobiographie Bernhards liegt vielmehr darin, dass der Entwicklung einer so verstandenen Identität konsequent entgegengewirkt wird. Die Identität des Ichs, dessen Schein in der Autobiographie etabliert wird, geht auf in der Fülle unzähliger anderer Ich-Identitäten. Die Wegmetapher der traditionellen Autobiographie erscheint bei Bernhard in negativer Form, indem er eine Kehrtwendung in die „entgegengesetzte Richtung" thematisiert.

Von der Annahme einer festumrissenen Identität und der vollzogenen Sozialisation, wie Neumann sie als grundlegende Merkmale betrachtete, ist denn auch Abstand zu nehmen. Als wollte Bernhard Paul de Mans Rhetorikdefinition – „rhetoric radically suspends logic and opens up vertiginous possibilities of referential aberration"[465] – bestätigen, zerlegte er in seiner Autobiographie auf ironische Weise Lektüren, die nach Kohärenz und Bedeutungseinheit suchen und versuchen, die angesprochenen Gegensätze zu vereinbaren. In der Autobiographie Bernhards werden Merkmale und Konventionen der Gattung dauernd übersprungen. Nur ein Leser, der sehr fest an seine eigene Auffassung von Literatur und an seine Wertkriterien glaubt, wie etwa Marcel Reich-Ranicki, kann diese Bewegung in den Texten stilllegen. Die Paradoxie der einander gegenüberstehenden Begriffe Wahrheit und Lüge wird in Bernhards Autobiographie nicht aufgelöst. Der Leser bleibt in den Bernhardschen Aporien verstrickt. Die Festlegung, die Interpretation des Textes scheitert an seinem Vexierbildcharakter. Authentizität und Künstlichkeit vermittelnde Darstellungsmittel liegen in ständigem Widerstreit. Genau diese Doppelstruktur - aus Referentialität und Künstlichkeit, aus Komödie und Tragödie, aus Wahrheit und Lüge - ist Kennzeichen dieser Autobiographie, die sich auf diese Weise jeder eindeutigen Interpretation verweigert.

[464] Neumann, S. 25.
[465] Man, Paul de: *Allegories of Reading***.** New Haven (Yale University Press) 1979, S. 10.

3 Zwischen Authentizität und Subjektivität: Christa Wolf

3.1 Einleitung

Bis 1989 war Christa Wolf in der Bundesrepublik "die bekannteste und beliebteste aller Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus der DDR."[466] In den Augen vieler schien sie in ständigem Konflikt mit dem DDR-Staat zu leben. Daher schien auch ihre Kritik an der Bundesrepublik für viele Leser glaubwürdig. 1991, im sogenannten deutsch-deutschen Literaturstreit aber, wurden ihr Werk und ihre Person zum Anlass einer heftigen Debatte über die Rolle der Intellektuellen im SED-Staat. Die Schriftstellerin verlor ihre herausragende Stellung als Symbolfigur intellektueller Autonomie.

Christa Wolf (1929) erlebte ihre Jugend im Dritten Reich. 1949 ging sie auf das „verlockende Angebot" ein, die „nationale Schuld los(zu)werden oder ab(zu)tragen" und beteiligte sich aktiv am Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft.[467] Sie wurde Mitglied der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) und suchte Kontakt vor allem zu den Intellektuellen, die dem Nationalsozialismus widerstanden hatten. Nach dem Germanistikstudium bei Hans Mayer in Leipzig arbeitete Christa Wolf zunächst als wissenschaftliche Mitarbeiterin beim DDR-Schriftstellerverband, dann als Lektorin verschiedener Verlage. Für ihre *Moskauer Novelle* (1961) erhielt sie ihre erste Auszeichnung, den Kunstpreis der Stadt Halle. Im Zuge des Bitterfelder Weges und unter dem Eindruck des Mauerbaus entstand *Der geteilte Himmel* (1963). Die Hauptfigur ist eine Frau, die sich zum überzeugten Mitglied der sozialistischen Gesellschaft entwickelt. Zugleich verliert sie aber den von ihr geliebten Mann an den Westen, der als konsumorientiert und individualistisch dargestellt wird. Der Roman erreichte im Erscheinungsjahr in der DDR 17 Auflagen, wurde auch in der Bundesrepublik zu einem Erfolg und brachte Wolf den Durchbruch. Christa Wolf war eine angesehene Schriftstellerin in der DDR. Sie wurde mit dem Heinrich-Mann-Preis der Ostberliner Akademie der Künste ausgezeichnet und auf dem VI. Parteitag der SED mit dem Status einer Kandidatin des Zentralkomitees geehrt.

---

[466] Anz, Thomas (Hrsg.): *„Es geht nicht um Christa Wolf". Der Literaturstreit im vereinten Deutschland*. München (Edition Spangenberg) 1991, S. 25.

[467] Vgl. Wolf, Christa: Unerlegte Widersprüche. Gespräch mit Therese Hörnigk. In: Wolf, Christa: *Im Dialog. Aktuelle Texte*. Frankfurt/Main (Luchterhand) 1990, S. 24-69, hier S. 29.

In *Nachdenken über Christa T.* (1968) beschreibt sie die Gedanken der kranken Titelfigur, die, kaum fünfunddreißigjährig, an Leukämie stirbt. Die Vermutung liegt nahe, dass Christa T., die sich selbst als nicht anpassungsfähig sieht, an der Gesellschaft zerbricht. Im November 1976 unterschrieb Wolf den Protestbrief gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns. Christa Wolf wurde daraufhin aus dem Vorstand der Berliner Sektion des DDR-Schriftstellerverbandes ausgeschlossen. 1976 erschien *Kindheitsmuster*.[468] Spätestens mit diesem Werk über ihre Jugend im Nationalsozialismus und die Notwendigkeit der Erinnerung an diese Zeit wurde Wolf für viele zur bedeutendsten deutschsprachigen Schriftstellerin der Gegenwart. In *Kein Ort. Nirgends* (1979) schilderte Wolf eine fiktive Begegnung zwischen Heinrich von Kleist und Karoline von Günderode. Beide fühlen sich eingeengt von den Zwängen ihrer Zeit. Dies erinnerte viele an die Position von Künstlern in der DDR. In den achtziger Jahren unterstützte Wolf die Friedensbewegung und meinte, dass die Literatur nun „Friedensforschung" sein müsse.[469] Die Atomkatastrophe von Tschernobyl verarbeitete Wolf in *Störfall* (1987). Im selben Jahr ehrte die DDR-Führung die Schriftstellerin mit dem Nationalpreis 1. Klasse für Kunst und Literatur. Im Juni 1989 trat Wolf aus der SED aus.

Bereits über Wolfs Romanerstling *Der geteilte Himmel* gingen die Meinungen weit auseinander. Bundesrepublikanische Kritiker griffen Wolf, die in ihrem Buch das Dableiben in der DDR nach dem Mauerbau als individuelle und gesellschaftliche Chance beschrieb, scharf an. Aber auch in der DDR stieß die Erzählung auf Kritik. Nach dem Fall der Mauer ist diese Kritik an *Der geteilte Himmel* keineswegs verstummt.[470]

---

[468] Hier zitiert nach der Ausgabe: Christa Wolf: *Werke in 13 Bänden*. Kommentiert und herausgegeben von Sonja Hilzinger. Werke 5: *Kindheitsmuster*. München (Luchterhand Literaturverlag) 2000.

[469] Wolf, Christa: Von Büchner sprechen. In: *Werke*. Hrsg. von Sonja Hilzinger. München (Luchterhand) 2000, Bd. VIII, S. 199.

[470] Vgl. Magenau, Jörg: *Christa Wolf. Eine Biographie*. Berlin (Kindler) 2002, S. 136: „An diesem Buch erhitzten sich die Gemüter, im Lob und in der Ablehnung. Mit ihrer Liebesgeschichte aus den Zeiten des Mauerbaus gelang es Christa Wolf, den Konflikt der Epoche massenkompatibel darzustellen und der eingemauerten Bevölkerung das Gefühl zu geben, auf der richtigen Seite zu stehen." Monika Papenfuß meint: „Er (der Text, d.h. Der geteilte Himmel – J.S.) behandelt (…) das Thema ‚Republikflucht' in einer Form, die für die offizielle DDR-Linie provozierend wirken mußte. Manfreds Flucht in den Westen kurz vor dem Mauerbau wird in der Erzählung zwar nicht gebilligt, bei der Darstellung des Sachverhalts schwingt jedoch ein gewisses Verständnis für seine Resignation mit." Papenfuß weist aber zu Recht darauf hin, dass die „moralische Bewertung" der beiden Hauptfiguren in *Der geteilte Himmel* „eindeutig" ist und nach „gängigen stereotypen Mustern" verfährt (ebd., S. 54). Vgl. Papenfuß, Monika: *Die Literaturkritik zu Christa Wolfs Werk im Feuilleton. Eine kritische Studie vor dem Hintergrund des Literaturstreits um den Text „Was bleibt"*. Berlin (Wissenschaftlicher Verlag) 1998, S. 53.

Für viele war Christa Wolf mit ihren Büchern, Reden und Aufsätzen eine moralische Leitfigur, eine der hervorragenden Persönlichkeiten der deutschen Nachkriegszeit. Die Verheißung eines ernsteren und tieferen Lebens im Sozialismus, der von Wolf oft erhobene moralische Zeigefinger und ihr nach 1989 bald verzweifelt wirkendes Verharren in der sozialistischen Ideologie brachten ihr aber auch heftige Kritik ein. Auch als der Prozess der deutschen Vereinigung längst angefangen hatte, glaubte Wolf immer noch an die Möglichkeit, in einer grundlegend veränderten, doch gegenüber der Bundesrepublik eigenständigen DDR einen demokratischen Sozialismus realisieren zu können. Der Schriftstellerin wurde daraufhin von verschiedenen Seiten Wirklichkeitsferne vorgeworfen.

Der deutsch-deutsche Literaturstreit und Wolfs Anfang der neunziger Jahre bekannt gewordene Rolle als inoffizielle Mitarbeiterin der Stasi[471] verstärkten die Kritik an ihrer Person, die auch ihre Schatten über die Beurteilung ihrer Texte warf. So stellte die rechtskonservative *Junge Freiheit* nach einer kurzen Skizze von Wolfs Werdegang rückblickend fest, dass ihr Werk sich als "permanenter Schrumpfungsprozeß ihres Utopievorrats" lesen läßt.[472] Die linksalternative *Junge Welt* sprach 2004 von der „mittelmäßigen Christa Wolf", die ihren Ruf vornehmlich „bürgerlichen Feuilletons" zu verdanken hatte, die sie „zur Topintellektuellen aufbauten".[473]

Die Auseinandersetzungen um Moral und Ästhetik, um die Rolle der DDR-Intellektuellen in ihrem Staat, um den Umgang (west)deutscher Literaturkritik mit der DDR-Literatur, die Frage, wie glaubwürdig die moralischen Ansprüche engagierter Literatur sind, besonders wenn sie von einem Schriftsteller aus der DDR stammen – das alles bezeichnet auch die Schwierigkeiten, die schon in den siebziger Jahren sowohl in Ost wie West mit der Lektüre von Christa Wolf verbunden waren. Diese

---

[471] 1993 wurden Dokumenten gefunden, die zeigten, dass Wolf in den fünfziger Jahren kurze Zeit für die Stasi arbeitete. In einem Interview bekannte Wolf sich dazu, von 1959 bis 1962 als inoffizielle Mitarbeiterin (IM) „Magarethe" für die Ministerium der Staatsicherheit in der DDR tätig gewesen zu sein. Die Bekanntmachung führte zu einem zweiten Streit um die Schriftstellerin. Es sah so aus, als ob die frühere Kritik an ihrer Person Recht hatte.

[472] "In den fünfziger Jahren sah Christa Wolf sich als Streiterin einer revolutionären Weltbewegung, in den sechziger Jahren wollte sie immerhin die DDR verbessern, um das sozialistische Zukunftspotential in Freiheit zu setzen. In den siebziger und achtziger Jahren beschwor sie die zwischenmenschlichen Strukturen, die sich unterhalb der staatlichen Ebene gebildet hatten, und nach 1989 definierte sie den Sozialismus nur noch als eine persönliche Haltung." Neujahr, Doris: Nachdenken über Christa W. In: *Junge Freiheit*, 19.7.2002. Auch die *taz* meinte 2002, als Christa Wolfs Erzählung *Leibhaftig* erschien: "Heute ist einem das alles ein bisschen peinlich geworden, auch die eigene Begeisterung." Messmer, Susanne: Endlich, endlich komm einmal. In: *die tageszeitung*, 21.3.2002.

[473] Meueler, Christof: Tatöwierte Tränen. In: *Junge Welt*, 7.10.2004.

Kernfragen prägen bis auf den heutigen Tag die Auseinandersetzung um Christa Wolf. Es lohnt sich deshalb, am Anfang dieses Kapitels (3.2) näher auf die Debatte einzugehen, die sich 1991 an Wolfs Person und Werk entzündete, um die Lektüre und Rezeptionsanalyse von *Kindheitsmuster* vorzubereiten und eine fundierte Einschätzung der historisch-ideologischen Dimension der Wolf-Rezeption zu ermöglichen. Danach sollen in diesem Kapitel wichtige Aspekte der Poetik und Thematik der Autorin Christa Wolf in ihren Grundrissen dargelegt werden, um Wolfs Schreibstrategie der subjektiven Authentizität, die auch ihre Autobiographie maßgeblich geprägt hat, herauszuarbeiten (3.3). Ich werde mich dabei auf Wolfs Essay *Lesen und Schreiben*, und vor allem auf den hierin aufgenommenen *Kurzen Entwurf zu einem Autor* konzentrieren, weil dieser für Wolfs poetisches Selbstverständnis als zentral gilt.[474] Nach der Rezeptionsanalyse (3.4) wird im Hauptteil dieses Kapitels Wolfs Umgang mit für die Autobiographie grundlegenden Bausteinen wie Identität, Sprache, Erinnerung und Gedächtnis dargelegt (3.5). Das Resümee (3.6) fasst die wichtigsten Ergebnisse der Text- und Rezeptionsanalyse von Wolfs *Kindheitsmuster* zusammen.[475]

3.2 Der deutsch-deutsche Literaturstreit

Thomas Anz hat in *Es geht nicht um Christa Wolf* den deutsch-deutschen Literaturstreit dokumentiert und die unterschiedlichen Argumentationsstränge durchsichtig gemacht.[476] Der Aufsehen erregende Streit begann 1990 mit heftigen Angriffen auf Wolfs Erzählung *Was bleibt*. In der scharfen Debatte ging es vor allem um die Frage, ob die führenden Schriftsteller der DDR eine autoritätsgläubige Stillhalteliteratur geschrieben hätten, die, trotz Kritik im Detail, den Staat und die

[474] Wolf, Christa: Lesen und Schreiben. In: Diess.: *Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze. Reden und Gespräche 1959-1985*. Darmstadt Neuwied (Luchterhand) [2]1987, S. 463-503 (urspr. 1972). Vgl. Hilzinger, die Lesen und Scheiben als Wolfs „grundlegendes prosatheoretisches Essay" bezeichnet. Hilzinger, Sonja: *Christa Wolf*. Stuttgart (Metzler) 1986, S. 51. Vgl. auch Korgmann, Werner: Moralischer Realismus. Ein Versuch über Christa Wolf. In: Labroisse, Gerd: Zur Literatur und Literaturwissenschaft in der DDR. Amsterdam (Rodopi) 1970, S. 233-261. Zu Recht weist Korgmann auf die moralischen und politischen Implikationen von Wolfs subjektiver Authentizität, die er als „moralischen Realismus", als „eine neue Form der Zeitgenossenschaft eines sozialistischen Autors" (S. 239) wertet.

[475] Um die Theorie Lejeunes zu überprüfen und Kommentare zur Zeitgeschichte des Autors mit einbeziehen zu können, habe ich mich im Falle Wolfs nicht für *Ein Tag im Jahr* (2003), sondern für *Kindheitsmuster* entschieden. *Ein Tag im Jahr* sich stark auf den Alltag, so dass für dieses Kapitel eine Lektüre von *Kindheitsmuster* lohnender ausfällt als die einer 40-jährigen Chronik eines Kalendertages, in der Kommentar zur Zeitgeschichte weitgehend fehlt.

[476] Vgl. Anm. 498.

undemokratische Gesellschaftsordnung der DDR stabilisierte. Christa Wolf wurde vorgeworfen, sich kaum oder nicht genug gegen die Verfolgung kritischer Autoren zur Zeit des SED-Regimes ausgesprochen zu haben, sich nach dem Zusammenbruch der DDR mit der Publikation von *Was bleibt* aber als Opfer und heimliche Widerstandskämpferin des Systems dargestellt zu haben. In einem geschichtlichen Kontext, in dem die Macht des SED-Staates zerbrochen war und es für jeden nur vorteilhaft sein konnte, entweder Gegner oder Opfer des SED-Regimes gewesen zu sein, lag es nahe, Wolfs Erzählung als "verspäteten Versuch einer Autorin zu lesen, sich den plötzlich veränderten Umständen anzupassen und die eigene Vergangenheit ins rechte Licht zu rücken",[477] zumal die Autorin sie bereits im Sommer 1979 geschrieben, dann im November 1989 überarbeitet haben soll.[478] Man weiß deshalb nicht genau, was im Jahr 1979 geschrieben wurde und was im November 1989 überarbeitet wurde. Die westdeutsche Kritik, die Wolf bis dahin überwiegend mit großem Respekt behandelt hatte,[479] sprach ihr jetzt nicht nur die literarische Qualität, sondern auch die moralische Integrität ab. Diese Disqualifizierung der bis dahin angesehenen Autorin aus der DDR kann mal als ein Versuch von westdeutscher Seite betrachten, die eigene Überlegenheit nun auch auf dem Feld der Literatur zur Schau zu stellen.[480] Viele Argumente und Begriffe, die nach 1945 die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus prägten, tauchten im deutsch-deutschen Literaturstreit wieder auf: es war die Rede von Vergangenheitsbewältigung, von Schuld, Verdrängung und von machtgeschützter Innerlichkeit. Es wurde darüber debattiert, wie groß der Spielraum der Kritik und wie hoch das Risiko für Schriftsteller gewesen wäre, wenn sie offenerer gegen die DDR opponiert hätten.[481]

Es ging in der Debatte jedoch nicht nur um Vergangenheit; nicht zuletzt ging es um die von Jürgen Habermas aufgeworfene Frage, was "das Bankrott des Staatssozialismus" für "das theoretische Erbe der westeuropäischen Linke"

---

[477] Anz (Hrsg), S. 9.
[478] Wolf, Christa: *Was bleibt*. Berlin (Aufbau) 1990. Am Ende der Erzählung (S. 76) steht: „Juni-Juli 1979/November 1989", der Klappentext spricht von einer „überarbeitete(n) Fassung." Magenau führt in seiner Biographie die Veröffentlichung auf eine „Unterschätzung der Mechanismen einer pluralen Öffentlichkeit" sowie auf eine „völlige Verkennung der erhitzten Atmosphäre" der Wendezeit zurück. Vgl. Magenau, S. 405.
[479] Vgl. Papenfuß, S. 10.
[480] Vgl. Anz (Hrsg.), S. 9: „Die Angriffe auf Christa Wolf mußten den Eindruck erwecken, daß mit dem Zusammenbruch des SED-Staates ein Zusammenbruch der DDR-Literatur in der westlichen Wertschätzung einherging."
[481] Vgl. Anz (Hrsg.), S. 12.

bedeutete.[482] Frank Schirrmacher, dessen Rezension von *Was bleibt?* in der *FAZ* die Debatte eröffnet hatte, und Ulrich Greiner warfen der linksintellektuell geprägten Literatur der Bundesrepublik vor, sich seit Jahrzehnten mit moralischen und politischen Ansprüchen an der Literatur "versündigt" zu haben.[483]

Christa Wolf fand, sowohl im Osten wie im Westen, jedoch auch engagierte Verteidiger, die den westdeutschen Feuilletons eine selbstgerechte Siegermentalität vorwarfen. So richtete sich Klaus Podak in der *Süddeutschen Zeitung* gegen "die gefährliche Selbstgefälligkeit" der bundesrepublikanischen Kritik an DDR-Autoren und forderte "humane: und das heißt: nicht hämisch-arrogant verletzende Diskussionen."[484] Westdeutsche Intellektuelle wie Günter Grass und Walter Jens forderten westdeutsche Kritiker dazu auf, sich nicht in die Vergangenheitsbewältigung der ehemaligen DDR einzumischen.[485]

Zu recht hat Thomas Anz darauf hingewiesen, dass die Versuche, in dem Streit feste Frontenbildungen auszumachen, sei es zwischen aus der DDR Ausgewanderten und in der DDR Gebliebenen, zwischen west- und ostdeutschen Schriftstellern oder zwischen Rechts- und Linksintellektuellen bei genauerer Betrachtung auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen. Die Positionen im Streit um Christa Wolf entzogen sich Einordnungen in einfache Schemata.[486]

---

[482] Habermas, Jürgen: Nachholende Revolution und linker Revisionsbedarf. Was heißt Sozialismus heute? In: Ders.: *Die nachholende Revolution. Kleine politische Schriften VII*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1990, S. 179-205, hier S. 179.

[483] Schirrmacher, Frank: »Dem Druck des härteren, strengeren Lebens standhalten«. Auch eine Studie über den autoritären Charakter: Christa Wolfs Aufsätze, Reden und ihre jüngste Erzählung »Was bleibt«. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 2. Juni 1990. Nachgedruckt in: Anz (Hrsg.), S. 77-89. Greiner, Ulrich: Die deutsche Gesinnungsästhetik. Noch einmal: Christa Wolf und der deutsche Literaturstreit / Eine Zwischenbilanz. In: *Die Zeit*, 2. November 1990. Nachgedruckt in: Anz (Hrsg.), S. 208-216. Auch Karl Heinz Bohrer kritisierte die moralisierende „Gesinnungsästhetik" in der deutschen Nachkriegsliteratur und erteilte dem „deutschen Intellektuellentyp, dessen historische Epoche nun offenbar zu Ende geht", eine klare Absage. Vgl. Bohrer, Karl Heinz: Kulturschutzgebiet DDR? In: *Merkur*, Heft 44, 1990, S. 1015-1018, hier: S. 1016.

[484] Podak, Klaus: Geeint miteinander Streiten. Schriftsteller in der DDR: Waren sie nur Mitläufer und Opportunisten? In: *Süddeutsche Zeitung*, 25. Juni 1990.

[485] Vgl. Günter Grass, Hellmuth Karasek, Rolf Becker: Nötige Kritik oder Hinrichtung? SPIEGEL-Gespräch mit Günter Grass über die Debatte um Christa Wolf und die DDR-Literatur. In: *Der Spiegel*, 16. Juli 1990. Auch in: Anz (Hrsg.), S. 122-134. Jens, Walter: Plädoyer gegen die Preisgabe der DDR-Literatur. Fünf Forderungen an die Intellektuellen im geeinten Deutschland. In: *Süddeutsche Zeitung*, 16/17. Juni 1990. Auch in Anz (Hrsg.), S. 167-178. Damit verbunden war sowohl bei Jens als Grass eine überzeugte Ablehnung von dem „geschichtsferne(n) Traum von einer Wieder-Vereinigung, die in Wahrheit, da es Auschwitz gab, undenkbar ist." Vgl. Jens. In: Anz (Hrsg.), S. 178.

[486] Auffällig ist allerdings, dass der Streit vor allem in den Zeitungen des Westens ausgetragen wurde. In der von Thomas Anz zusammengestellten Dokumentation sind Beiträge aus der DDR bzw. aus den neuen Bundesländern nicht besonders stark vertreten. Es wäre denn auch lohnend, die Berichterstattung über den deutsch-deutschen Literaturstreit in den ostdeutschen Medien, vor allem in den vielen Lokalzeitungen, zu untersuchen. Die bis jetzt erschienenen Rezeptionsstudien zu Wolf befassen sich überwiegend und in ihrer Mehrheit fast ausschließlich mit der bundesrepublikanischen Rezeption.

Auch nach dem deutsch-deutschen Literaturstreit gilt Wolf als eine der wichtigsten deutschsprachigen Schriftsteller der Gegenwart. 2002 wurde sie für ihr Lebenswerk mit dem Deutschen Bücherpreis geehrt weil sie sich, so die Jury, „mutig in die großen Debatten der DDR und des wiedervereinigten Deutschland eingemischt" habe.[487]
Die in diesem Kapitel vorgelegte Rezeptionsanalyse von *Kindheitsmuster* wird zeigen, wie bereits Mitte und Ende der siebziger Jahre Positionen sichtbar wurden, die später im deutsch-deutschen Literaturstreit, durch den historischen Kontext ausgelöst, wieder bezogen wurden. Für die Diskussion um *Kindheitsmuster* kam zudem der Tatsache, dass es sich bei diesem Text um eine Autobiographie handelte, eine große Bedeutung zu. Es soll gezeigt werden, wie bei *Kindheitsmuster*, ähnlich wie in der Rezeption der Autobiographie Bernhards, gattungsspezifische Leseerwartungen die Rezeption lenkten und wie die Autobiographie eine Schlüsselposition im Grenzgebiet zwischen Literatur, politisch-kulturellem Selbstverständnis und Geschichtsschreibung einnahm. Wolfs Umgang mit der Gattung wich in vielem von den Lesererwartungen ab. Die Subjektivität dieser Autobiographie war, verbunden mit dem inhaltlichen Schwerpunkt, der Beschreibung des Nationalsozialismus sowie seiner vermeintlichen historischen Kontinuitäten, von großer provokatorischer Schärfe.

3.3 Subjektive Authentizität

Beginnend mit *Nachdenken über Christa T* (1968) entwickelte Wolf ihr schriftstellerisches Programm der subjektiven Authentizität: den Versuch, persönliche Erlebnisse und gesellschaftliche Entwicklung in der literarischen Darstellung zu verbinden, zu objektivieren und auf diese Weise einem größeren Publikum näher zu bringen. Almut Finck deutet diese Poetik im Sinne einer „nachträglichen" Modellierung von Subjektivität und Wirklichkeit als „ein poetisches Verfahren (...), das danach strebt, den klassischen Subjekt-Objekt-Dualismus, die Gegenüberstellung von unmittelbarem Ereignis und sekundärer Erinnerung, zu überwinden."[488] In der Tat lässt sich Wolfs subjektive Authentizität als Versuch der Vermittlung zwischen objektiver Wirklichkeitsannäherung und subjektiver Wirklichkeitserfahrung

[487] Zitiert nach: Deutscher Bücherpreis 2002: Christa Wolf wird für ihr Lebenswerk geehrt. Pressemitteilung des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels vom 4.2.2002. http://www.boersenverein.de/de/64712.
[488] Finck, Almut: *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie*. Berlin (Erich Schmidt) 1999, S. 197. Zu Fincks Theorie der Nachträglichkeit vgl. Finck, S. 57ff. und Kapitel 1.5.5 dieser Arbeit.

interpretieren. Doch auch die Vermittlung zwischen Autor und Leser spielt in dieser Schreibstrategie eine wichtige Rolle. Wolf hält es nämlich für unerlässlich, dass man in der literarischen Prosa „die Stimme des Autors hört und sein Gesicht sieht." Diese „innere" oder „subjektive Authentizität" sieht sie als „vierte Dimension" der Literatur an, die als Bekundung der „Zeitgenossenschaft, der Tiefe, des Engagements", die Wahl und Färbung des literarischen Stoffes bestimme.[489] Der Autor habe nach Wolfs Ansicht die „dringende, lebenswichtige Aufgabe" der Literatur zu berücksichtigen. „Prosa" soll „versuchen, den Kontakt der Menschen mit ihren Wurzeln zu erhalten, das Selbstbewußtsein zu festigen, das so labil geworden ist." Prosa halte „die Erinnerung an eine Zukunft in uns wach, von der wir uns bei Strafe unseres Untergangs nicht lossagen dürfen". Sie unterstütze „das Subjektwerden des Menschen".[490] An die Dramentheorie Bertolt Brechts anknüpfend, plädiert Wolf für eine „epische Prosa" die es unternimmt, „auf noch ungebahnten Wegen in das Innere des Prosalesers einzudringen."[491] Die „epische Prosa" soll das Experiment nicht scheuen und aktivieren. In diesem Sinne plädiert Wolf für die Subjektivität des Erzählers, betont aber zugleich die gesellschaftliche Verantwortung des Autors, die gerade in seiner Subjektivität zum Ausdruck komme. Die von Wolf angesprochene „vierte Dimension" kann denn auch als Versuch betrachtet werden, in der Literatur subjektive Wirklichkeitserfahrung mit gesellschaftlichem Engagement zu verbinden.

3.4 Sozialismus und Selbstverwirklichung

Den Einwurf, dass ihr "Pochen auf Erfahrung" eine Gefährdung des sozialistischen Idealismus "durch die Hintertür" sein könnte, bestritt Wolf bereits 1973, indem sie ihre Verbundenheit mit der marxistischen Ideologie bekräftigte.[492] Ihre Überzeugung, dass eine Selbstverwirklichung, die diesen Namen verdiene, nur in einer marxistisch

[489] Am Beispiel von Georg Büchners *Lenz* weist Wolf darauf hin, dass der „erzählerische Raum" vier Dimensionen hat: die drei „fiktiven Koordinaten" der erfundenen Figuren und eine vierte, „wirkliche", die des Erzählers. Diese vierte Dimension bezeichnet Wolf im genannten Gespräch als „innere Authentizität" und „subjektive Authentizität". Wolf, Christa: Subjektive Authentizität. Gespräch mit Hans Kaufmann. In: Wolf ^{2}1987 (urspr. 1973), S. 773-805, hier S. 778 u. S. 781.
[490] Wolf, Lesen und Schreiben. In: Wolf ^{2}1987, S. 502ff.
[491] Ebd., S. 490.
[492] So erklärte Wolf in diesem Jahr im Gespräch mit Hans Kaufmann: „Dein Einwurf betrifft einen so zentralen Punkt, daß wir ihn gründlich herausarbeiten müssen (...). So will ich der Deutlichkeit halber ausdrücklich wiederholen, was ich öfter – auch in „Lesen und Schreiben" – gesagt habe: daß die marxistische Philosophie zu meinen Grund-Erfahrungen gehört und sowohl die Auswahl als auch die Bewertung neuer Erfahrungen entscheidend mitbestimmt." In: Wolf ^{2}1987, S. 782.

orientierten Gesellschaft möglich sei, hat Wolf wiederholt entschieden bekundet. Weil Wolf mehrmals betont hat, dass der Sozialismus für sie ein wichtiger „Schreibimpuls" darstellt, scheint es mir wichtig, auch einige Bemerkungen zu dieser politischen Grundüberzeugung, die eng mit Wolfs Selbstverständnis als Schriftstellerin zusammenhängt, der Textanalyse von *Kindheitsmuster* voranzustellen, zumal sie auch in *Kindheitsmuster* zum Ausdruck kommt und viele Rezeptionsdokumente sich auf die politische Stoßrichtung ihrer Autobiographie beziehen. Außerdem hängt der Begriff Selbstverwirklichung eng mit Identität und Sozialisation zusammen, so dass sich eine nähere Beschäftigung mit Wolfs politischer Grundüberzeugung auch im Hinblick auf die Überprüfung dieser gattungstheoretisch relevanten Begriffe lohnt. Sowohl in der Gesellschaft als in der Literatur gehe es darum, „Lebensformen zu finden", auf die das Wort „Brüderlichkeit" passe, so Wolf 1968 in *Lesen und Schreiben*. Der größte Vorteil „unserer Gesellschaft" für einen Autor sei dabei, „daß sein Denken nicht von einem Leben in einer antagonistischen Klassengesellschaft geprägt" werde. Bewiesen sei, so Wolf, dass „Ausbeutergesellschaften" nicht fähig seien, der Menschheit eine Zukunft zu sichern. Der sozialistische Autor habe eine wichtige „Freiheit, die es ihm zur Pflicht machen sollte, sich weiter in die Zukunft vorauszuwerfen als sein Kollege, der in der Klassengesellschaft lebt."[493] Literatur und Sozialismus treffen sich nach Wolfs Ansicht in ihrem gemeinsamen Ziel: die Unterstützung der Selbstverwirklichung des Menschen. In Bezug auf ihren Vorschlag, sich um eine „epische Prosa" zu bemühen, betonte Wolf, sie sehe „eine tiefe Übereinstimmung zwischen dieser Art zu schreiben mit der sozialistischen Gesellschaft."[494] Als wichtige „Aufgaben" des „sozialistischen Prosaautors" betrachtet Wolf die Bekämpfung kapitalistischer „Tendenzen",[495] die Entwicklung eines moralischen Bewusstseins und die Betonung der „Brüderlichkeit" als Grundlage sowohl der Gesellschaft als auch des individuellen Handelns.

Wolf betont in *Lesen und Schreiben*, in Abgrenzung gegenüber dem auf Objektivität bedachten Konzept des sozialistischen Realismus die Subjektivität des Autors,

[493] Wolf, Lesen und Schreiben. In: Wolf ^{2}1987, S. 498.
[494] Ebd., S. 491.
[495] Als solche betrachtet Wolf u.a. das „Vordringen von Film, Funk und Fernsehen", die Prosa „funktionslos" zu machen drohen, die sich ausbreitende Auffassung vom Menschen als Produktionskapital und ein Leben, das darin besteht, „Klischees (zu) konsumieren, zwischen künstlichen Reizen (zu) existieren." Der „sozialistische Prosaautor" habe diesen „Tendenzen (...) bewußten und möglichst wirksamen Widerstand entgegenzusetzen". Mit „keiner Zeile" dürfe er sich an „diesem makabren Geschäft" beteiligen (ebd.).

bestimmt die Rolle der Autoren aber zugleich als „Wegbereiter und Begleiter“ gesellschaftlicher Entwicklungen, deren Prosa, „revolutionär und realistisch“, „verführt und ermutigt zum Unmöglichen.“ In diesem Festhalten an einer Utopie trifft Wolfs Literaturauffassung sich mit den „Maßstäben der sozialistischen Gesellschaft“, die Wolf als vorbildhafte Norm auch für ihr eigenes Handeln anlegt.[496]

Spätestens seit *Der geteilte Himmel* war Wolf in der DDR eine Instanz in der Auseinandersetzung darum, was Sozialismus sei und welche Gestalt er unter den Bedingungen der DDR anzunehmen habe. Neben dem Thema der Vergangenheitsbewältigung und »Faschismusbekämpfung« spielt in Wolfs Prosa die Frage nach dem Sozialismus des Einzelnen, nach den Möglichkeiten der Selbstrealisierung in einer sozialistischen Gesellschaft eine wichtige Rolle (u.a. *Der Geteilte Himmel, Nachdenken über Christa T.*). Der Suchprozess des “Zu-sich-selbst-Kommen(s) des Menschen”, zentrales Thema in *Nachdenken über Christa T.* und *Kein Ord. Nirgend*, wurde von Wolf dabei immer deutlicher als der Selbstfindungsprozess von Frauen beschrieben.[497]

Mit diesen drei Grundsäulen – subjektive Authentizität, persönliches Engagement des Autors aus sozialistischer Sicht und die Frage nach individueller Selbstverwirklichung innerhalb bestimmter gesellschaftlicher Strukturen – sind die entscheidenden Weichen für die Interpretation von *Kindheitsmuster* gestellt. Sie sollen nach der Rezeptionsanalyse im Hinblick auf den Umgang mit Erinnerung, Identität und Gedächtnis überprüft werden. Wie gestaltet sich Wolfs »subjektive Authentizität« in Form einer Autobiographie? Auf welche Weise bringt Wolfs Autobiographie die Schwierigkeiten, die den Prozess der Erinnerung begleiten, zum Ausdruck? Worauf zielt in dieser Autobiographie die moralische Sensibilisierung des Lesers, die Wolf als engagierte Autorin anstrebt? Und wie äußert sich in *Kindheitsmuster* Wolfs sozialistisches Engagement?

---

[496] Ebd., S. 503.

[497] Weibliche Erfahrungen und das Verhältnis der Geschlechter spielen in *Nachdenken über Christa T.* und *Kein Ort. Nirgends* eine wichtige Rolle. In den achtziger Jahren, als Wolf die atomare Rüstung kritisierte, sah sie die „Vernichtungslogik“ verbunden mit dem „Wegdrängen des weiblichen Faktors aus der Kultur“. Wolf, Christa: Berliner Begegnung. In: *Werke*. Kommentiert und herausgegeben von Sonja Hilzinger. Bd. 8. München (Luchterhand) 2000, S. 222. Der Darstellung von Geschichte und ihren historischen männlichen Helden stellte Wolf in *Kassandra* (1983) den „Eintritt der Frau in die Geschichte“ gegenüber.

3.5 Die Rezeption von Kindheitsmuster

Über Wolfs *Kindheitsmuster* gingen die Meinungen weit auseinander: während Heinz Plavius in *Neuere Deutsche Literatur* das Buch als "Psychogramm einer Epoche" feierte, bezeichnete Marcel Reich-Ranicki es in der *Frankfurter Allgemeine Zeitung* als "ein Buch von des Buchbinders Gnaden."[498]
In der folgenden Rezeptionsanalyse sind die Rezeptionsdokumente nach inhaltlichen Schwerpunkten, die für das hier im Mittelpunkt stehende Thema der deutschsprachigen Autobiographie und ihrer Rezeption von wesentlicher Bedeutung sind, geordnet:
3.5.1 die Subjektivität in dieser Autobiographie
3.5.2 die komplexen drei Schreibenenen
3.5.3 die Darstellung des Nationalsozialismus
3.5.4 die historischen und politischen Parallelen zur Gegenwart, das in *Kindheitsmuster* zum Ausdruck gebrachte Engagement der Autorin.
Es wird zu zeigen sein, dass die Rezeption in der DDR wie in der Bundesrepublik weit differenzierter war, als es auf den ersten Blick erscheint. Auch in der DDR fehlen kritische Stimmen nicht. Folgende Rezeptionsanalyse wird zeigen, dass es in manchen Bereichen zwischen Ost- und Westrezeption überraschende Berührungspunkte gibt.

3.5.1.1 Authentizität und Subjektivität

Schon das erste Heft der Zeitschrift *Neue Deutsche Literatur* des Jahres 1977 enthielt eine ausführliche Rezension von *Kindheitsmuster*. Seinen Eindruck beschreibt der Rezensent Heinz Plavius, damals wissenschaftlicher Mitarbeiter im DDR-Kulturministerium,[499] nicht ohne Pathos: das Buch sei ein "Buch der Menschlichkeit" und "das Psychogramm einer Epoche".[500] Plavius befasst sich intensiv mit Wolfs

[498] Reich-Ranicki, Marcel: Ein trauriger Zettelkasten. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 19.3.1977. Hier zitiert nach: Ders.: *Entgegnung. Zur deutschen Literatur der siebziger Jahre*. Stuttgart (Deutsche Verlags-Anstalt) 1979, S. 212-217, hier S. 217.
[499] Vgl. Wichner, Ernest; Wiesner, Herbert: *„Literaturentwicklungsprozesse". Die Zensur der Literatur in der DDR*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1993, S. 34.
[500] Letztere Umschreibung findet sich auch in der Druckgenehmigung für *Kindheitsmuster* vom DDR-Ministerium für Kultur. (Gutachten der Lektorin Dr. Sigrid Töpelmann vom 30.3.1976. Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde, Ministerium für Kultur, Aufbau Verlag, Druckgenehmigungen U-Z, 1976, DR 1 2111a. Zitiert nach: Hilzinger, Sonja: Entstehung, Veröffentlichung und Rezeption. In: Wolf 2000, S. 650.) Das Buch wurde von der Lektorin als „das Psychogramm einer Epoche" und als „die wichtigste

subjektiver Schreibweise, die er ausdrücklich lobt und als Bestätigung ihrer Aufrichtigkeit interpretiert. Wolfs Subjektivität steht der Rezensent positiv gegenüber. Dies ist bemerkenswert, weil ein auf Subjektivität fundiertes Schreiben in der DDR nicht unumstritten war. Zu fragen ist denn auch, wie Plavius Wolfs Subjektivität wahrnimmt. Er betont, dass Subjektivität keineswegs mit Beliebigkeit oder Willkür gleichzusetzen sei. Auch werde die "Domäne" der Literatur durch Subjektivität nicht kleiner. Selbstbeobachtung als Form der Selbstanalyse und Selbstbeurteilung könne man sogar als einen Weg betrachten, "eigene Erfahrung außer sich zu stellen, um sie objektiver analysieren zu können." Und genau dies sei bei *Kindheitsmuster* der Fall. In der von ihr objektivierten Form der Subjektivität vollziehe Wolf nicht weniger als das, was "Literatur, Kunst überhaupt" ausmache.[501]

Plavius betont in seiner Rezension zwar, dass *Kindheitmuster* den literarischen Realismus erweitert, hebt jedoch auch hervor, dass diese Erweiterung den erforderlichen Realismus nicht gefährdet.[502] Die auf den ersten Blick subjektive Schreibweise Wolfs erfülle die gesellschaftliche Aufgabe der Literatur, indem sie der Gegenüberstellung mit dem Allgemeinen diene. Plavius' Urteil über *Kindheitmuster* fällt positiv aus, weil er das Buch als Bestätigung der eigenen, präskriptiven Literaturauffassung interpretieren kann, die besagt, dass Literatur in objektivierender Form Ereignisse und Handlungen darzustellen hat, die als charakteristisch nicht nur für den Einzelnen betrachtet werden können. Auch der Betonung des eigenen, individuellen Gewissens in *Kindheitsmuster* steht Plavius positiv gegenüber. Bereits Marx habe auf die Bedeutung des Gewissens hingewiesen.[503] Auch sei es wichtig, dass gerade die Literatur sich des Gewissens annähme. Das "Gewissen" sei nämlich so verwickelt, dass es dem komplexen Wesen der Kunst "ganz und gar angemessen" [504] sei. In seiner Reaktion auf die bundesrepublikanische Wolf-Rezeption weist Plavius noch einmal ausdrücklich auf sein Subjektivitätsverständnis hin. Westdeutsche Kritiker, die in Wolfs Beschäftigung mit dem Ich eine Flucht ins

---

Neuerscheinung" der kommenden Saison bewertet; die Genehmigung wurde einen Monat später für eine Erstauflage von 60.000 Exemplaren erteilt.

[501] "(…) sie hat einmalige, individuelle Erfahrungen zu artikulieren, und sie verfolgt damit das seinem Wesen nach demokratische Ziel, andere Erfahrungen zum Vergleich und zum allgemeinen – weil über die Öffentlichkeit und vor der Gesellschaft vollzogenen – Nutzen herauszufordern." Plavius, S. 145.

[502] Vgl. ebd., S. 141: „Im Idealfall sollten die Strukturen des Erlebens sich mit den Strukturen des Erzählens decken. (...) Indem das Buch diesem Impetus folgt, ist es ein realistisches Buch."

[503] Vgl. Plavius, S. 146.: „Niemand tat dies deutlicher als Marx, als er schrieb, „das Gewissen hängt mit dem Wissen und der ganzen Daseinsweise des Menschen zusammen".

[504] Ebd.

Private erblickten, würden die Entwicklung der Autorin "verfälschen (…) nach dem Maß, das ihnen ihre Gesellschaft vorschreibt." Ihre Wahrnehmung der stärkeren Betonung der Subjektivität in der DDR-Literatur beruhe auf einer Verfälschung, weil für sie das Ich lediglich als ein von der Gesellschaft abgetrenntes Privates vorstellbar sei.

Die westdeutsche Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich betonte die subjektive Erzählperspektive in Wolfs Autobiographie, indem sie "die Erkenntnis vom Selbst als einer sich phasenspezifisch entwickelnden Einheit"[505] in *Kindheitsmuster* untersucht. Mitscherlich bezieht sich für ihre Interpretation auf die Ergebnisse der Psychoanalyse und greift dabei vor allem auf Bruce Mazlisch[506] zurück. Das Verständnis der für die Gattung bedeutungsvollen Elemente wie Selbstbeobachtung und Rückerinnerung sei durch die Psychologie verfeinert und "neu definiert" worden, so Mitscherlich. Die für die Verarbeitung von Krisenerfahrungen typische Verschiebung eigener Konflikte auf eine dritte Person treffe auf Christa Wolf zu. Sie zeige sich in der sprachlichen Form dieser Autobiographie, in der besonderen Form, die Wolf brauche, um aus ihrer Sprachlosigkeit herauszutreten. Wolfs Autobiographie wirke dabei merkwürdigerweise "viel intimer und unmittelbarer" auf den Leser, als durch eine ungebrochene, "realitätsgerechte Schilderung" des eigenen Lebens in der ersten Person möglich sei. Während viele Autobiographien die eigene Kindheit "idealisieren", sei bei Wolf das Gegenteil der Fall. Sie spreche von sich als von jemand anderem. Das Kind, das sie einst selbst gewesen ist, scheine der Erzählerin in *Kindheitsmuster* fremd und unsympathisch.

Auf diese Weise zeigt Mitscherlich, dass die Verfremdung durch die Verwendung der dritten Person in *Kindheitsmuster* sowohl sprachlich als psychologisch interpretiert werden kann. Ähnlich wie bei Plavius wird die Subjektivität der Autobiographie positiv wahrgenommen; die Authentizität dieser Autobiographie sei, so betont Mitscherlich an mehreren Stellen, mehr als überzeugend. Mitscherlichs Interpretation läuft jedoch die Gefahr, alle beschriebenen Handlungen und Ereignisse in *Kindheitmuster* monokausal aus der psychischen Befindlichkeit der Hauptfigur zu erklären; ihre physische Krankheit am Ende des Zweiten Weltkrieges führt

[505] Mitscherlich, Margarete: Die Frage der Selbstdarstellung. In: *Neue Rundschau*, 1980, H. 2/3, S. 291-316 hier S. 293.

[506] Mazlisch, Bruce: Autobiographie und Psychoanalyse – zwischen Wahrheit und Selbsttäuschung. In: Mitscherlich, Alexander (Hrsg.): *Psychopathographien I.* Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1972, S. 283-287. Originalausgabe: Autobiography and Psycho-analysis. Between Truth and Self-Deception. In: *Encounter* 35, 1970, Nr. 4, S. 28-37.

Mitscherlich nicht etwa auf mangelnde Ernährung oder fehlende Versorgung mit Medikamenten, sondern ausschließlich individualpsychologisch auf die schwer zu ertragende eigene Rolle im Nationalsozialismus zurück.[507]
Auf jeden Fall ist uns deutlich geworden, dass es sowohl im Osten wie im Westen prominente Kritiker gab, die die Subjektivität dieser Autobiographie positiv wahrgenommen haben. Im folgenden Abschnitt soll es um die negative Wertung der Subjektivität in *Kindheitsmuster* gehen.

3.5.1.2 Die Kontroverse in Sinn und Form

Ein Beispiel dafür, dass Wolfs Autobiographie in der DDR keineswegs so einhellig begrüßt wurde, wie Marcel Reich-Ranicki behauptete[508] und Plavius' Besprechung in *Neue Deutsche Literatur* nahe zu legen scheint, bietet die 32-seitige Rezension der Kritikerin und Schriftstellerin Annemarie Auer, die 1977 in *Sinn und Form* erschien.[509] Auer warf Wolf fehlendes Klassenverständnis, aber vor allem ein zu hohes Maß an Subjektivität in der Darstellung vor.
Zwar stelle das Buch sich in eine "Lücke, die seit dreißig Jahren klaffe", indem es eine Antwort auf die Frage "Wie sah der Faschismus von innen aus" versuche, Wolfs Stil aber, "jener spezifische Ton zwischen Larmoyanz und Grüblerei",[510] stehe einer "ehrlichen" Darstellung im Wege. Das Verhältnis zwischen Ich und Welt sei in Wolfs Autobiographie zu einseitig, weil zu sehr zu Gunsten des ersteren ausgefallen. Jene "kunstvoll-bedächtig gründelnden »Kindheitsmuster«" enttäuschen Auers Erwartungen. Wolf habe sich vom Gemeinsinn, der von einem Autor zu erwarten sei, im Laufe ihrer schriftstellerischen Karriere immer mehr entfernt, kritisiert Auer. Während *Der Geteilte Himmel* noch in "einem Stadium ziemlicher Ausgewogenheit von Öffentlichem und Innerlichem" geschrieben worden sei, hätten sich die "Gewichte" danach auf fatale Weise "verschoben". Bereits in *Nachdenken über*

[507] Mitscherlich 1980, S. 309: „(…) die Zumutung an das eigene Ich führt zu einem Gefühl dauernder innerer Überanstrengung und schließlich zeitweilig zu einer Dekompensation des Herzrhythmus." Die physische Krankheit vieler Hauptfiguren in Christa Wolfs Prosa ist oft auf ihre psychischen Spannungen zurückzuführen. Es erscheint mir aber zweifelhaft, ob diese Verbindung bei dem Kind Nelly in *Kindheitsmuster* derart stark gegeben ist, zumal die gebrechliche Lebensmittel- und Medikamentenversorgung von Wolf ausführlich geschildert wird.
[508] Reich-Ranicki meint, dass *Kindheitsmuster* in der DDR als Ereignis gefeiert wurde und weist dabei auf die Rezension von Plavius hin. Vgl. Reich-Ranicki 1979, S. 213ff.
[509] Auer, Annemarie: Gegenerinnerung. In: *Sinn und Form. Beiträge zur Literatur* (Hrsg. von der Akademie der Künste der Deutschen Demokratischen Republik), 4. Heft, 1977, S. 847-879.
[510] Ebd., S. 851.

Christa T. habe Wolfs "Fixpunkt" durchgeschienen: "das Ich, das Persönliche."[511] Was man unter einer "lebendigen Individualität" zu verstehen habe, entarte bei Wolf zu einem "Zwang des Solipsismus". Auer warnt vor einem "endbürgerlichen Individualismus" und lehnt Wolfs poetisches Programm der "subjektiven Authentizität" vehement ab.

Man könne "auch mit den freundwilligsten interpretatorischen Volten (…) nicht wegnehmen", dass in *Kindheitsmuster*, "wie auch sonst in den Erzählungen von Christa Wolf", "eine Art Ich-Faszination ihr Wesen treibt", so Auer. Aber ein "Dichter", warnt Auer, "darf sich selbst nicht zu lieb haben". Wolfs "Empfindung" von dem Verhalten "zwischen Ich und persönlicher Entfaltung" gehe "das soziale Moment" ab. [512]

Für Auer ist Wolfs subjektive Erzählperspektive unvereinbar mit der Position, die Literatur in einer sozialistischen Gesellschaft einzunehmen hat. Die Ablehnung von *Kindheitmuster* als Autobiographie hängt hier denn auch eng mit der politischen Grundhaltung des Rezipienten zusammen. Der Schriftsteller sollte sich, so Auer, als Teil eines durch revolutionären Gemeinsinn definierten Kollektivs sehen, an dessen Kampf für eine »bessere« Welt er solidarisch mitzuarbeiten habe.[513] Auer erwartet von einem Autor, "daß das Seine stellvertretend zumindest für viele sei".[514] Dies sei bei Wolf nicht der Fall, so dass die Kritikerin *Kindheitmuster* wegen der zu engen Fixierung auf das Ich ablehnt. Denn Wolf scheine "eine Art sittlicher Genugtuung" an der Selbstdarstellung zu finden.[515] Mit "einer neuen machtgeschützten Innerlichkeit, der es egal wäre, von welcher Macht sie sich gerade schützen läßt", wäre "der sozialistischen Bewußtseinssendung" aber nicht gedient.[516] Explizit bezeichnet Auer ihre Kriterien im folgenden Satz:

> Das Buch fällt aus der historischen Dialektik, indem es dem jetzt Vorgefundenen, nur weil es nicht von idealer Beschaffenheit ist, die Offenheit ins Künftige abspricht.[517]

---

[511] Ebd., S. 852.
[512] Ebd., S. 855.
[513] Vgl. ebd., S. 851: „Wo nichts zu gewinnen ist als das alles Gemeinsame hat Uneigennützigkeit erst recht ihren Platz. Daher ist Solidarität die oberste Tugend aller Revolutionäre. Gemeinsinn wird den selbstverständlichen Grundzug kommunistischer Gesellschaft ausmachen, wie er seit Beginn der Arbeiterbewegung als das Ethos der Kommunisten in ihrem wirklichen Zusammenleben überliefert ist."
[514] Ebd., S. 856.
[515] Ebd., S. 852ff.
[516] Ebd., S. 860.
[517] Ebd., S. 870.

Darüber hinaus wirft Auer Wolf Spuren eines "Elitebewußtseins" vor. So regt sie sich darüber auf, dass in Wolfs Familie das Dienstmädchen in der Küche aß, "auch Sonntags, und zwar derart selbstverständlich, daß die Mitteilung noch vierzig Jahre danach der Autorin *kommentarlos* aus der Feder fließt. Das sind so Reste."[518] Der richtige Klassenstandpunkt bildet somit der Dreh- und Angelpunkt der Auerschen Kritik. Auer misst Wolf an der "Realisierung" des "Klassenstandpunkts."[519]

Auers Angriffe auf *Kindheitsmuster* und die Autorin Wolf zeigen, in welchem Spannungsverhältnis Wolfs Autobiographie sich zu etablierten Literaturauffassungen in der DDR befand. Gerade das Subjektive, Selbstreflexive ist kennzeichnend für dieses Buch. Auf diese Weise bestätigt *Kindheitsmuster* Wolfgang Emmerichs Beschreibung der wachsenden Kluft zwischen Utopie und Geschichte in der DDR-Literatur der siebziger Jahre, die "nicht unbedingt in ihrer expliziten politischen Aussage, sondern in ihrer Redeweise – zu subversiven Elementen eines Gegendiskurses" wird.[520]

Auers Angriff in *Sinn und Form* blieb nicht unwidersprochen. Sie führte zu entschiedenen bis polemischen Gegenreaktionen von DDR-Prominenten.[521] Sie kritisierten den dogmatischen Charakter der Auerschen Polemik. Die meisten Reaktionen standen Auer das Recht auf eine eigene, abweichende Meinung zu, verwarfen ihren Standpunkt aber als engstirnig.

So stand Wolfgang Hegewald im gleichen *Sinn und Form*-Heft der Subjektivität Wolfs positiv gegenüber. *Kindheitmuster* sei nicht nur ein "wichtiges", sondern ein "entscheidendes" Buch. Maßstäbe für die Qualität eines literarischen Werkes müssten "innerhalb der Literatur selbst" gesucht werden.[522] Den Standpunkt Auers kritisiert Hegewald als dogmatisch und veraltet.[523]

---

[518] Ebd., S. 874.

[519] Wolf erreiche nach Auers Auffassung das „Niveau des Marxismus allenfalls intellektuell, nicht aber emotional". Die „oberste Moral der Klasse, Brüderlichkeit und Solidarität", sieht Auer bei Wolf „nirgendwo handlungsführend, ausgenommen in dem »Geteilten Himmel«." (Auer, S. 871).

[520] Emmerich, Wolfgang: *Kleine Literaturgeschichte der DDR*. Berlin (Aufbau) 2000, S. 239.

[521] Vgl. die Briefe zu Annemarie Auer von Wolfgang Hegewald, Stephan Hermlin, Kurt und Jeanne Stern, Helmut Richter, Dieter Schiller, Leonore Krenzlin, mit einer Vorbemerkung v. Wilhelm Girnus. In: *Sinn und Form. Beiträge zur Literatur*, H. 6, 1977, S. 1311-1322.

[522] Ebd., S. 1314.

[523] Ebd., S. 1315: „Woher stammt diese Ideosynkrasie, von deren Existenz bei vielen Altersgenossen ich ebenfalls weiß? Folgen eines Literaturunterrichts, der täglich „Abstempeln", ein ödes Katalogisieren praktizierte, mitunter im Namen der Dialektik, der jedes literarische Produkt mit einem engen Realismusbegriff (nach Engels: Typische Charaktere unter typischen Umständen bei Treue des Details) zu »erschlagen« trachtete?".

Auch der Schriftsteller Stephan Hermlin distanzierte sich von der Kritik Auers. Er betonte, seit langer Zeit nichts "ähnlich Unangenehmes gelesen zu haben" wie Auers Angriff auf Christa Wolf.[524]

Es gab jedoch auch zustimmende Reaktionen. So schrieb Helmut Richter an Auer, er könne sich nicht erinnern, "während der letzten Jahre ein klügere, prinzipiellere und menschlichere Betrachtung über ein Buch und über ein Buch hinaus" gelesen zu haben.[525] Hier sei "eine Literaturbetrachtung am Werk (…), die nicht am Boden klebt, sondern Horizonte sichtbar macht." Das "große Talent Christa Wolf" möge durch Auers Rezension erkennen, "in welcher Gefahr es sich befindet und welche Hoffnungen noch auf es gesetzt werden."

Auch die Literaturwissenschaftlerin Leonore Krenzlin meinte, das *Kindheitsmuster* das "theoretische Gebäude der Autorin ad absurdum" führe:

> Das Ausforschen des Innern nach Kriterien, die nichts als innerlich sind, die damit verbundene Entleerung des Persönlichkeitsbegriffs und der literarischen Figuren und die seltsame Verkehrung, daß das, was der Intention nach mit dem Recht subjektiven Erlebens ausgesprochen wird, unterderhand den Anspruch absoluter Repräsentanz erhält – das sind Züge, die man wohl reflektieren sollte.[526]

Die Debatte in *Sinn und Form* zeigt, dass Wolfs Autobiographie auch in der DDR keineswegs unumstritten war. Auer stand mit ihrer Kritik an *Kindheitsmuster* keineswegs allein.[527] Der Vorwurf des Subjektivismus wurde, anders als Plavius meinte, nicht nur in der Bundesrepublik erhoben. Von einer Heiligsprechung des Buches in der DDR kann denn auch, anders als Reich-Ranicki nahelegt, keine Rede sein.

---

[524] Ebd., S. 1318.
[525] Ebd., S. 1320.
[526] Ebd., S. 1322. Vergleichbar ist die Reaktion Dieter Schillers, der meinte, Auers "Essay" sei "vielleicht etwas ungerecht im einzelnen, aber tief notwendig im ganzen." Es sei die Frage, wieweit das, was Christa Wolf "gut und präzise an und in sich selbst erfragt, die Repräsentanz hat, die es suggeriert." Ebd., S. 1321.
[527] Dies zeigen nicht nur die Reaktionen von Helmut Richter, Leonore Krenzlin und Dieter Schiller in der durch Auers Rezension eröffneten Kontroverse. Bereits vor Auer hatte Hans Richter in *Sinn und Form* Wolfs "Mangel an (…) politischer Eindeutigkeit" beklagt und der Schriftstellerin vorgeworfen, "an zwingenden Realitäten" vorbeizugehen. Richter, Hans, S. 674 u. 678.

3.5.2 Drei Erzählebenen: gelungene „Autoreflexion"?

Während Plavius in seiner Rezension das "Gespräch der Erzählerin mit sich selbst", die eigene Anrede in der 3. Person als überzeugende "Elemente der Verfremdung" auffaßte, weil sie seiner Meinung nach als "Mittel, Ich-Erfahrung zu objektivieren"[528] dienten, standen viele Kritiker der komplexen Erzählstruktur von *Kindheitsmuster* skeptisch oder ablehnend gegenüber.
So kritisierte Günter Cwojdrak die erzählerische Komplexität in *Kindheitsmuster*:

> Vielleicht gibt es Leute, die eine solche Vermengung unterschiedlicher Darstellungsweisen für eine besonders kunstvolle Komposition halten, ich gehöre nicht dazu. Mir scheint, daß sie dem Leser manchmal mehr Mühe aufbürdet, als die Sache selbst erfordert hatte. (…) Wie ich es sehe, entspringt diese Darstellungsart nicht einer besonderen Tugend der Autorin, sondern eher einer Not: sie wollte die Subjektivität der Konfession, der autobiographischen Erinnerung so wenig wie möglich abschwächen und sich zugleich dazu auf historische Distanz bringen.[529]

Die "intellektuelle und emotionelle Spannung bei Teilen der Lektüre" erklärt er dadurch, "daß Christa Wolf diese Kindheitsforschung gründlich betrieben hat, daß sie versuchte, jener Zeit und sich selbst auf den Grund zu kommen." Doch die komplexe Struktur stehe dies manchmal zu sehr im Wege.
Auch Hermann Kant betont in seiner Rezension, dass ihm bei der Lektüre der ersten hundert Seiten "etwas bänglich" wurde, "allzu häufiger essayistischer Überfälle auf ein Erzählwerk wegen."[530] Die Abgrenzungen gegenüber traditionellen Formen der Autobiographie betrachtet Kant als "doktrinär": "Ich nenne es zum Beispiel doktrinär, wenn bereits auf der ersten Textseite das Erzählen in der gleichen Person als »Gebetsmühlengeklapper« bezeichnet wird."[531] Kant betont jedoch auch, dass die Lektüre sich lohne: man fühle sich "lebensklüger" und "unterrichteter" nach diesem Buch. Das Ergebnis der Lektüre rechtfertige die Schwierigkeiten, mit denen es Leser zu tun bekommen, so Kant.

---

[528] Plavius, S. 145.
[529] Cwojdrak, Günter: Kindheitsmuster. Ein Probestück. In: Günther, Eberhard; Liersch, Werner; Walther, Klaus: *Kritik 77. Rezensionen zur DDR-Literatur*. Halle Leipzig (Mitteldeutscher Verlag) 1978, S. 170-173, hier S. 171ff. (urspr. in: *Die Weltbühne*, 3.5.1977).
[530] Kant, Hermann: Kindheitsmuster. In: Günther, Eberhard; Liersch, Werner; Walther, Klaus (Hrsg.): *Kritik 77. Rezensionen zur DDR-Literatur*. Halle Leipzig (Mitteldeutscher Verlag) 1978, S. 174-182, S. 175 (urspr. in: *Sonntag*, 7/1977).
[531] Ebd.

Reich-Ranicki verwarf die dritte Erzählebene als nicht-mitteilenswerte Information.[532] Heinz Plavius verneinte dagegen "die Frage manches Kritikers", ob die dritte Ebene "nicht des Guten zuviel" sei und die Lektüre allzu sehr erschwere. Es handle sich bei den Reflexionen nicht nur um "Hilfskonstruktionen", um das "Material" zu "organisieren", sondern auch um ein Mittel, diese zur "Objektivierung" zu verhelfen.[533] Die poetologische Thematik rechtfertige die dritte Zeitebene. Sie mache das Schreiben selbst zum Gegenstand. Diese "Autoreflexion" trete in vielen Werken neuerer Literatur auf, so Plavius.[534] Außerdem ermögliche die dritte Ebene eine Konfrontation mit der "neuen Generation" dadurch, dass Wolf nicht nur ihre Erinnerungen an die Vergangenheit beschreibt, sondern auch die Gespräche mit ihrer Tochter *über* diese Vergangenheit. Die Reise nach Polen werde auf diese Weise "nicht sosehr eine Erinnerungs-, sondern vielmehr eine Konfrontations- oder Verfremdungsfahrt." Dabei gelinge es Wolf meisterhaft, zwischen den Generationen zu vermitteln. Die Tochter Lenka stehe für "die andere, neue Generation, der die unmittelbare Erfahrung dieser Vergangenheit abgeht, die sich mit ihr durch die Vermittlung der älteren Generation auseinandersetzen muß."[535] Auch Margarete Mitscherlich nahm die komplexe Vielschichtigkeit dieser Autobiographie positiv wahr. Christa Wolf sei „voller Selbstkritik bei der Beschreibung ihrer Nelli" (sic), zudem „differenziert in der Darstellung ihrer jetzigen und früheren Gefühle den Eltern und Verwandten gegenüber". Durch die verschiedenen Zeitebenen unterscheide sich Wolfs Autobiographie wesentlich von den Autobiographien von Margaret Mead und Helene Deutsch, die Mitscherlich für eine vergleichende Lektüre heranzieht. Bei Wolf tauchten "immer neue Fragen" auf, "die die schon gegebenen Antworten wieder in Frage stellen".[536]

[532] Vgl. Reich-Ranicki 1979, S. 216: „Auf einer dritten Erzählebene informiert sie (Christa Wolf – J.S.) uns auch noch über die Entstehung des Buches »Kindheitsmuster« und findet etwa folgenden Sachverhalt mitteilenswert: »Einige Seiten entstanden in jener unkonzentrierten Manier, die natürlich nicht befriedigt, aber Verwerfung und Rückzug noch offenläßt.«"
[533] Ebd., S. 144.
[534] Plavius stellt Wolfs Autobiographie in den Kontext von James Baldwins autobiographischem Essay *No Name in the Street* (1972) und Peter Weiss' Roman *Ästhetik des Widerstands* (1975-1981). Auch bei *Kindheitsmuster* handle es sich um ein Werk, "das mit erzählerischen Mitteln Vergangenheit erforscht und auf mehreren Ebenen Erfahrungen durchdenkt, die für praktizierende Menschheit unerläßlich sind." Plavius, S. 140.
[535] Ebd., S. 142.
[536] Mitscherlich 1980, S. 314.

3.5.3 Die Darstellung des Nationalsozialismus

Marcel Reich-Ranicki fing seine Rezension in der *FAZ* mit der Frage nach der Darstellung des Nationalsozialismus in der deutschen Literatur an.[537] Man könne der deutschen Literatur, so Reich-Ranicki, nicht vorwerfen, dass sie diesem schwierigen Thema ausgewichen sei. Dies gelte indes nicht für die DDR: "drüben" sei die nationalsozialistische Vergangenheit immer wieder, "und vor allem von der Literatur, verdrängt und verfälscht oder zumindest kräftig retuschiert" worden. Man habe sich in der DDR bemüht, die NS-Vergangenheit an »die anderen« zu delegieren, und sich selbst allein auf die Tradition der "Antifaschisten" und Widerstandskämpfer zu berufen. Nach Reich-Ranickis Auffassung gibt es aber noch einen anderen Grund für diese "systematische Aussparung":

> So sehr sich Ursprung und Hintergrund, die ideologischen Grundlagen und die programmatischen Ziele der nationalsozialistischen Diktatur und der DDR voneinander unterscheiden, so groß sind doch die Ähnlichkeiten dieser beiden totalitären Staaten auf deutschem Boden. Daher enthält jede literarische Darstellung des Alltags im »Dritten Reich«, ob der Autor das insgeheim angestrebt hat oder vielleicht eher zu vermeiden bemüht war, eine Auseinandersetzung mit dem Leben auch im SED-Staat.[538]

Der deutsche »Literaturpapst« betont, dass aufgrund der Handlung, deren weitaus größter Teil zwischen 1933 und 1945 spielt, Leser und Kritiker in der DDR *Kindheitmuster* eine hohe Bedeutung beimessen "und sogar als Ereignis feiern". Doch die Art und Weise, wie Wolf das Tabu gebrochen hat, gefällt dem Kritikerfürsten ganz und gar nicht. Zwar sei es der Autorin "immerhin anzurechnen", dass sie mit dem Klischee der DDR-Literatur Schluss gemacht habe, wonach durchschauende und vergeblich warnende Widerstandskämpfer im Mittelpunkt der Handlung zu stehen haben, doch ihre Darstellung der NS-Zeit sei "unbeholfen" und "dilettantisch". "Sie (Christa Wolf - J.S.) wollte (…) zeigen, wie es wirklich war. Eine ehrenswerte Absicht: Kein Zweifel, dieses Buch ist sehr gut gemeint."[539] *Kindheitsmuster* sei aber "so schlecht geschrieben, daß man es kaum fassen kann." Es liege ein "entwaffnend dilettantisches Buch" vor:

[537] Reich-Ranicki 1979, S. 212.
[538] Ebd., S. 212ff.
[539] Ebd., S. 214ff.

So pflegen pensionierte Studienräte, ältere Pfarrer und brave Hausfrauen uns mit der Geschichte ihrer Familie zu belästigen. So erzählen diejenigen, die wenig zu sagen haben und daher alles sagen müssen, die unfähig sind, Charakteristisches von Belanglosem zu unterscheiden und daher auf jeden Fall alles beschreiben (…).

Es sei Wolf nicht gelungen, zwischen wichtigen und nebensächlichen Informationen zu unterscheiden, so Reich-Ranicki, der bereits *Der Geteilte Himmel* als "naiv und betulich und recht sentimental"[540] kritisiert hatte. Wahrscheinlich sei das Buch nur für die Familie der Autorin interessant, oder für Leser, die sich besonders für die Geschichte der Stadt Landsberg an der Warthe interessierten. Nach einem längeren Zitat aus *Kindheitmuster*[541] kritisiert Reich-Ranicki die "geradezu rührende Weise", in der Wolf "sich bemüht", die Verbindung zwischen dem "zeitgeschichtlichen Nachhilfeunterricht" und "dem Leben ihrer kleinen Heldin" herzustellen.[542] Dabei wird die moralische Kritik am Benehmen der "schweigenden Mehrheit" in der NS-Zeit von Reich-Ranicki auf den DDR-Kontext der Autorin bezogen. Der Kritiker fragt sich, ob die in der Kindheit erworbenen Muster, die auf Autoritätsgläubigkeit, Verdacht, Intrigen und Verdrängungsmechanismen beruhen, nicht auch in der Gegenwart des SED-Staats präsent seien. Reich-Ranicki erwartet von Wolf, dass sie ihre Darstellung der NS-Vergangenheit, und vor allem ihre moralische Kritik an der damals "schweigenden Mehrheit" auf das Verhalten der Bürger im SED-Staat ausdehnt. Weil Wolfs Buch diese Erwartung enttäuscht, bestätigt es Reich-Ranickis negatives Bild der DDR-Literatur.[543] Es bleibe in *Kindheitsmuster* bei "Rohstoff".[544] Auf die Frage, weshalb das Buch in der DDR mit Interesse gelesen und als "Psychogram einer Epoche" hoch gelobt wurde, antwortet Reich-Ranicki mit August Wilhelm Schlegel: "In einem Lande, wo der Kaffee noch nicht bekannt geworden wäre, würde vielleicht ein Kaufmann Glück machen, der mit Zichorien handelte und sie für den echten Mokka ausgäbe."[545]

---

[540] Ebd., S. 203ff.: „Ein biederes und aufrichtiges Buch, naiv und betulich und recht sentimental, bemerkenswert auf dem Hintergrund der DDR-Literatur und bestimmt keine bedeutende künstlerische Leistung – so etwa präsentierte sich »Der geteilte Himmel«."
[541] Es handelt sich um Wolfs Beschreibung der Kristallnacht. Vgl. 3.5.4.
[542] Reich-Ranicki 1979, S. 216.
[543] So betrachtet Reich-Ranicki die DDR-Literatur als rückständig in Bezug auf Stil, Form, Inhalt und Erzähltechnik. Vgl. auch Ders.: *Ohne Rabatt. Über Literatur aus der DDR*. Stuttgart (DVA) 1991.
[544] "Christa Wolf hat Hunderte von Seiten mit Notizen und Zitaten, Stichworten und Entwürfen, mit Skizzen, Reminiszenzen und Tagebuch-Eintragungen gefüllt. Sie hat ihren Zettelkasten geleert und das Material chronologisch geordnet."
[545] Schlegel, August Wilhelm: *Kritische Schriften und Briefe*. Hrsg. von Edgar Lohner. Band 1: Sprache und Poetik. Stuttgart (Kohlhammer) 1962, S. 14.

Eine ähnliche Position nahm Wolfs ehemaliger Leipziger Literaturprofessor Hans Mayer ein, der Wolf „Mut zur Unaufrichtigkeit“ vorwarf. Mayer bemängelte Wolfs Scheu, sich mit stalinistischen Strukturen und Charakterprägungen ähnlich auseinanderzusetzen, wie sie ihre Kindheit im Nationalsozialismus beschrieben habe. Mayer sah in diesem „Erinnern mit beschränkter Haftung“ ein „Gespinst aus Vorsicht, Redlichkeit und freiwilliger Selbstkontrolle“ am Wirken, in dem eine unfreiwillige Übereinstimmung zwischen dem Kind und der erwachsenen Autorin liege.[546]
Wie Mayer wünschte auch Wolfgang Werth, der 1956 aus der DDR floh, eine genauere Antwort auf die Frage, ob „die neuen Verhaltensweisen“ in der DDR nicht auf „alten Verhaltensweisen“ basierten.[547]
Einer anderen Argumentation folgend, kommt auch Annemarie Auer zu dem Ergebnis, dass die Darstellung des Nationalsozialismus in *Kindheitsmuster* missraten sei. Wolf greife “nicht durch bis auf jenen Grund, wo das gesellschaftlich Relevante verankert ist und sich enthüllt”.[548]
In diesem Vorwurf des nicht bis zum Relevanten Durchgreifen trifft Auers Kritik sich mit der westdeutschen. Die Kritiker lehnen Wolfs Buch vor allem aus ideologischen Gründen ab. Auer geht jedoch, anders als z.B. Reich-Ranicki, von dem Standpunkt aus, dass die DDR besser mit der NS-Vergangenheit umgehe als die Bundesrepublik: “Was man etwas weiter westlich noch immer »die Bewältigung der faschistischen Vergangenheit« nennt, wurde in unserem Land faktisch längst vollzogen.”[549] Reich-Ranicki äußerte sich vorsichtig positiv über Wolfs Abschied von den »Heldenerzählungen«, die die Darstellung des Nationalsozialismus in der frühen DDR-Literatur dominierten. Auer hingegen lehnt Wolfs junge Hauptfigur als Repräsentantin der Zeit des “Hitlerfaschismus” ab:

> Mir scheint (…) nicht, daß hier der Traditionsweg verläuft, der von der Solidarität des kämpfenden Proletariats und seines opferreichen Widerstands zu der Moralität hinüberführt, die die Gesittung einer sozialistischen Gesellschaft trägt. Die bestimmenden Elemente unserer ethisch-kulturellen

[546] Mayer, Hans: Der Mut zur Unaufrichtigkeit. Über Christa Wolfs ’Kindheitsmuster’. In: *Der Spiegel*, 11.4.1977.
[547] Wert, Wolfgang: “Wie sind wir so geworden…?“ Zu Christa Wolfs neuem Buch ’Kindheitsmuster’. In: *Süddeutsche Zeitung*, 5./6.3.1977.
[548] Ebd., S. 871.
[549] Ebd., S. 875.

Überlieferung haben wir in den Erinnerung der Widerstandskämpfer zu suchen. Dort sind sie niedergelegt.[550]

Die DDR-Literatur hat nach Auers Ansicht das Gedächtnis an die Widerstandskämpfer zu pflegen. Dass *Kindheitsmuster* diesem Kriterium nicht genügt, trägt zu Auers Ablehnung von Wolfs Darstellung des Nationalsozialismus bei. In der DDR gab es aber auch Stimmen, die sich positiv über Wolfs Darstellung des Dritten Reiches äußerten. So bedeutete *Kindheitsmuster* für Stephan Hermlin das Ende des langen Schweigens über den "verdrängten", alltäglichen "Faschismus" jenseits offizieller Proklamationen.[551]

Mit ihrer Autobiographie leiste Wolf einen wichtigen Beitrag zur Erinnerung, meinte Wilhelm Girnus in *Sinn und Form*.[552] Die "literarische Durchleuchtung des Großen Verbrechens" sei "bis heute nicht zu den letztmöglichen Tiefen seiner künstlerischen Erkundung vorgestoßen", betont Girnus. Auch hier zeigt sich der ideologische Standpunkt des Lesers ausschlaggebend für die Bewertung.[553] Girnus' positive Bewertung von *Kindheitsmuster* hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass der Kritiker Wolfs Buch als Bestätigung seiner eigenen ideologischen Auffassungen lesen und für sie instrumentalisieren kann.

Auch Plavius fand Wolfs Erforschung des "Faschismus von damals (…) von höchst heuristischem Wert für heute". In *Kindheitsmuster* leite sich die Befragung der Vergangenheit nicht aus Nostalgiebedürfnissen her; sie habe ihren Grund vielmehr in Problemen, die die Gegenwart aufwerfe. Das Buch bilde eine literarische "Ergänzung zu wissenschaftlich-historischen Darstellungen dieser Epoche und ihrer Voraussetzungen"; es erfasse "Schichten oder Tatbestände, die nur mithilfe von Kunst erreicht werden können", die sich einer "wissenschaftlichen Analyse und Verallgemeinerung weitgehend entziehen."[554]

---

[550] Ebd., S. 878. Zum antifaschistischen Widerstandsmythos der DDR, der in erster Linie ein ideologisches Programm zur Legitimation der SED-Diktatur war, vgl. 3.5.5.

[551] Hermlin, Stephan. In*: Sinn und Form*, H. 6, 1977, S. 1318.

[552] Girnus, Wilhelm: Briefe an Annemarie Auer (Vorbemerkung). In: *Sinn und Form*. H. 6, 1977, S. 1311-1313, hier S. 1313.

[553] Später sollte Girnus, der von 1951 bis 1964 Mitglied der für ihre Zensurtätigkeit berüchtigten "Staatlichen Kulturkommission" war, Wolf stark angreifen. Grund für den "wutschäumenden Verriss" Magenau, S. 337), den Girnus zu *Kassandra* verfasste, war das Geschichtsbild der Autorin. Wolf, kritisierte Girnus, stelle die Geschichte nicht als eine Geschichte von Klassenkämpfen, sondern als Geschlechterkampf dar. Vgl. Girnus, Wilhelm: Wer baute das siebentorige Thebe? Kritische Bemerkungen zu Christa Wolfs Beitrag in Sinn und Form 1/1983. In: *Sinn und Form*, 1983, H. 4, S. 439-447.

[554] Plavius, S. 1312.

Nach Mitscherlichs Ansicht leiste Christa einen großen Beitrag zur "Erinnerungs- und Trauerarbeit."[555] Wolfgang Emmerich meinte in seiner Laudatio auf Christa Wolf anlässlich der Verleihung des Bremer Literaturpreises:

> Indem die Autorin ihre eigene Trauerarbeit vollzieht und niederschreibt, um dadurch den eigenen Zustand der Lähmung, der Starre zu überwinden – Trauer um die Opfer des deutschen, aber auch des chilenischen, des griechischen Faschismus oder des Vietnamkrieges, Trauer um eine verbaute Kindheit, um Familienangehörige, um Freunde und Schriftstellerkollegen wie Brigitte Reiman oder Ingeborg Bachmann (…) lehrt sie ihre Leser, wie nötig es ist, Trauerfähigkeit zu erwerben. Dabei leistet die poetische Darstellung in ihrer Verbindung von höchst subjektiver und geschichtlicher Anamnese etwas, das den Büchern der Wissenschaft abgeht: Individualisierung und Versinnlichung.[556]

In diesem Punkt stimmt Emmerichs Laudatio in der Argumentation mit Plavius' Rezension in *Neue Deutsche Literatur* überein. Das Buch wird von beiden Rezipienten als wichtiger, sogar notwendiger Beitrag zur "Trauerfähigkeit" betrachtet, der wissenschaftliche Ausführungen über die Vergangenheit korrigierend und mit künstlerischen Mitteln ergänzt. In ihrem Appell an die Betroffenheit wie in ihrer Argumentation sind die Positionen, wenn es um die Wahrnehmung der moralischen Botschaft Wolfs geht, ähnlich. Emmerich nimmt, wie Plavius, Wolfs didaktischen Impetus positiv wahr. Die beiden Rezeptionsdokumente bestätigen noch einmal, dass sich die Rezeption in der DDR in wichtigen Punkten kaum von der bundesrepublikanischen unterscheidet. Sowohl in der DDR wie auch in der Bundesrepublik wurde das Buch von einigen Kritikern als wichtige Erinnerungsliteratur gewertet, die gerade durch ihre Subjektivität überzeuge (Plavius, Girnus, Emmerich, Mitscherlich). Auf der anderen Seite wurde genau diese Subjektivität sowohl von Lesern im Westen als im Osten (Reich-Ranicki, Auer) wegen einem fehlerhaften oder mangelhaften Bezug zur Wirklichkeit abgelehnt. Dass sowohl in der DDR wie in der Bundesrepublik ideologische Interessen die Rezeption lenkten, macht auch die Bewertung der Zeitkritik in *Kindheitsmuster* deutlich.

---

[555] Mitscherlich 1980, S. 294. Zusammen mit ihrem Mann Alexander Mitscherlich veröffentlichte die Verfasserin 1967 die Studie *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*, in der sie die Schwierigkeit der „Vergangenheitsbewältigung" der Deutschen einer psychoanalytischen Interpretation unterzog und sich für eine kollektive Verarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit aussprach.

[556] Emmerich, Wolfgang: Der Kampf um die Erinnerung (»Kindheitsmuster«). In: Sauer, Klaus: *Christa Wolf. Materialienbuch*. Darmstadt Neuwied (Luchterhand) ^{3}1987, S. 115-122, hier S. 120ff. Emmerich trennt durch seine Beschreibung des „deutschen", „chilenischen" und „griechischen Faschismus", ähnlich wie Wolf, nicht zwischen Nationalsozialismus und Faschismus.

3.5.4 Die Zeitkritik

Durch den Einbezug der Schreibzeit in ihrer „Gedächtnisarbeit" thematisiert Wolf in ihrer Autobiographie historische und politische Parallelen zur Gegenwart. Diese Bemerkungen waren in den Augen mancher Leser außerordentlich provokativ. An erster Stelle ist hier Marcel Reich-Ranicki zu nennen, der bereits Wolfs Darstellung des Nationalsozialismus als naiv und betulich verworfen hatte (siehe 3.4.3). Die Ergänzungen der Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus mit Bemerkungen, die die Gegenwart betreffen,[557] kritisiert Reich-Ranicki mit implizitem Hinweis auf Menschenrechtsverletzungen in der DDR:

> Woran mag wohl die DDR-Autorin denken, wenn sie vom Terrorstaat von gestern spricht? Sie denkt immer nur an die USA, an Vietnam, an Chile. Keine anderen Assoziationen?[558]

Der Hinweis auf "die Schwarzen in ihren Gettos" in den USA nach Erwähnung des Warschauer Gettos[559] betrachtet Reich-Ranicki als Verharmlosung der Verbrechen des Nationalsozialismus.[560]

Ähnlich wie Hans Mayer bemängelt er, dass die "Erinnerungsarbeit" Wolfs, das kritische Überdenken von bestimmten Denk- und Verhaltensmuster der Generation, der sie angehört, sich auf die Zeit des Nationalsozialismus, nicht aber auch auf die Aufbaujahre der DDR und das Leben im SED-Staat bezieht. Indem Reich-Ranicki Wolf an ihren eigenen autoritäts- und machtkritischen Ansprüchen misst, versucht er sie gleichsam mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Am Beispiel von Christa Wolf

---

[557] Vgl. Wolf, *Kindheitsmuster*, S. 57: „Du fütterst dich mit Nachrichten, die vergessen sein werden, wenn diese Seite gedruckt ist. In der durch Erdbeben vernichteten Hauptstadt Nicaraguas starben mindestens fünftausend Menschen, die anderen sind von Seuchen bedroht. Auf Hanoi und Haiphong ist in diesem Krieg bis jetzt eine Bombenmenge niedergegangen, die der doppelten Sprengkraft der Hiroshima-Bombe entspricht."

[558] Reich-Ranicki 1979, S. 216.

[559] Vgl. Wolf, *Kindheitsmuster*, S. 374: „Daß jemals die Rede gewesen ist vom Aufstand der jüdischen Bevölkerung im Warschauer Ghetto, der in jenen Tagen, da Nelly vor ihrem christlichen Altar niederkniete, auf seinem Höhepunkt gewesen sein muß. (Und wenn nun die Schwarzen in ihren Ghettos sich eines Tages doch erheben? fragst du einen weißen Amerikaner. Bedauernd sagt er: Sie haben keine Chance. Weil sie doch schwarz sind. Man erkennt sie ja. Jeder einzige von ihnen würde abgeknallt.)" Die Erzählerin betont lediglich die Ähnlichkeiten zwischen der Diskriminierung von Juden im Dritten Reich und der von Schwarzen in Amerika; Unterschiede zwischen der Verfolgung und Ermordung der Juden in der NS-Zeit und der oft benachteiligten Situation von Schwarzen in Amerika werden nicht erwähnt.

[560] Reich-Ranicki 1979, S. 216: „Einmal wird das Warschauer Getto erwähnt, worauf ein Hinweis auf »die Schwarzen in ihren Gettos« in der (sic) USA folgt. Mit solchen Sätzen hat Christa Wolf die Verbrechen des Nationalsozialismus verniedlicht."

versucht Reich-Ranicki das Versagen der DDR-Autoren gegenüber dem autoritären Staat nachzuweisen.
Die gegenüber Wolfs Darstellung des Nationalsozialismus geäußerten Vorwürfe steigern sich in der Bewertung der historischen und politischen Parallelen bis zum Vorwurf der Dogmatik, des Wegschauens und der Verdrängung – nicht der NS-Vergangenheit, sondern der SED-Gegenwart.
Heinz Plavius hingegen bejaht die Parallele, die Wolf in *Kindheitsmuster* zwischen den USA und Nazi-Deutschland zog. Dabei zeuge die Reaktion der Tochter von einem wachsenden Bewusstsein im Kampf gegen den »Faschismus«.

Wenn Lenka nicht schlafen kann, weil Amerikaner in Vietnam morden, dann ist eine eminent wichtige Position bereits gewonnen, denn zu Nellys Zeit konnte man dieserhalb noch schlafen.[561]

In dieser "Episode" scheine "der Hauptinhalt des Buches auf." Sie zeige, wie wenig die von Wolf aufgeworfenen Fragen "von den wirklichen Weltfragen" getrennt seien. Der Kreis der in das Nachdenken einbezogenen Fragen könne "nicht weit genug gezogen werden", so Plavius. Deshalb sei es berechtigt, Griechenland, Portugal, Vietnam und Chile in die Darstellung einzubeziehen. Wolfs Kommentar über die damals aktuellen Vorgänge in diesen Staaten führe zu einer "Vertiefung der realistischen Substanz", und mache deutlich, dass der "Faschismus" keine Sache der toten Vergangenheit sei. Explizit benennt Plavius seine ideologischen Kriterien, indem er auf die wichtige "Rolle" hinweist, die Kunst im "Aufbau des Sozialismus" zu erfüllen hat: literarische Werke, verstanden als "Denkangebote und Varianten", seien "*Vor*würfe, um von ihnen auf dem Wege öffentlich-gesellschaftlicher Eröterung (sic) zu *Ent*würfen fortzuschreiten."[562] Indem Wolf eine antifaschistische Grundhaltung und Geschichtsoptimismus verbreiten hilft und den Leser im Sinne einer sozialistischen Weltanschauung moralisch sensibilisiert, stellt ihr Buch sich in Plavius' Augen "als ein Werk dar, das von der Verantwortung des Schreibers gegenüber seiner Welt und der Zukunft durchdrungen ist."[563] Ihr Buch erfüllt Plavius' Erwartungen nicht nur in Bezug auf die Gattung, sondern in Bezug auf Literatur und ihre gesellschaftliche Funktion insgesamt. Mit der Bestimmung Schreiben als "Organ

[561] Plavius, S. 151.
[562] Ebd., S. 149.
[563] Ebd., S. 151.

der Gesellschaft" liefere Wolf ihren Anteil an diesem "Selbstverständigungsprozeß", wie er zur "Herausbildung der zukünftigen Züge dieser Gesellschaft" im Gange sei.[564]

3.6 Subjektive Authentizität und Wirklichkeitserfahrung

Nach der Auswertung der einzelnen Rezeptionsdokumente sollen die Urteile der Kritiker im Hinblick auf die zentralen Aspekte des Textes überprüft werden. Wie gestaltet Wolf in *Kindheitsmuster* die Spurensuche der Erzählerin nach ihrer eigenen Identität? Weshalb kann das Buch als eine Autobiographie betrachtet werden? Wie beschreibt Wolf die (sprachlichen) Schwierigkeiten, die mit der Erinnerung an die eigene Jugend einhergehen? Wie äußert sich in *Kindheitsmuster* das – von einigen Kritikern begrüßte, von anderen scharf kritisierte – sozialistische Engagement der Schriftstellerin? Und findet sich in *Kindheitsmuster*, wie Reich-Ranicki behauptete, tatsächlich kein einziges kritisches Wort gegen die DDR?

Kindheitsmuster erzählt von der Kindheit und Jugend der Hauptfigur Nelly Jordan während des Dritten Reiches und von einer kurzen Reise in die jetzt polnische Geburtsstadt der Erzählerin im Jahre 1971. Der Titel verweist dabei auf die in der Kindheit, in Familie, Schule und dem Bund Deutscher Mädel (BDM) erworbenen und von ihnen geprägten Weisen des Verhaltens, im Sinne des englischen *patterns*: Muster, die sich eingeprägt haben.

Die Handlung auf der ersten Ebene, die Darstellung der Kindheit, umfasst den Zeitraum zwischen 1927 und 1947. Neben dieser gibt es noch zwei Zeitebenen in *Kindheitsmuster*: die des Jahres 1971, in dem die Erzählerin zusammen mit ihrem Mann, ihrer Tochter Lenka und ihrem Bruder Lutz ihre Geburtsstadt besucht, und die Ebene der Niederschrift, die des Schreibens, gefüllt mit Erinnerungen an die Reise nach Landsberg.[565] Auf dieser letzten Ebene werden auch die Reflexionen über Zeit, Gedächtnis und Erinnerung präsentiert, die für unsere Analyse von großer Bedeutung sind.

Die Erzählerin, die Christa Wolf ähnlich erscheint, wechselt wiederholt von einer Ebene zur anderen durch Zeitsprünge, die der Text selbst thematisiert: "du bist gehalten, die Fakten zu verwirren, um den Tatsachen näher zu kommen." Durch die

[564] Ebd. Plavius greift damit eine Formel aus Wolfs *Lesen und Schreiben* auf.
[565] Vgl. Hilzinger 1986, S. 96: „Den Zeitebenen Kindheit (1933-1947), Reise nach Polen (1971) und Zeit der Niederschrift (1972-1975) entsprechen zugleich verschiedene Stufen der Annäherung an die eigene Geschichte und Identität der Autorin, die mit der Erzählerin identisch ist."

dritte Zeitebene enthält das Werk auch einen Teil seiner Entstehungsgeschichte, wie auch die Schwierigkeiten, die für sie mit dem Prozess der Annäherung an ihre eigene Vergangenheit und der schriftlichen Fixierung der Erinnerungen an ihre Jugend verbunden sind. Somit liegt in *Kindheitsmuster* "keine eindeutige Fabel (…), keine runde Geschichte, sondern eine komplizierte Schreibtechnik"[566] vor und bestätigt der Text das für Wolf charakteristische "Wechselspiel zwischen erzählerischer und essayistischer Annäherung an einen Stoff."[567]

Wolf macht in *Kindheitsmuster* die eigene Vergangenheit im nationalsozialistischen Deutschland zum Thema. Das Kind, das sei einst war, trägt in *Kindheitsmuster* den Namen Nelly. Die Erzählerin führt sich und dem Leser das verfemdete eigene Ich in einem Wechselspiel von Annäherung und Distanz vor. Das Vorhaben der Erzählerin, den Bezug zwischen privater Erfahrung und historischer Realität herzustellen, gerät zum Versuch, sich einer eigenen Identität zu vergewissern und gegen jene „Verhärtung, Versteinerung, Gewöhnung" anzuschreiben, die mit der Verdrängung der Vergangenheit einhergeht. Bezugpunkt dieses Schreibens ist in *Kindheitsmuster* die persönliche Betroffenheit, die in diesem Buch jene subjektive Authentizität ermöglicht, die Christa Wolf als Methode wie als Maßstab ihres Werks betrachtet (vgl. 3.3.1). Diese Verbindung von individuellem Erleben und historischer Faktizität erzwingt in *Kindheitsmuster* zugleich den Verzicht auf herkömmliche Erzählformen, wie folgende Textanalyse zeigen wird. Doch zunächst gilt es, den Gattungsstatus dieses Werkes zu klären. Lässt es sich, nachdem deutlich geworden ist, dass *Kindheitsmuster* durch die Verwendung der dritten Person und die Vielschichtigkeit der Erzählebenen stark von den traditionellen Mustern der Gattung abweicht, noch rechtfertigen, dieses Werk als eine Autobiographie zu betrachten?

3.6.1 "Die Schwierigkeit, Ich zu sagen"

Während eine Gattungsbezeichnung in der Ostausgabe von *Kindheitsmuster* fehlte, erschien der fast 600 Seiten lange Prosatext in der Bundesrepublik als Roman,[568] eine Verschiebung, die Reich-Ranicki als überraschende Anpassung einer DDR-Autorin

[566] Emmerich 2000, S. 322.
[567] Hilzinger 1986, S. 96.
[568] Wolf, Christa: *Kindheitsmuster. Roman*. Darmstadt (Luchterhand) 1977. Dem Urteil Hilzingers, beide Ausgaben seien identisch (Wolf 2002, S. 653), kann also nicht zugestimmt werden; auch die Gattungsbestimmung im Untertitel gehört zum Text. Lejeune hat auf nicht zu unterschätzende leserlenkende Wirkung solcher Angaben insbesondere für die Autobiographie hingewiesen (vgl. 1.4.4).

an den Kriterien des westlichen Marktes verstand.[569] In der seit 2000 bei Luchterhand erscheinenden Werkausgabe fehlt die Gattungsbezeichnung wiederum.

Wolf geht in einer spezifischen Weise mit den charakteristischen Merkmalen der Gattung Autobiographie um. Der Erzählerin scheint es unmöglich, von Anfang an das einfache autobiographische "Ich" auszusprechen. *Kindheitsmuster* präsentiert sich sowohl inhaltlich als auch formal als eine distanzierte, schwierige und kritische Annäherung an das eigene Ich.

Die Erinnerung stelle der Schreibenden vor ein "Dilemma", heißt es gleich auf der ersten Seite des Textes: "sprachlos bleiben oder in der dritten Person leben, das scheint zur Wahl zu stehen."[570] Das eine sei "unmöglich", das andere "unheimlich". Wolf entscheidet sich vorerst für die zweite Variante als Mittel der Entfremdung, auch, um sich von dem "fast unzähmbare(n) Hang zum Gebetsmühlengeklapper (…) in der gleichen Person" - eine Beschreibung, die als Kritik am traditionellen autobiographischen Schreibmodus aufgefasst werden kann – abzugrenzen. Die Erzählerin berichtet, sich selbst in der 2. Person ansprechend, über die Schwierigkeiten beim Anfang des Schreibens, die Erinnerungen an das Kind, das sie einst war, und über die Reise nach Polen. Während dieser Reise kommt die Erzählerin der eigenen Kindheit, und damit auch dem eigenen Ich, immer näher. Diese Annäherung an das eigene Ich wird in *Kindheitsmuster* mehrfach inhaltlich thematisiert. Die Unterschiede zwischen der ersten und zweiten Person werden im Laufe der Reise immer fließender: "an das erinnere ich mich, du!".[571] Es gehe darum, "dich zu durchschauen und es zu ertragen".[572] Die Annäherung an das eigene Ich beschreibt die Erzählerin als eine Reise ins "Tertiär" eigener Erfahrung. Auch erscheint sie als ein "Spiel": "Schließlich kann man ein Spiel mit sich um sich beginnen. Ein Spiel in der zweiten und dritten Person, zum Zwecke ihrer Vereinigung."[573] Bei der schriftlichen Fixierung ihrer Vergangenheitsrecherche handle es sich, so die Erzählerin, nicht um eine Geschichte, die "notwendig zu einem

---

[569] Vgl. Reich-Ranicki 1979, S. 217: "(...) in der Bundesrepublik hingegen, wo man dem Wort »Roman« nach wie vor eine verkaufsfördernde Wirkung nachsagt, läßt die Autorin des »Kindheitsmuster«, die sich offenbar den Markgesetzten fügt, ihr Werk nun doch als Roman feilhalten."

[570] Ebd., S. 13. Auch im Titel des ersten Kapitels, „In der dritten Person leben lernen. Ein Kind erscheint" kommt diese Distanzierung zum Ausdruck. Der Leser wird bereits in der Überschrift auf die Reflexion über das Schreiben in der ersten und dritten Person vorbereitet.

[571] Ebd. S. 303. Vgl. ebd.: (...) jetzt findet vor *deinem* (Hervorh. J.S.) inneren Auge der Tod der Familie Binder statt."

[572] Ebd., S. 402.

[573] Ebd., S. 233ff.

bestimmten Ende führen muß." Der "Endpunkt" wäre jedoch erreicht, "wenn zweite und dritte Person wieder in der ersten zusammenträfen, mehr noch: zusammenfielen. Wo nicht mehr »du« und »sie« gesagt werden müßte."[574] Mit anderen Worten: an der Stelle, wo es möglich ist, das autobiographische Ich auszusprechen, ist auch die Selbsterkenntnis, die das Ziel der Reise war, gelungen - und der eigene Werdegang akzeptiert.

Es kommt der Erzählerin allerdings fraglich vor, ob sie diesen Punkt erreichen kann. Am Ende bleibt das Fazit eher skeptisch, auch wenn die Erzählerin sich jetzt im Stande zeigt, das eigene Ich und "das Kind, das in mir verkrochen war", mit der ersten Person anzusprechen:

> Je näher uns jemand steht, um so schwieriger scheint es zu sein, Abschließendes über ihn zu sagen, das ist bekannt. Das Kind, das in mir verkrochen war, ist es hervorgekommen? Oder hat es sich, aufgescheucht, ein tieferes, unzugänglicheres Versteck gesucht? Hat das Gedächtnis seine Schuldigkeit getan? Oder hat es sich dazu hergegeben, durch Irreführung zu beweisen, daß es unmöglich ist, der Todsünde dieser Zeit zu entgehen, die da heißt: sich nicht kennenlernen wollen?
> Und die Vergangenheit, die noch Sprachregelungen verfügen, die erste Person in eine zweite und dritte spalten konnte – ist ihre Vormacht gebrochen? Werden die Stimmen sich beruhigen?
> Ich weiß es nicht.[575]

Diese abschließenden Reflexionen am Ende von *Kindheitsmuster* bestätigen die Identität von Erzählerin und Hauptfigur. Das Mädchen Nelly und die Erzählerin verbinden sich zu einer Person und sind für den Leser nach der Julireise in Polen als identisch identifizierbar. Lejeune verlangte von der Gattung aber die dreifache Identität von Hauptfigur, Erzähler und Autor. Lässt sich diese dreifache (Namens)Identität auch in *Kindheitsmuster* feststellen?

Lejeune hat auf die Möglichkeit einer Autobiographie in der dritten Person hingewiesen. Der französische Forscher hat die Möglichkeit einer in der dritten Person abgefassten Autobiographie nicht nur in späteren Fassungen seines Artikels "Le pacte autobiographique" aufgenommen. Bereits 1980 hat er auch eine Studie vorgelegt, in der er sich auf die Autobiographie in der dritten Person konzentriert.[576]

---

[574] Ebd., S. 507.
[575] Ebd., S. 594.
[576] Lejeune, Philippe: *Je est un autre*. Paris (Editons du Seuil) 1980. Schon im ersten Kapitel habe ich darauf hingewiesen, dass Lejeune in späteren Bearbeitungen seinen anfänglichen Ansatz aus dem Jahr 1973 als zu rigide verworfen und Grenzfälle eingeräumt hat. In *Je est un autre* schreibt Lejeune: „Il risque de s'enfermer dans une définition artificiell, simpflifiée et statique; de s'absorber dans l'analyse

Die dritte Person ist in diesem Paktangebot eine Figur, die entweder der Distanzierung dient, oder, wenn ein fiktiver Erzähler dazwischengeschaltet wird, eine soziale Gegenüberstellung simulieren kann. Genau dies liegt m.E. in *Kindheitsmuster* vor.

Wolf führt sich und dem Leser das verfremdete eigene Ich in einem Wechselspiel aus Annäherung und Distanz vor. Sie setzt sich mit dem Kind, das sie einst war, auseinander und versucht die Frage, „wie sind wir so geworden, wie wir sind", zu beantworten. Lejeune betont, dass eine solche Verfremdung vom Leser als Mittel der autobiographischen Darstellung verstanden und akzeptiert wird, solange jedoch der autobiographische Pakt gewährleistet bleibt. Der autobiographische Pakt ist also nicht nur von der (Namens)Einheit Autor-Erzähler-Figur abhängig, wie eine Lektüre von Lejeunes Hauptwerk vermuten lässt. Der Pakt bleibt aufrecht, solange der Leser dem Autobiographen sein Vertrauen schenkt. Akzeptiert der Leser den Pakt aber nicht länger, so ist nach Lejeunes Ansicht die Grenze zum autobiographischen Roman überschritten.

Auffällig ist, dass trotz der Verfremdung durch die dritte Person die meisten Leser von Wolfs *Kindheitsmuster* den autobiographischen Pakt akzeptiert haben. Sie lasen Wolfs Buch als eine Autobiographie. Trotz ihrer Kritik an der Komplexität der drei Erzählebenen kann man also schließen, dass der autobiographische Pakt funktioniert hat: die Erfahrungen der Hauptfigur wurden Wolf als eigene Erfahrungen zugerechnet. Die Grenze zum autobiographischen Roman ist in *Kindheitsmuster*, wenn man dem Lejeunschen Schema folgt, nicht überschritten. Dass man diese etwas scholastisch anmutende Argumentation braucht, um den theoretischen Begriff des autobiographischen Paktes aufrecht zu halten, weist auch auf die Schattenseiten der Theoreme des französischen Autobiographieforschers.

Denn wozu braucht man den Begriff des autobiographischen Paktes, wenn man mit ihm nur beweisen will, dass ein Leser einen Text auf das Leben seines Verfassers bezieht? Viele, wenn nicht alle Rezipienten neigen zu einer autobiographisch Lektüre. Leser lesen autobiographisch, auch wenn es keinen autobiographischen Pakt gibt.

---

de quelques chefs-d'oeuvre, choisis dans un même variété, du genre, où il croira voir son essence" (S. 8). Die Beschränkung auf Autoren wie Rousseau, Gide und Sartre habe ihn dazu verführt, die Möglichkeit einer in der dritten Person abgefassten Autobiographie nicht wahrzunehmen, betont Lejeune.Vgl. auch Lejeunes kritische Auseinandersetzung mit seinen eigenen früheren theoretischen Überlegungen im Nachwort der deutschen Übersetzung von *Le pacte autobiographique*: Lejeune, Philippe: *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1994, S. 417-426.

Zu dieser autobiographischen Lektüre des Textes hat im Falle von *Kindheitsmuster* auch beigetragen, dass der politische und gesellschaftliche Standpunkt Christa Wolfs dem der Erzählerin ähnlich erscheint.

Hans Richter war nicht der einzige Leser, der meinte dass Wolfs „Erzähler-Ich", das „Ich" in *Kindheitsmuster*, „der Person Christa Wolf zum verwechseln ähnlich" sah.[577] Denn es gibt mehr Übereinstimmungen. Die Hauptfigur in *Kindheitsmuster* ist eine Schriftstellerin in der DDR, die regelmäßig in den Westen reisen darf, im heutigen Polen geboren wurde und ähnlich wie Wolf zur Zeit der Abfassung verheiratet ist und eine Tochter hat. Sie ist also deutlich autobiographisch markiert.[578]Auch dies hat natürlich dazu beigetragen, dass viele Leser *Kindheitsmuster* als Autobiographie lasen und interpretierten, und demzufolge die Erwartungen, die sich auf den Text als Autobiographie richteten, die Rezeption maßgeblich prägten.

3.6.2 Sprachstörung

Die grammatische Aufspaltung der eigenen Person in die erste, zweite und dritte findet in *Kindheitsmuster* ihre Entsprechung in einer Art Sprachskepsis Christa Wolfs, die "sich seit Beginn ihrer Schreibarbeit in einem Spannungsfeld zwischen Zuversicht und Desillusionierung entwickelt hat."[579] Gleich auf den ersten Seiten spricht die Erzählerin über das Dilemma, in dem sie sich mit ihrer Selbstbefragung befinde, und bezeichnet es als eine "Sprachstörung".[580]

Der "Hochmut, sich nicht täuschen zu wollen", führe "auf geradem Weg in die Sprachunmächtigkeit." Immer wieder wird die Erinnerung an die eigene Jugend von Reflexionen unterbrochen, die eine grundlegende Sprachskepsis zum Ausdruck bringen:

---

[577] Richter, Hans: Moralität als poetische Energie. In: *Sinn und Form*, H. 3, 1977, S. 667-678, hier S. 667.

[578] Auch die Kritik an der DDR der Erzählerin ist gut mit der Kritik der "loyalen Dissidenten" Christa Wolf vergleichbar. Vgl. 3.5.4.

[579] Hilzinger 1986, S. 97. Auch Manfred Jäger, der in einem Artikel Christa Wolfs Prosa von der *Moskauer Novelle* bis *Kindheitsmuster* untersucht, kommt in seiner Interpretation von *Kindheitsmuster* zu dem Schluss, dass "der Sprachzweifel für diesen Text strukturbestimmend" sei. Jäger, Manfred: Die Grenzen des Sagbaren. Sprachzweifel im Werk von Christa Wolf. In: Sauer, Klaus (Hrsg.): *Christa Wolf: Materialienbuch.* Darmstadt Neuwied (Luchterhand) ^{3}1987, S. 143-163, hier S. 152.

[580] Wolf, *Kindheitsmuster*, S. 13ff.

(Verfestigung der Personen; das Schrumpfen ihrer Möglichkeiten – oder ihrer Illusionen von Möglichkeiten, die sie niemals besessen hatten. Und ausgerechnet eine einzige, ausgerechnet Seine Majestät das Ich soll davon unbetroffen bleiben?...)[581]

Wolfs Erzählform in *Kindheitsmuster* hat sich vom Ideal der Authentizität verabschiedet. Was unter Wirklichkeit zu verstehen ist, bleibt rätselhaft. Was bedeutet dies im Hinblick auf die Form des Textes?
Wolfs Autobiographie gibt geschlossene Formen zugunsten offener Formen auf. An die Stelle von Linearität und Geschlossenheit treten Fragmentarisierung und Zersplitterung, an die Stelle von Rekonstruktion und Wahrheit treten Destruktion und Fiktionalisierung. Dabei werden sowohl eine naive darstellerische Gewissheit, wie in der traditionellen Autobiographie, als auch eine extreme Zuspitzung der Künstlichkeit, wie bei Bernhard, zugunsten einer subjektiven Authentizität abgelehnt. Wagner-Egelhaaf ist deshalb der Auffassung, dass sich in *Kindheitsmuster* "Tendenzen, die den Text im bewusstseinsgeschichtlichen Kontext der siebziger Jahre verstehbar machen", verbinden "mit Merkmalen, in denen sich die Grundzüge einer postmodernen Ästhetik ankündigen".[582] Die komplexe Erzählstruktur in *Kindheitsmuster* und die kritische Hinwendung zur Sprachreflexion, die fragmentarische, weil durch ständige Reflexion unterbrochene Beschreibung der eigenen Kindheit, kurz: das Stilprinzip der Einschnitte und Zerstückelungen, das für *Kindheitsmuster* konstitutiv ist, rechtfertigt es meiner Meinung nach, den Text als postmodern zu betrachten, auch wenn Christa Wolfs Festhalten am engagiert-aufklärerischen Denken mit der postmodernen Erkenntnisskepsis, die sich auch auf den Autor als Vertreter einer kritischen Gegenöffentlichkeit richtet, nur schwierig zu vereinbaren ist.

3.6.3 Gedächtnisarbeit

"Das vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen", lautet der erste Satz von *Kindheitsmuster*.[583] Wie wichtig es ist, sich an die eigene Vergangenheit zu erinnern, wird gleich im ersten Kapitel hervorgehoben: ohne "unser Gedächtnis an das, was wir getan haben, an das, was uns zugestoßen ist", würden "wir uns unaufhaltsam fremd

[581] Ebd., S. 130.
[582] Wagner-Egelhaaf, Martine: *Autobiographie*. Stuttgart (J.B. Metzler) 2000, S. 194.
[583] Wolf, *Kindheitsmuster*, S. 13.

werden."[584] Zugleich aber werden die Schwierigkeiten betont, das Erlebte zu rekonstruieren, die kritische Frage, wo die Erinnerung aufhört und die Fälschung beginnt.[585] Die Erzählerin betont die "Unzuverlässigkeit" des Gedächtnisses, "das nach dem Inselprinzip arbeitet und dessen Auftrag lautet: Vergessen! Verfälschen!."[586]

Die Arbeit des Gedächtnisses beschreibt Wolf dabei als "Krebsgang, als mühsame rückwärts gerichtete Bewegung."[587] Die Erinnerung wird in *Kindheitsmuster* fortwährend unterbrochen, folgt ihrem eigenen Gesetz und erscheint als "Bauprinzip" des Textes.[588] Die Wahrheitssuche entzieht sich in *Kindheitsmuster* der geradlinigen Erzählung. Die Erinnerung legt der Wahrheit Hürden und Hindernisse in den Weg und widersetzt sich dem Versuch, sich geradlinig der eigenen Vergangenheit zu bemächtigen. Während die traditionelle Autobiographie durch Rückblenden geprägt ist, führt das "Bauprinzip" Erinnerung in *Kindheitsmuster* zu einer Multiperspektivität auf drei Schreibebenen, die es erlaubt, das Vergangene von verschiedenen Seiten her anzugehen in der Absicht, es in seiner Vielschichtigkeit und Komplexität sichtbar zu machen. Obwohl die Erzählerin weiß, dass "Aufrichtigkeit" sich lohnen würde, stößt sie immer wieder auf einen "Erinnerungsverlust, nicht gleichzusetzen mit Gedächtnislücken", der seinen Schatten über den Zugang zur eigenen Vergangenheit wirft. Das Bewusstsein scheint selber verstrickt in die Vorgänge, "über die es sich erinnernd erheben sollte", scheint selber einer "Teil-Verdüsterung" [589] zu unterliegen. Die "Erinnerungen an Erinnerungen" können nur als "Informationen aus zweiter Hand" verwendet werden, "als Spiegelungen, nicht als Realität."[590] Die herkömmlichen Erzählstrukturen reichen für eine Rückschau, die zum besseren Verständnis des Selbst beiträgt, nicht aus:

> Im Idealfall sollten die Strukturen des Erlebens sich mit den Strukturen des Erzählens decken. Dies wäre, was angestrebt wird: phantastische Genauigkeit. Aber es gibt die Technik nicht, die es gestatten

[584] Ebd.
[585] Ebd., S. 17.
[586] Ebd., S. 19.
[587] Ebd., S. 16.
[588] Paulsen, Wolfgang: *Das Ich im Spiegel der Sprache. Autobiographisches Schreiben in der deutschen Literatur im 20. Jahrhundert*. Tübingen (Niemeyer) 1991, S. 19.
[589] Wolf, *Kindheitsmuster*, S. 318.
[590] Ebd., S. 318.

würde, ein unglaublich verfilztes Geflecht, dessen Fäden nach den strengsten Gesetzen ineinandergeschlungen sind, in die lineare Sprache zu übertragen, ohne es ernstlich zu verletzen.[591]

"Die Linien – Lebenslinien, Arbeitslinien – werden sich nicht kreuzen in dem Punkt, der altmodisch »Wahrheit« heißt."[592] Das Gedächtnis versagt "auf unglaubwürdige, man muß sagen, peinliche Weise."[593] Die "Wahrheit" darzustellen, sei unmöglich:

Chronischer Hang zum schlechten Gewissen. Das Gewissen des Schreibers hat sich, so sieht es aus, nur um die Wahrheit zu bekümmern, »die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit«. Daher die Mitteilung zum Wesen der Wahrheit gehört, produziert er, oft zweifelnd, eine vielfach gebundene Wahrheit: an sich selbst gebunden, den Mitteilenden, und den immer begrenzten Freiheitsraum, den er sich abgezwungen hat; gebunden an den, über dem er aussagt, und nicht zuletzt an jene, denen die Mitteilung gilt und die man nur warten kann: Nicht »rein« - mehrfach getrübt ist die Wahrheit, die sie erreicht, und sie selbst werden sie, durch Urteil und Vorurteil, noch einmal verunreinigen. So mag sie brauchbar sein.[594]

Viele Szenen setzen mit einer Reflexion über die "Gedächtnisarbeit" ein. Die Gedanken der Erzählerin kreisen wiederholt um die Begriffe Erinnerung und Gedächtnis:

»Erinnerung«, als Beispiel, aber auch ihr Gegenteil: »Vergessen«. Und, was beides zuwege bringt, das Gedächtnis.
Gedächtnis: Funktion des Gehirns, »die das aufnehmende Einprägen, verarbeitende Behalten und sinngemäße Reproduzieren früherer Eindrücke und Erfahrungen gewährleistet« (Meyers Neues Lexikon, 1962). Gewährleistet. Starke Worte. Das Pathos der Gewißheit. Das unergründliche »sinngemäß«. – Gedächtnisschwäche. Ausfall von Erinnerungsbildern (leichte Gerade als Folge von Nervenschwäche). Von großer Wichtigkeit für Gedächtnisleistungen – neben vielen anderen Faktoren – die individuelle Ausbildung der Großhirnrinde.
Die vielen anderen Faktoren, die sich der Benennung entziehen.[595]

Und:

(Man unterscheidet folgende Gedächtnisarten: mechanisches, Gestalt- und logisches, verbales, materiales, Handlungsgedächtnis.

[591] Ebd., S. 396.
[592] Ebd., S. 401.
[593] Ebd., S. 336.
[594] Ebd., S. 466f.
[595] Ebd., S. 57f.

Heftig vermißt wird die Gattung: moralisches Gedächtnis.)[596]

Auch in ihrer Autobiographie will Wolf den Leser zur inneren Anteilnahme und Mitarbeit am Stoff nötigen. Sie spielt, anders als Thomas Bernhard, kein ästhetisches Spiel, das den Leser verwirren soll: der Text soll beim Leser eine Besinnung über politische und gesellschaftliche Verhältnisse in Gang setzen. Dies versucht Wolf vor allem durch historische und politische Parallelen zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu erreichen, die Unrecht, Leid und Verfolgung in unterschiedlichen historischen Kontexten thematisieren.
Um die Wirklichkeitsbeschreibung in *Kindheitsmuster* anhand eines Fallbeispiels näher zu analysieren, soll im Folgenden näher auf die Geschichtsvermittlung in Wolfs *Kindheitsmuster* eingegangen werden. Als Fallbeispiel bietet sich auch hier die Darstellung des Nationalsozialismus an, zumal diese bei der Interpretation des Textes mit Wolfs Kategorie des "moralischen Gedächtnis" produktiv verknüpft werden kann und viele Rezeptionsdokumente sich auf Wolfs Beschreibung der Jahre zwischen 1933 und 1945 beziehen.

3.6.4 Die Darstellung des Nationalsozialismus und der DDR

In *Kindheitsmuster* wird der zeitgeschichtliche Horizont des Nationalsozialismus von der Erzählerin rekonstruiert, wobei sich ihre rekonstruierende Beschreibung vor allem auf die das Innenleben und die Individualgeschichte prägenden Strukturen der NS-Herrschaft konzentriert.[597] Mit dem polnischen Schriftsteller Kasimierz Brandys fragt die Erzählerin, "was Menschen befähigt, unter Diktaturen zu leben: Daß sie imstande sind zu lernen, ihre Neugier auf die ihnen nicht gefährlichen Gebiete einzuschränken."[598] Die Erzählerin sucht nach einem "Rest von Eigenleben" in ihrer Jugend, an den sie für die Konstitution einer eigenen Identität anknüpfen kann.[599] Der "entsetzliche Wille zur Selbstaufgabe", die Anpassung an die herrschenden Muster",

[596] Ebd., S. 61.
[597] Dabei nimmt die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus im Werk von Christa Wolf von Anfang an einen prominenten Platz ein. In ihrem Essay *Tagebuch – Arbeitsmittel und Gedächtnis* (1966) reflektierte Wolf sowohl die Befreiung vom »Faschismus«, als die Möglichkeit, »Faschismus« erinnernd und erzählend zu bewältigen.
[598] Wolf, *Kindheitsmuster*, S. 105.
[599] Ebd., S. 329.

ließ “das Selbst”, die Möglichkeit einer eigenen Individualität, “nicht aufkommen”.[600] Die eigene Kindheit, das “Kinderland” rückt bei der Befragung der eigenen Vergangenheit für Wolf “wie von selbst (…) in den Schatten der Öfen von Auschwitz.”[601]

Der weitaus größte Teil der auf der ersten Erzählebene beschriebenen Handlung spielt zwischen 1933 und 1945, und zwar in einem betont kleinbürgerlichen Milieu. Die eigene Biographie wird wiederholt mit historischen Angaben verbunden:

> Die später so genannte >Kristallnacht< wurde vom 8. zum 9. November durchgeführt. 177 Synagogen, 7500 jüdische Geschäfte wurden im Reichsgebiet zerstört. Im Verfolg staatlicher Maßnahmen wurden die Juden nach diesem spontanen Ausbruch des Volkszorns enteignet, ihre Söhne und Töchter der Schulen und Universitäten verwiesen.[602]

Die Handlung auf der ersten Ebene wird auf diese Weise auf der dritten Erzählebene mit authentischen Zitaten und genauen Angaben und Jahreszahlen verbunden, die den Eindruck faktischer Zuverlässigkeit erwecken. Nach dem oben zitierten enzyklopädischen Einschub folgt die Verbindung mit der Hauptfigur: “In Nellys Klasse geht kein jüdisches Mädchen.”[603] Auch bei der Beschreibung des Wählerverhaltens der Stadt “L.” verbindet Wolf detaillierte historische Angaben mit der persönlichen Biographie:

> Da fielen von 28 658 abgegebenen Stimmen schon 15 055 an die Nazis, aber man hatte doch nicht das Gefühl, daß jeder einzelne Stimmzettel kontrolliert werde. Die von 2 207 Unentwegten – besonders in Brückenvorstadt – gewählten kommunistischen Abgeordneten waren auch noch nicht verhaftet (wie allerdings schon zwölf Tage später), und die Stadt hatte 3 944 Arbeitslose – eine Zahl, die schon bis zum 15. Oktober 1933 auf 2 024 absinken sollte. Doch soll man – kann man – allein daraus den

---

[600] Ebd., S. 339.

[601] Ebd., S. 363. Mehrere Male wird in *Kindheitsmuster* auf die politische Verfolgung von Kommunisten hingewiesen. Die Beschreibung der Judenverfolgung aber nimmt, vor allem im Vergleich zu vielen anderen Texten, die sich mit dem Nationalsozialismus auseinandersetzen, einen beschränkten Raum ein. Auch der KZ-Häftling, dem Wolf kurz nach Kriegsende begegnet, ist bezeichnenderweise Kommunist, nicht Jude. Die Lehre, die diese oft zitierte Passage aus *Kindheitsmuster* vermittelt, dass nichts zu wissen oder nichts wissen zu wollen keine Gewähr für Unschuld ist, wird somit nicht auf die Vernichtung der europäischen Juden, sondern auf die politische Verfolgung des Kommunismus bezogen. Vgl. Wolf, *Kindheitsmuster*, S. 481ff: „Ich bin Kommunist, sagte der KZler. (...) Ach so, sagte die Mutter. Aber deshalb allein kam man doch nicht ins KZ“.

[602] Die Bezeichnung „spontaner Ausbruch des Volkszorns“ entspricht der nationalsozialistischen Propaganda, nicht der historischen Wirklichkeit. Vgl. Jäckel, Eberhard; Longerich, Peter; Schoeps, Julius H.: *Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden*. Band III Q Z, Stichwort „Reichskristallnacht“.

[603] Vgl. auch Wolf, *Kindheitsmuster*, S. 234: „Doktor Joseph Goebbels hat im Jahre 1937 in einer Rede, die auch Nelly am Radio gehört haben kann, folgende Sätze gesagt (...).“

rauschenden Wahlerfolg der NSDAP vom 13. November des gleichen Jahres erklären, als die Stadt L. mit beinahe hundertprozentiger Wahlbeteiligung und einem Minimum von ungültigen Stimmen im Gauabschnitt Ostmark an der Spitze der Ja-Stimmen stand?[604]

Nach diesem Einschub wechselt die Erzählerin auf die eigene Familie über und fragt sich, ob ihre Eltern damals "den nötigen Abscheu aufbrachten gegen die von den Kommunisten »ganz systematisch vorbereiteten Terroraktionen«, zu den «weitgehend Vergiftungen« gehört haben sollten und über die der Reichsminister Hermann Göring nicht eine oder zwei, nein: »Hunderte von Tonnen Material« hätte vorlegen können (…)."

Als charakteristisch für die Darstellung des Nationalsozialismus in *Kindheitsmuster* kann folgende Passage aus dem Anfang des 11. Kapitels betrachtet werden:

11

Endlösung.
Es ist nicht mehr festzustellen, wann du dieses Wort zum erstenmal gehört hast. Wann du, als du es hörtest, ihm den Sinn gabst, der ihm zukommt; Jahre nach dem Krieg wird es gewesen sein. Noch später aber – bis heute – hast du bei jedem stark qualmenden hohen Schornstein »Auschwitz« denken müssen. Der Schatten, den dieses Wort warf, wuchs und wuchs. Sich ohne Rückhalt in diesen Schatten stellen, gelingt bis heute nicht; denn die Vorstellungskraft, sonst nicht faul, schreckt vor dem Ansinnen zurück, die Rolle der Opfer zu übernehmen.
Für immer sind die Betroffenen von den Nichtbetroffenen durch eine unüberschreitbare Grenze getrennt.
Am 31. Juli des Jahres 41 – einem Ferientag, heiß wahrscheinlich – mag Nelly, wie sie es liebte, in ihrer Kartoffelfurche im Garten gelegen haben (…)[605]

Die Erinnerung an die eigene Kindheit im Nationalsozialismus setzt durch eine Reflexion auf die Sprache ein. Das Wort Endlösung ruft Erinnerungen wach. Die Erzählerin fragt sich, wann sie dieses Wort zum ersten Mal gehört hat, und welche Bedeutung es für sie enthielt. Auf diese Analyse folgt eine Sentenz, die als absolute Aussage einen eigenen Absatz bildet und optisch von den anderen Aussagen getrennt wird. Danach wechselt die Erzählerin mittels einer genauen Angabe des Datums auf die erste Ebene zurück. Die Erinnerung der Erzählerin setzt ein, die Ereignisse aus der eigenen Kindheit werden weiter beschrieben, nun in der dritten Person, bis sie durch

[604] Ebd., S. 63.
[605] Ebd., S. 341.

eine neu einsetzende Reflexion unterbrochen werden. Ähnlich fangen fast alle Kapitel in *Kindheitsmuster* an, wobei die Reihenfolge Wahrnehmung-Frage-Sentenz variiert wird.[606] Es sind diese Übergänge zwischen »Lexikonwissen« und den Erlebnissen der Hauptfigur, die Reich-Ranicki vor Augen standen, als er die Verbindungen mit dem allgemeinen historischen Kontext als gezwungen kritisierte.
Es sei nicht "überflüssig" gewesen, betont Wolf, "wochenlang in der Staatsbibliothek die tief verstaubten Bände deiner Heimatzeitung durchzusehen", doch auch das gesammelte Material, "aufgehäuft und studiert", beantwortet die Frage, weshalb "Schreck und Triumph, Lust und Angst" in der eigenen Kindheit "so innig miteinander verbunden" waren, nicht.[607] Die nachträgliche Recherche, die die Erzählerin durchführt, wird mit der angeklagten Vergesslichkeit der Nachkriegsgesellschaft konfrontiert:

Die NSDAP hat 1,5 Millionen Mitglieder. Das KZ Dachau, dessen Gründung am 21. März 1933 ordnungsgemäß im »General-Anzeiger« bekanntgegeben wird, besitzt nur ein ein Fassungsvermögen von 5 000. Fünftausend arbeitsscheue, gemeingefährliche und politisch unzuverlässige Elemente. Die sich später darauf beriefen, von KZs hätten sie nichts gewußt, hatten total vergessen, daß ihre Gründung als Nachricht in der Zeitung stand. (Verwirrender Verdacht: Sie hatten es tatsächlich total vergessen. Totaler Krieg. Totale Amnesie.)[608]

"Nirgendwo", so die Erzählerin, "wird so abgrundtief geschwiegen wie in den deutschen Familien".[609] Allein diese Formulierung war in der DDR schon provokatorisch. Wolf kritisiert den Gedächtnisschwund, das imperative "Nicht mehr daran denken", die »Verdrängung« nach 1945:

Bestimmte Erinnerungen meiden. Nicht davon reden. Wörter, Wortreihen, ganze Gedankenketten, die sie auslösen konnten, nicht aufkommen lassen. Bestimmte Fragen unter Altersgenossen nicht stellen. Weil es nämlich unerträglich ist, bei dem Wort »Auschwitz« das kleine Wort «Ich» mitdenken zu müssen: Ich hätte. Ich könnte. Ich würde. Getan haben. Gehorcht haben.[610]

---

[606] Vgl. u.a. ebd., S. 209 (Kapitel 7): „Was heißt: sich verändern?"; S. 368 (Kapitel 12): „Hypnose. Griff nach dem Wörterbuch, das, gut und gerne seine fünf deutschen Pfund schwer (...)"; S. 420 (Kapitel 14): „Verfallen – ein deutsches Wort. Blick in fremde Wörterbücher(...)". Die Kapitel 1, 5, 6 fangen mit einer Sentenz, die Kapitel 2, 3, 4, 7, 15 mit einer Frage (meist nach der Bedeutung eines Wortes oder eines Begriffs), die Kapitel 8, 10, 13, 17 mit einer Feststellung bzw. Wahrnehmung an.
[607] Ebd., S. 19ff.
[608] Ebd., S. 64.
[609] Ebd., S. 303.
[610] Ebd., S. 337.

Wie lässt sich im Hinblick auf diese Passagen Reich-Ranickis Kritik, Wolf spare in ihrer Kritik die DDR aus, deuten? Der von der Erzählerin kritisierte "Gedächtnisschwund" bezieht sich auch auf die DDR. Sie spricht von "den deutschen Familien". In der Kritik auf die "Verdrängung" wird die DDR keinesfalls ausgespart. "In diesem Land", so die Erzählerin, lasse "Unschuld sich fast unfehlbar an Lebensjahren messen".[611] Dass "dieses" in diesem Zitat bezieht sich auf die DDR. Darüber hinaus kann man bei der Kritik der Erzählerin an einem „Volk, das an Einmärsche und Sportsiege gewöhnt wird", am „Leben in vorgegebenen Figuren" und bei ihrer „Überempfindlichkeit gegen Massenübungen, tobende Sportstadien, im Takt klatschende Säle"[612] als Leser auch an die DDR denken. Aber kritische Bemerkungen in *Kindheitsmuster*, die sich auf Massenveranstaltungen oder den großen Einfluss einer politischen Bewegung auf das Privatleben der Bürger beziehen und ebenso gut eine Beschreibung des sozialistischen Staates sein könnten, wurden von DDR-Literaturkritikern wie Plavius und Auer stillschweigend übergangen. Das heißt aber nicht, dass sie keinem Leser in der DDR aufgefallen wären. Zu Recht sah Marie-Luise Sinn in den oft überraschenden Ähnlichkeiten zwischen dem nationalsozialistischen und sozialistischen Alltag "die eigentliche Provokation des Textes".[613]
Allerdings geht die Erzählerin von einer moralischen Überlegenheit des sozialistischen Staates aus, wenn es um den Umgang mit der nationalsozialistischen ("faschistischen") Vergangenheit geht. So versichert sie einem älteren Deutschen in der Bundesrepublik, der nach einer Lesung des 11. Kapitels aus *Kindheitsmuster* zu ihr kommt, dass dort, wo sie lebt, "niemand die Erwähnung von Auschwitz öffentlich als »Pflichtübung« hätte bezeichnen können."[614] Sie zeigt sich stolz auf den

---

[611] Ebd., S. 86.
[612] Ebd., S. 228, s. 308 u. S. 391. Vgl. „vielleicht sei überhaupt das allerschlimmste, daß alle Leute sich an alles gewöhnen können" (S. 357) und die Bemerkung, dass „Menschen ihre Fähigkeit bewiesen haben, unter Diktaturen zu leben" (S. 251).
[613] Sinn, Marie-Luise: Doppelte Kindheit. Zur Interpretation von Christa Wolfs 'Kindheitsmuster'. In: *Der Deutschunterricht* 2/1978, S. 52-66, hier S. 61. Auch Reich-Ranicki sah in den "Ähnlichkeiten dieser beiden totalitären Staaten auf deutschem Boden" die Provokation jeder Darstellung des Nationalsozialismus in der DDR-Literatur. Vgl. auch Reich-Ranicki 1979, S. 212.
[614] S. 451. Vgl. S. 450: „Wenige Tage später erhob sich einer, an seinem Akzent kenntlich als Süddeutscher, auch gleichaltrig, und stellte öffentlich die Frage, ob die Literaten nicht endlich aufhören sollten mit der Pflichtübung Auschwitz, um statt dessen der Jugend die feineren Methoden und Gefahren des Faschismus näherzubringen. Ihm widersprach heftig ein fast weißhaariger Mann mit einem noch nicht alten Gesicht: auch er ein Generationsgenosse." Wolf deutet hier Positionen in der Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit an, die u.a. in der Kontroverse um Martin Walsers *Friedenspreisrede* (1998) nahezu wortgleich wiederkehren würden. 1987 glaubte allerdings auch Wolf in ihrer Dankrede für den Geschwister-Scholl-Preis „bestimmte Beobachtungen an jungen Menschen" gemacht zu haben, die sie befürchten ließen, „dass die Darstellung des Nationalsozialismus für sie zum

»Antifaschismus« ihres Staates. An mehreren Stellen klagt die Erzählerin die Vergessenheit der Nachkriegsgesellschaft an und fordert zur Betroffenheit und Besinnung auf. Angesichts ihres "moralischen Rigorismus" kommt allerdings auch der Verdacht auf, "Gelegenheiten" zu suchen, "verblassende moralische Maßstäbe aufzufrischen."[615]

3.6.5 "Moralisches Gedächtnis" und DDR-Geschichtslehre

Die Erinnerung an die Zeit des Nationalsozialismus war in der Form, in der Wolf sie in *Kindheitsmuster* thematisierte, in der DDR-Literatur keineswegs selbstverständlich. Christa Wolf hat diesen Sachverhalt in einem "Werkstattgespräch", das der Klappentext der Ostberliner Ausgabe von *Kindheitsmuster* zitiert, unmissverständlich angedeutet. In der DDR sei man gewöhnt, den "Faschismus" als etwas zu beschreiben, "das außerhalb von uns existiert hat", indem man versuche, "ihn als Vergangenheit an >die anderen< zu delegieren, um uns selbst allein auf die Tradition der Antifaschisten und Widerstandskämpfer zu berufen." In einer an eine Lesung aus *Kindheitsmuster* anschließenden Diskussion hatte Christa Wolf gerade diese Heroisierung des "antifaschistischen Widerstands" in der DDR-Literatur kritisiert:

> Ein wenig stört mich, daß viele unserer Bücher über diese Zeit enden mit Helden, die sich schnell wandeln, mit Helden, die eigentlich schon während des Faschismus zu ziemlich bedeutenden und wichtigen Einsichten kommen, politisch, menschlich. Ich will keinem Autor sein Erlebnis bestreiten. Aber mein Erlebnis war anders. Ich habe erlebt, daß es sehr lange gedauert hat, bis winzige Einsichten zuerst, später tiefgehende Veränderungen möglich wurden. Mir scheint, das sollte man sagen.[616]

Wolf stellte damit wesentliche Inhalte des von offizieller Seite propagierten Geschichtsbildes in Frage, auch wenn sich ihre Kritik in dieser Passage auf einzelne Autoren und nicht an den Staat richtet.[617]
Die Problematik der Schuld am Zweiten Weltkrieg, und damit auch die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, wurde in der

---

Ritual erstarrt ist." Vgl. Wolf, Christa: Dankrede für den Geschwister-Scholl-Preis. In: *Werke*, Hrsg. von Sonja Hilzinger. Bd. XII, S. 107.
[615] Ebd., S. 87.
[616] Diskussion mit Christa Wolf. In: *Sinn und Form*, H.4, 1976, S. 861-888, hier S. 861.
[617] Vgl. Papenfuß, S. 91: „Christa Wolfs Kritik wird jedoch dadurch relativiert, daß der Vorwurf von der staatlichen Ebene weg auf die Einzelperson verlagert wird." Papenfuß betrachtet Wolfs Tadel denn auch als typisch für „Christa Wolfs Strategie, Kritik mit Loyalitätsbekenntnissen zu koppeln."

DDR an die Bundesrepublik delegiert; die DDR sah sich als Erbin des proletarisch-revolutionären Potentials und des "antifaschistischen Widerstands".[618] Es war diese von offizieller Seite propagierte und von Teilen der DDR-Literatur lange Zeit mitverbreitete Doktrin, die Christa Wolf einer kritischen Revision unterwarf, indem sie in *Kindheitsmuster* von der "Verfälschung der Geschichte zum Traktat" sprach und die Erinnerung an die eigene Lebenszeit im Nationalsozialismus ausführlich beschrieb. Wer diesen Umstand berücksichtigt, kann verstehen, warum Leser und Kritiker in der DDR und diejenigen, die eine kontextuelle Lektüre des Werks innerhalb der DDR-Literatur bevorzugen, Christa Wolfs *Kindheitsmuster* für die Darstellung des Nationalsozialismus eine hohe Bedeutung beimessen und meist ausdrücklich loben. Wolf schrieb mit *Kindheitsmuster* gegen ein von dem DDR-Regime verordnetes Geschichtsbild an und berief sich dabei auf die eigene Kategorie des "moralischen Gedächtnisses".
Auch wenn Wolf sich in *Kindheitsmuster* zum antifaschistischen Grundkonsens der DDR bekennt, so kann doch die Art und Weise, wie sie den Nationalsozialismus in diesem Werk thematisierte, schwerlich als Befürwortung einer von allen belastenden Bezügen zur Vergangenheit gelösten sozialistischen Gesellschaft gelten, die sich nur auf die Tradition von Widerstandskämpfern und Freiheitskriegen berufen will.
In seiner Analyse von *Kindheitsmuster* meinte Alexander Stephan:

> Brenzliche Themen – und sie gibt es im Umkreis der drei Erzählebenen in Hülle und Fülle – werden dabei (bei der Erinnerung an die eigene Kindheit – J.S.) gar nicht erst angeschnitten.[619]

Die Rezeptionsanalyse hat aber deutlich gemacht, dass neben der Subjektivität von Wolfs Autobiographie auch die Darstellung des Nationalsozialismus in den Augen vieler Leser provokativ war. Nach Auers Ansicht hatte Wolf mit *Kindheitsmuster* durch ihre subjektive Darstellung historischer Phänomene kein Werk von "verbindlichem historisch-gesellschaftlichem Gehalt" erbracht.[620] Die Subjektivität dieser Autobiographie war, verbunden mit einer im Kontext der DDR-Literatur

---

[618] Zu diesem externalisierenden Umgang mit der NS-Vergangenheit in der DDR vgl. Assmann, Aleida; Frevert, Ute: *Geschichtsvergessenheit Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945.* Stuttgart (DVA) 1999, S. 173-188. Herf, Jeffrey: *Divided Memory. The Nazi Past in the Two Germanies*. Cambridge (Mass.) London (Harvard University Press) 1997, S. 162-200.
[619] Stephan, Alexander: *Christa Wolf.* Amsterdam (Rodopi) 1980, S. 49.
[620] Auer, S. 848. Vgl. auch die Reaktionen von Leonore Krenzlin und Helmut Richter in der *Sinn und Form*-Debatte (3.4.1.2).

«abweichenden» Darstellung des Nationalsozialismus, provokativ. Die Debatte in *Sinn und Form* hat deutlich gemacht, dass Wolfs "Beitrag zu einer für die DDR-Literatur neuen Faschismusanalyse" keinesfalls "ignoriert" wurde, wie Stephan behauptet.[621] Schon gar nicht, weil es "gar zu peinlich gewesen wäre, 1977 noch immer die Herstellung heroischer Tableaus mit kommunistischen Widerstandskämpfern zu fordern". Die Rezension Auers und die zustimmenden Reaktionen von Krenzlin und Helmut Richter zeigen, dass diese Forderung in den Augen einiger Kritiker gar nicht so peinlich war.[622]
Auch mit der Beschreibung der Flucht und Vertreibung aus ihrer Heimatstadt Landsberg an der Warthe in den ehemaligen deutschen Ostgebieten rückte Christa Wolf ein Thema in den Mittelpunkt ihrer Beschreibungen, das erst später allgemeine Beachtung fand und dann Gegenstand kontroverser Beobachtung sein würde. Behauptete doch Frank Schirrmacher noch 1998 in der *FAZ*, es gebe "bis heute keine literarische Verarbeitung der Vertreibung."[623]

3.6.6 Zusammenbruch, Flucht und Vertreibung

Der Zusammenbruch am Ende des Zweiten Weltkriegs erfährt Wolfs Hauptfigur als Schock.[624] Sie erfährt, dass sie zwölf Jahre lang, "anscheinend ohne es zu wissen", in einer "»Diktatur«" gelebt hat.[625] In den letzten Kriegsmonaten hat sie sich geistig in einem Spagat befunden. Einerseits glaubte sie sicher zu wissen, dass sie nach der hastigen Flucht aus "L." nicht mehr nach Hause zurückkehren würde, anderseits hielt sie den so genannten "Endsieg" immer noch für möglich. Einerseits registrierte sie die Ausweglosigkeit der jetzigen Situation, die Mutlosigkeit, wachsende Abstumpfung und Indifferenz der Bevölkerung; anderseits musste sie feststellen, dass es ihr nicht erlaubt war, Gefühle zu formulieren wie "Verzweiflung" oder "Mutlosigkeit".[626]

---

[621] Stephan, S. 49ff. Es sei hier, neben Auers Rezension, auch an die positiven Reaktionen von u.a. Heinz Plavius und Stephan Hermlin erinnert. Vgl. 3.4.1.2.
[622] Auch Klaus Jarmatz warf Christa Wolf vor, den „antifaschistischen Widerstand" in ihrer Autobiographie auszusparen. Jarmatz, Klaus: Kindheitsmuster. In: *Neues Deutschland*, 5.3.1977.
[623] Schirrmacher, Frank: Luftkrieg. Beginnt morgen die deutsche Nachkriegsliteratur? In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 15.1.1998. „Denn die Verlustliste ist groß. Es gibt bis heute keine literarische Verarbeitung der Vertreibung; die Literatur weiß nichts von den Okkupationsjahren des Ostens durch die Rote Armee."
[624] Wolf, *Kindheitsmuster*, S. 431: „»Zusammengebrochener Ereignishorizont« - das hat sich festgehakt. Nellys Zustand in jenen Monaten konnte kaum zutreffender beschrieben werden."
[625] Ebd., S. 574.
[626] Ebd., S. 432.

Noch in den letzten Wochen des Dritten Reiches legt sie als Sechzehnjährige in einem Luftschutzbunker in ihrem Tagebuch ihren Entschluss schriftlich nieder, "dem Führer auch in schweren Zeiten unverbrüchliche Treue zu bewahren." Mit einer gleichaltrigen Evakuierten aus Berlin trägt sie, zum Zeitpunkt des Nero-Befehls, in ein Büchlein Kampflieder der HJ ein. Es sind diese Erinnerungen, denen die Erzählerin in *Kindheitsmuster* nachspürt, die sie festlegt, verallgemeinert und die sie zu der Erkenntnis bringen, dass die Menschen des 20. Jahrhunderts "ihre Fähigkeit bewiesen haben, unter Diktaturen zu leben"[627], bzw. „sich an alles gewöhnen können."[628]

Ende Januar 1945 verlässt Nelly mit ihrer Familie ihre Heimat:

> 29. Januar 1945: Ein Mädchen, Nelly, plump und steif in doppelt und dreifach übereinandergezogenen Sachen (geschichtsplump, falls dieses Wort etwas sagt), wird auf den Lastwagen gezerrt, um die in der deutschen Dichtung und im deutschen Gemüt so tief verankerte Kindheitsstätte zu verlassen.[629]

Kindheitsmuster beschreibt damit auch die gezwungene Abreise aus einem der ehemaligen deutschen Ostgebiete, und spürt den Erinnerungen an eine verlorene Heimat nach, auch wenn Wolf den Begriff Vertreibung sorgfältig meidet. Die Reise in der Gegenwart wird zu einer Konfrontation mit der Erinnerung an die Vertreibung und Flucht aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten. Ausführlich beschreibt Christa Wolf die gezwungene Abreise aus "L." (Landsberg an der Warthe): auf einem Pritschenwagen verlässt die Familie die Stadt, sämtliche Habe geht verloren. Auf "schneebedeckt(en), eisglatt(en), von Flüchtlingstrecks verstopft(en) Straßen" machen sich die übrig gebliebenen Familienmitglieder - die Mutter bleibt in Landsberg, weil sie nicht "alles im Stich lassen" will[630] - auf den Weg in den Westen. Wenn die Familie die Oder überquert hat, fühlt sie sich erleichtert, zwischen sich und den nachrückenden Feind den "großen Fluß" gelegt zu haben, "den der Russe doch gewißlich nie und nimmer würde bezwingen können."[631] Die Familie überwintert in einem Flüchtlingslager auf den Seelower Höhen, die sie später in Richtung Wriezen verlässt. Das Leid, die Angst und die Unsicherheit der Fliehenden, alles, was auf den von Flüchtlingsströmen verstopften Straßen vor sich geht, wird von der Erzählerin

[627] Ebd., S. 251.
[628] Ebd., S. 357.
[629] Ebd., S. 414.
[630] Ebd. ,S. 416.
[631] Ebd., S. 423.

nachträglich in Erinnerung gerufen: den Mief der wechselnden Nachtquartiere, die Rotkreuzhelferinnen, die Auseinandersetzungen bei der Verteilung der Schlafplätze:

> Die sinnlosen Aktionen, welche die Wagen nur noch mehr in einander verkeilten. Den sinnlosen Hausrat, der auf den Bauernwagen angehäuft war, ein Zeichen dafür, daß sie alle sich am Rande der Verwirrung, um nicht zu sagen, des Wahnsinns bewegten. Dazu die kleinen Wehrmachtseinheiten, die ihnen entgegenkamen und sich in den Flüchtlingszug verknäulten (…).[632]

Auch berichtet Wolf über ihre Hilfsarbeit in den Flüchtlingslagern, die Verteilung von Stroh, die Versorgung mit Medikamenten und die psychische Not der Familien nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches.[633]
Nellys Großmutter stirbt im Juni 1945 bei Bernau an Typhus; "Schnäuzchen-Opa" unterliegt derselben Krankheit in Mecklenburg. Später erfährt Nelly vom Tod ihres Vaters, der als Soldat in den letzten Kriegsmonaten gestorben ist; ihre Mutter, die ihre Heimat nicht verlassen wollte, wird zur Kriegerwitwe.
Auch Nelly erkrankt später in einem Flüchtlingslager und wird in einem Typhuskrankenhaus aufgenommen. Rund dreißig Jahre später ruft Wolf "das oberste Gesetz des Flüchtlingslebens" in Erinnerung: „Laß dich durch nichts und niemanden von einem trockenen und warmen Platz vertreiben."[634] Erst einige Jahre vor der Niederschrift ihrer Erinnerungen, während der auf zweiter Erzählebene beschriebenen Reise, kehrt die Erzählerin wieder nach „L." zurück.[635]
Es ist auffällig, dass dieser Aspekt in Wolfs Beschreibung des Nationalsozialismus in der wissenschaftlichen und öffentlichen Rezeption, wie Schirrmachers kategorischer Ausspruch vermuten lässt, kaum Beachtung gefunden hat.[636]

---

[632] Ebd.
[633] Ebd., S. 408ff.
[634] Ebd., S. 425.
[635] Laut Magenau stimmen die Angaben in *Kindheitsmuster* mit der Wirklichkeit weitgehend überein.
[636] Eine Ausnahme bildet Jörg Magenau, der in seiner Wolf-Biographie wiederholt auf diese Thematik in Wolfs Werk hinweist. Magenau ist sogar der Meinung, Wolf habe sich "über keinen Lebensabschnitt (…) ausführlicher geäußert als über diesen, fernstliegenden, wenn auch unter der schützenden Maske der Fiktion und versehen mit mahnenden Vorbemerkungen." (Magenau, S. 19). Auch in der wenig bekannten Erzählung *Blickwechsel* (1970) beschreibt Wolf die plötzliche, gewaltsame Vertreibung aus einer Kindheitslandschaft: „Es war jener kalte Januarmorgen, als ich in aller Hast auf einem Leiterwagen meine Stadt in Richtung Küstrin verließ und als ich mich sehr wundern mußte, wie grau diese Stadt doch war, in der ich immer alles Licht und alle Farbe gefunden hatte, die ich brauchte. Da sagte jemand in mir langsam und deutlich: Das siehst du niemals wieder. Mein Schreck ist nicht zu beschreiben." Wolf, Christa: *Blickwechsel*. In: *Werke*. Hrsg. v. Sonja Hilzinger. Band 3. München (Luchterhand) 2000, S. 117.

3.6.7 Parallelen zur Gegenwart

Durch den Einbezug der dritten Erzählebene schafft Wolf eine Möglichkeit, nicht nur die Erinnerung an die Jugend im Dritten Reich, sondern auch die von der Erzählerin wahrgenommenen, vermeintlich verhängnisvollen historischen und politischen Parallelen zur Gegenwart zu reflektieren.
Die politisch ausgerichtete Zeit- und Gegenwartskritik zielt in *Kindheitsmuster* vornehmlich auf die westliche Großmacht USA, was natürlich eng mit dem entstehungsgeschichtlichen Kontext der Autobiographie zusammenhängt: es wurde in den siebziger Jahren äußerst heftig und kontrovers über die amerikanische Rolle im Vietnamkrieg diskutiert. Der amerikanische Truppeneinsatz rief weltweit Protestbewegungen hervor. Im April 1970 fielen US-Truppen in Kambodscha ein, 1971 bombardierte die amerikanische Luftwaffe auch Laos. Beide Aktionen, die militärisch kaum erfolgreich waren, intensivierten die antiamerikanischen Proteste. Zudem warfen die so genannten *Pentagon Papers*, Geheimakten des amerikanischen Verteidigungsministeriums zur Vorgeschichte des Vietnamkriegs, ein ziemlich düsteres Licht auf die amerikanischen Friedensbemühungen und Kriegsführung.
Es überrascht denn auch nicht, dass die moralische und politische Kritik an dem amerikanischen Präsidenten, dem amerikanischen »System» und der amerikanischen Außenpolitik in *Kindheitsmuster* einen prominenten Platz einnimmt. So präsentiere sich der amerikanische Präsident nach Ansicht der Erzählerin “perfekt in jener im letzten Drittel dieses Jahrhunderts zur Vollkommenheit getriebenen Form der Heuchelei”, die außerstande sei, “sich selbst zu erkennen”, indem er der Welt “eine lange Epoche dauerhaften Friedens prophezeit”.[637]
Nach einigen Reflexionen zum Stichwort Idee anhand von *Meyers Neues Lexikon* stellt die Erzählerin fest, dass eine Idee als Widerspiegelung der Wirklichkeit entweder “richtige Teilergebnisse eines fortschreitenden Erkenntnisprozesses oder, im ungünstigeren Fall, als falsche Projektionen der Realität, ja als Wahngebilde”, das Handeln großer Massen von Menschen bestimmen kann. Dass die letzte Variante auf Amerika zutrifft, stellt sich im darauf folgenden Absatz heraus. Kritisiert wird auch hier der amerikanische Präsident, “der sich hüten wird, die Anbetung des

[637] Wolf, *Kindheitsmuster*, S. 109.

Wohlstandes durch seine Landsleute zu kritisieren."[638] Die "Anbetung des Wohlstands" ist für jeden Leser klar als »typisch« amerikanische Idee erkennbar, zumal der Begriff Idee und die Unterteilung in "gute" und "falsche" Ideen im vorangehenden Absatz deutlich thematisiert bzw. definiert wurden. Die Formulierung "richtige Teilergebnisse eines fortschreitenden Erkenntnisprozesses" greift zudem auf die in *Lesen und Schreiben* formulierte dringende Aufgabe vom Festhalten am utopischen Fortschrittsideal im Sinne einer marxistischen Weltanschauung zurück. Noch deutlicher wird die klare Abweisung der amerikanischen Politik und Kultur nur wenige Sätze später, wenn Wolf dem Präsidenten vorwirft, "unbeirrt durch Watergate" an der amerikanischen Idee festzuhalten.[639] Darüber hinaus kritisiert Wolf die "Reihe von Geheimdienstmanipulationen" in den USA.
Doch die politische und moralische Kritik an den USA wird nicht nur nach Reflexionen über Begriffe oder durch aktuelle Pressemeldungen in Gang gesetzt. Auch die auf der ersten Zeitebene beschriebene Jugend im Dritten Reich wird zum Anlass, die damaligen Ereignisse mit der Rolle der USA in der Gegenwart zu verknüpfen. So wechselt Wolf nach einer Darstellung der rassisch motivierten Reichsjugendwettkämpfe auf die amerikanische Nachkriegsgesellschaft über; auch der Vietnamkrieg erscheint als zumindest teilweise rassisch motivierte politische Aktion:

> Es muß, unter anderem, der *weiße* Präsident eines großen und mächtigen Landes die Lebensweise seiner Schicht und seiner *Rasse* für die einzig menschliche Art zu leben halten, dann kann er ein Telegramm nachlässig unterschreiben, über dessen Tragweite für eine Bevölkerung *anderer Hautfarbe* und Lebensweise er sich erst später klar wird (Hervorh. J.S.).[640]

Mehrmals wechselt die Erzählerin von den Verbrechen des Nationalsozialismus direkt auf damaliges, durch die USA verursachtes »Unrecht« über:

> Du erzählst ihr (der Tochter Lenka, J.S.) von Nellys Gang zu der niedergebrannten Synagoge, während das Radio, das sie im Hintergrund immer laufen läßt, leise meldet, die USA hätten ihre Truppen in den Staaten, im Pazifischen Ozean und in Europa in eine niedrige Stufe von Alarmbereitschaft versetzt, um

[638] Ebd., S. 389.
[639] Ebd.: „Er, der Präsident, sei gekommen, Amerika seine Idee zurückzugeben. Dir scheint, er glaubt das, unbeirrt durch Watergate." Den Ausschnitten aus Reden von Nixon steht in *Kindheitsmuster* keine Kritik an Aussagen kommunistischer Politiker aus dem Ostblock gegenüber.
[640] Ebd., S. 259.

einer einseitigen Entsendung sowjetischer Truppen in das Kriegsgebiet Nahost jederzeit gewachsen zu sein.[641]

Wolf kritisiert die beschränkte "Vorstellungskraft der Bürger der Weltmacht Amerika, die es nicht gelernt haben, in den Gesichtern der von ihnen bombardierten oder bestochenen Völkern zu lesen (…)."[642] Die auf der ersten Ebene erzählten Kriegsverbrechen der Wehrmacht werden wiederholt mit der als militaristisch und expansionistisch kritisierten Außenpolitik der USA konfrontiert.[643] Die Vereinigten Staaten erscheinen als imperialistische Macht, als Bollwerk des Kapitalismus und damit als latent faschistisch. Das Amerikabild der Erzählerin in *Kindheitsmuster* entspricht somit weitgehend dem offiziellen Amerikabild der DDR.[644]
Auch der Militärputsch von General Pinochet in Chile (September 1973) wird von der Erzählerin thematisiert und mit der Erinnerung an die Zeit des Nationalsozialismus verbunden:

In Chile seien weitere vier Anhänger Allendes zum Tode verurteilt und von einem Hinrichtungskommando erschossen worden. (Wir haben nun auch die Tonbänder mit dem Schreien und heulen der Frauen aus dem Leichenschauhaus von Santiago noch gehört. Dies ist ein Fortschritt. Aus einem deutschen Gestapokeller gibt es kein Tonband. Die Zahl der chilenischen Opfer innerhalb von sieben Wochen übertrifft die der deutschen in den ersten sechs Jahren: In Chile wurde bewaffneter Widerstand geleistet.)[645]

Der Gestapo-Terror im Dritten Reich wird mit der politischen Verfolgung durch Pinochet im Chile des Jahres 1973 verglichen. Die Tatsache, dass in Chile akustische Aufnahmen als Zeugnis überliefert sind, wird dabei zynisch (?) als "Forschritt"

---

[641] Ebd., S. 265.
[642] Ebd., S. 559.
[643] Ebd., S. 57, S. 109, S. 258ff., S. 414, S. 559ff.
[644] Vgl. Ettrich, Frank: Feindbild Amerika in der DDR? Alltagskultur versus Ideologie. In: *Die politische Meinung*, H. 8, 2003, S. 42-46. Ettrich weist darauf hin, dass die DDR-Bevölkerung das parteioffizielle Amerikabild mit seinen Stereotypen "in den Zeiten der Zuspitzung des Kalten Krieges" zwar stärker akzeptierte, "das Amerikabild als Teil der marxistischen-lenistischen Ideolologie" sich aber "niemals wirklich handlungsleitend etablieren" (S. 46) konnte. Die Faszination für den amerikanischen Fortschritt und Wohlstand war dafür zu groß. Die "starke Systembindung vieler Wissenschaftler und Intellektueller" habe dazu geführt, "dass man in deren Texten und Verlautbarungen sehr viele Aspekte des offiziellen Amerikabildes finden konnte" (ebd.).
[645] Ebd., S. 265. Vgl. auch S. 403: „Montag, der 1. Juli 1974. Ein General Pinochet ernennt sich selbst zum obersten Führer der Nation. Die Namen der vier kürzlich ermordeten Chilenen, die gestern in der Zeitung standen: Jose, Antonio Ruz, Freddy Taberna, Umberto Lisandi. Fast genau vierzig Jahre früher hat der »Generalanzeiger« berichtet, daß vier Kommunisten aus L. vor dem Reichsgericht wegen Zersetzungsarbeit verurteilt worden seien."

bewertet. Auch eine semantische Analyse macht die von Wolf betonte Nähe zwischen damals und heute klar: die Begriffe Truppen, Hinrichtungskommando, Militär und Opfer wurden noch wenige Seiten zuvor bei der Beschreibung des Nationalsozialismus verwendet, rufen also beim Leser eine Erinnerung an die NS-Zeit wach.[646]

Die Konfrontation mit einer "westliche(n) Reisegesellschaft" im Interhotel in Frankfurt an der Oder, während der Reise nach Landsberg an der Warthe, führt zu einer Kritik am »westlichen Ausland«, wobei der Kapitalismus von Wolf gleichsam in die Nähe des Faschismus gerückt wird. Die Erzählerin muss mit ihrer Familie lange auf das "vorzügliche Essen" im Hotel warten, weil "Exemplare" der "herrschenden bürgerlichen Klasse" aus Portugal fast das ganze Lokal "besetzt" und alle Kellner in Anspruch genommen hätten.[647]

"Heute, keine vier Jahre später, werden die Ergebnisse der ersten Wahlen nach der Niederschlagung des Faschismus in Portugal kommentiert", erinnert sich Wolf im nächsten Absatz. Auch hier wird nach der zweiten Erzählebene, der Darstellung der Reise, sofort auf die dritte, die der Reflexion und Konfrontation mit der Gegenwart und damit auch der moralischen Sensibilisierung des Lesers dient, übergewechselt, wobei sich zwischen (NS-)Vergangenheit und (westlich-faschistischer) Gegenwart so etwas wie eine verhängnisvolle Kontinuität feststellen lässt.

Die westliche Welt erscheint in Wolfs Autobiographie als Refugium des Geldes, des Konsumzwangs und des Marktes, dessen kapitalistische Logik, in den Dingen vor allem Profit zu erkennen, notwendigerweise zum «Faschismus» führen muss. Die Darstellung bundesrepublikanischer Staatsbürger durch die Erzählerin entspricht weitgehend dem Klischee vom westlichen Wohlstandvolk, dass außer Konsum keine Ziele und Interesse habe.[648] Sie scheint dabei von einer moralischen Überlegenheit des Sozialismus auszugehen; die DDR scheint vor allem als Idee besser abzuschneiden.

---

[646] Vgl. S. 261ff.

[647] Ebd., S. 590. „Die Männer haben schwere Augenlider und schlaffe Züge, die Frauen grell geschminkte, scharfe, gereizte Gesichter. Viel Gold an Händen und Hals". Die Beschreibung der Erzählerin kann aber auch als Repräsentation der der klischeehaften Wahrnehmung der DDR-Bürger betrachtet werden. Auch scheinen in den Augen der Kellner im sozialistischen Staat einige Gäste gleicher als andere zu sein.

[648] Vgl. Wolf, *Kindheitsmuster*, S. 79f. Vgl. Paulsen, S. 146: „Christa Wolf ist gewiß eine große und ihres Handwerks sichere Erzählerin, aber sie versagt, wo sie sich dem >Westen< in irgendeiner Form zu stellen hat (...)."

Nach der Analyse der in *Kindheitsmuster* gezogenen Parallelen zur Gegenwart ist uns deutlich geworden, dass die von Christa Wolf in *Lesen und Schreiben* angesprochene "vierte Dimension" der Literatur auch in *Kindheitsmuster* zum Ausdruck kommt, und zwar vornehmlich auf der dritten Erzählebene, die Fakten und Erinnerungen aus der Vergangenheit – sowohl die aus der Zeit des Nationalsozialismus, als die von der vier Jahre zurückliegenden Reise nach Polen – aufgreift, um sie mit der Gegenwart kritisch zu verknüpfen. Die Kritik richtet sich auch hier vor allem auf Kapitalismus und Faschismus, dessen Erscheinungsformen über die verschiedenen Erzählebenen mit Erscheinungsformen des Nationalsozialismus verglichen werden.

3.7 Resümee

Spätestens seit 1980, als sie den Büchnerpreis erhielt, galt Christa Wolf als bedeutendste deutschsprachige Gegenwartsautorin. Nach der Wende 1990 wurde sie hingegen als "Staatsdichterin" geschmäht und lieferte den Anlass für den deutsch-deutschen Literaturstreit, den ihr Biograph Jörg Magenau als "diskursive Enteignung" der DDR-Bürger durch eine bundesdeutsche Kultur- und Medienindustrie ansieht.[649] Ihre Erzählung *Was bleibt* löste einen Literaturstreit aus, der als Grundsatzdebatte um die Anpassung der Schriftsteller an den DDR-Staat geführt wurde. Christa Wolf verlor ihre herausragende Stellung als Symbolfigur intellektueller Selbständigkeit. Die Angriffe auf die zuvor hoch gelobte Autorin beeinflussen bis heute auch das Bild von *Kindheitsmuster*. Bemühungen, die gesamte DDR-Literatur ins moralische Abseits zu stellen, standen – und stehen – engagierte Verteidiger gegenüber, die sich fragen, warum die Schriftsteller aus der DDR als "Sündenböcke herhalten müssen,"[650] und vor westlicher Selbstgerechtigkeit warnen. Bis heute ist jede Aussage über

[649] Magenau, S. 411. Vgl. ebd.: „Die pädagogische Rolle der DDR-Literaten, die als Fürstenaufklärer und Volksbelehrer keine Aufgaben mehr hatten, wurde vorübergehend von den westdeutschen Kritikern übernommen." Doch eine gesteuerte Rollenzuweisung innerhalb einer Parteidiktatur sollte nicht allzu leichtsinnig mit der komplexen, pluralen Öffentlichkeit einer liberalen Demokratie verwechselt werden. Wolf selbst sah Ähnlichkeiten zwischen der Verfolgung jüdischer Autoren im Dritten Reich und der Kritik an DDR-Autoren in der Bundesrepublik: „Jetzt glaubt man in Deutschland, man könnte auf die Kultur verzichten, die es in der DDR gegeben hat. Damals hat sich Deutschland der linken, der jüdischen Kultur entledigt, dieser ungeheuren, großen, menschlichen Kultur, die da war. Wir wissen, wohin das geführt hat." Christa Wolf in der ARD-Sendung *Kulturreport*, 24.1.1993. Zitiert nach: Vinke, Hermann (Hrsg.): *Akteneinsicht Christa Wolf. Zerrspiegel und Dialog. Eine Dokumentation*. München (Luchterhand) 1993, S. 170.

[650] Wittstock, Uwe: Die Dichter und ihre Richter. Literaturstreit im Namen der Moral. Warum die Schriftsteller aus der DDR als Sündenböcke herhalten müssen. In: *Süddeutsche Zeitung*, 13./14. 10. 1990.

Christa Wolf und ihr Werk stark vom ideologischen Blick des Bewertenden abhängig.[651]

Die Rezeptionsanalyse von *Kindheitsmuster* hat deutlich gemacht, dass Wolf schon vor 1989, sowohl in der DDR als in der Bundesrepublik, als Projektionsfigur ganz unterschiedlicher Interessen diente. Bereits im Erscheinungsjahr löste Wolf mit ihrer Autobiographie in der DDR eine literaturpolitische Debatte mit sehr kontroversen Beiträgen aus. Die vor allem in *Sinn und Form* vehement geführte Debatte um die Subjektivität dieser Autobiographie wurde durch Annemarie Auers *Gegenerinnerung* eröffnet.

Wolf stellt in *Kindheitsmuster* ihre Vergangenheit in einem nationalsozialistischen Staat dar, mit dem sie sich als Kind stark identifiziert hatte. Auf der dritten Erzählebene reflektiert sie in ihrer Autobiographie Begriffe wie Gedächtnis, Sprache, Vorstellungskraft und Zeit. Das Funktionieren des Gedächtnisses, das Verhalten der Strukturen des Erlebens zu denen des Schreibens und Erzählens bilden zentrale Themen, um welche die Gedanken kreisen. *Kindheitsmuster* folgt damit der *in Lesen und Schreiben* entwickelten Übereinstimmung zwischen den Strukturen des Erlebens und denen des Erzählens. Einerseits betont Christa Wolf auch in ihrer Autobiographie ihre subjektive Wahrnehmung; andererseits ist es ihr Anliegen, die Jugend der Hauptfigur als charakteristisch für viele zu präsentieren. Die Nelly-Figur dient als Objektivierungsform: geht es doch in *Kindheitsmuster* darum, am Beispiel einer individuellen Geschichte ein allgemeines, den Zeitgenossen gemeinsames Muster der Kindheit zu präsentieren. Von vielen Lesern wurde dieser Umgang mit der Autobiographie, die sich also mit der von Wolf selbst geprägten Formel subjektive Authentizität gut umschreiben lässt, abgelehnt oder zumindest kritisch beurteilt. Die Lesererwartungen richteten sich entweder auf eine weniger reflexive, offenere, direktere und »ehrlichere« Subjektivität (Reich-Ranicki, Mayer) oder auf ein höheres Maß an Objektivität, um die gesellschaftliche Wirklichkeit möglichst korrekt und »glaubwürdig« zu widerspiegeln (Auer).

---

[651] Papenfuß spricht angesichts des deutsch-deutschen Literaturstreits von einer "bedenklichen Entwicklung", die den "objektiven Blick auf die Literatur der DDR" erschwert (S. 11). Dabei ist jedoch zu bedenken, dass auch vor dem deutsch-deutschen Literaturstreit von einem „objektiven Blick" kaum die Rede sein kann. Sowohl in der öffentlichen wie in der literaturwissenschaftlichen Rezeption waren ideologische Kriterien bei der Bewertung von literarischen Texten aus der DDR oft ausschlaggebend. Vgl. Anthonya Visser: *Blumen ins Eis. Lyrische und literaturkritische Innovationen in der DDR*. Amsterdam (Rodopi) 1994.

Die Bewertung der Subjektivität dieser Autobiographie hängt dabei stark mit der Wahrnehmung der in *Kindheitsmuster* zum Ausdruck gebrachten Gesellschaftskritik zusammen, die aus der Konfrontation Wolfs mit ihrer eigenen Vergangenheit im Nationalsozialismus folgt. Wolfs Darstellung des Nationalsozialismus sowie die von ihr wahrgenommenen Parallelen zur Gegenwart wurden, ähnlich wie in der Rezeption von Bernhards Autobiographie, kontrovers aufgenommen.

Den in literarischer Form wiedergegebenen historischen Erfahrungen aus der Zeit des Nationalsozialismus wurden in der Rezeption eine außerordentlich hohe Bedeutung beigemessen. Die Darstellung des Nationalsozialismus war in der DDR brisant, ging es dabei doch um das ideologische Fundament des kommunistischen Staates: den »Antifaschismus». Reich-Ranickis und Mayers Vorwürfe bezogen sich darauf, dass es in *Kindheitsmuster* kein einziges Wort gegen die DDR oder gegen den Kommunismus gebe. Ihre Kritik bezog sich auf das Unrecht, das die Erzählerin vor allem in Vietnam, auf Zypern, in Chile und in den USA wahrnimmt, während sie Missstände in der DDR nur sehr zurückhaltend beschreibt. Die von Wolf aufgeworfene Frage, was an *Kindheitsmustern* aus dem "System Faschismus" sich eingeprägt, möglicherweise festgesetzt und den Erwachsenen mit Spätfolgen belastet, wurde von westdeutschen Kritikern mit dem Hinweis auf ihre Rolle in der DDR, einem kommunistischen Staat, der demokratische Rechte und Gesetze nicht respektierte, beantwortet: habe die erwachsene Autorin Christa Wolf nicht ein ähnliches Lügennetz aufgebaut, wie ehemals das Kind Nelly? Sei Wolfs Sozialisation in der SED-Diktatur, einer auf Verdrehung und Verbiegung von Wahrheiten gebauten Gesellschaft, nicht auch über ein bewusst praktiziertes System von Vortäuschungen und Verdrängung erfolgt?

Doch auch in der DDR wurden Wolfs kritische Reflexionen zur Gegenwart keineswegs einstimmig begrüßt. So warf Annemarie Auer Wolf einen Narzissmus vor, der allenfalls einen vagen historischen Kontext zulässt. Auch Leonore Krenzlin, Helmut Richter und Dieter Schiller zeigten Bedenken, wenn es um diese Subjektivität in Wolfs Autobiographie ging.

Die Bewertung von *Kindheitsmuster* zeigt sich als eng mit den persönlichen Auffassungen der Rezipienten über Politik und Moral und die Rolle des Intellektuellen in der Gesellschaft verbunden. Während einige Christa Wolf vor allem mit politischen und moralischen Kategorien angreifen und ihr falschen Moralismus vorhalten – und sich damit oft auch selbst dem Vorwurf des Moralisierens aussetzen - würdigten andere *Kindheitsmuster* als überzeugenden Beitrag zur notwendigen

Erinnerung an ein dunkles Kapitel deutscher Geschichte, und sehen sich dabei in ihren eigenen Überzeugungen über die «richtige» Form der Erinnerung bestätigt.

4 Neue Unbekümmertheit: Florian Illies, Jana Hensel, Claudia Rusch

4.1 Einleitung

Die im zweiten und dritten Kapitel dieser Arbeit untersuchten Autobiographien von Thomas Bernhard und Christa Wolf haben gezeigt, dass sowohl in den Texten selbst wie auch in den Rezeptionsdokumenten neben der Identitätsproblematik die Diskussion um den »richtigen« Umgang mit der Vergangenheit eine wichtige Rolle spielte. Auch in den Autobiographien der hier vorgestellten jüngeren Autoren wird kritisch auf eine bestimmte Zeit zurückgeblickt: bei Florian Illies (*1971) auf die Bundesrepublik der achtziger und neunziger Jahre, bei Jana Hensel (*1976) und Claudia Rusch (*1971) auf eine Jugend in der späten DDR.
Die Rezeptionsanalyse (4.2 und 4.3) in diesem Kapitel sollte vor allem folgende Fragen beantworten: In wie weit sind die Erwartungen in Bezug auf den Text als Autobiographie mit der Erwartung, im Text ein über die persönlichen Erfahrungen des Autors hinausgehendes Bild einer Gesellschaft zu gewinnen, verbunden? Wie stark scheint für den Leser nicht so sehr die persönliche Identität des Autobiographen, sondern der gesellschaftlich-politische Hintergrund der beschriebenen Erfahrungen im Mittelpunkt bzw. zur Diskussion zu stehen? In wie weit hat z.B. die Hoffnung, aus den Beschreibungen von Hensel und Rusch einen Blick auf eine Jugend in der späten DDR zu gewinnen, die historisch repräsentativ wäre, die Rezeption geprägt und andere Fragen verdrängt? Und wurden die Texte den Erwartungen der Leser gerecht?
Danach (4.4) soll der Umgang mit Identität und Sozialisation in den ausgewählten Texten untersucht werden. Es wird zu zeigen sein, welche Rolle die Auseinandersetzung mit für die eigene Sozialisation prägenden Mustern bei der Konstitution einer eigenen Identität spielte. Auch soll versucht werden, anhand der weitgehend textimmanenten Lektüre die positiven und negativen Leseurteile zu verstehen und auf Inhalte zu weisen, die von der Rezeption übersehen wurden.
Sowohl Hensel als Illies und Rusch gehen in ihren autobiographischen Texten vertrauten Fragen nach: Wer bin ich? Zu welcher Gruppe gehöre ich? Wie bin ich geworden, was und wer ich bin? Die Darstellung konzentriert sich in allen drei Texten auf Selbst-Präsentation. *Generation Golf*, *Zonenkinder* und *Meine freie deutsche Jugend* verstehen sich – mehr noch als Wolfs *Kindheitsmuster* – als

Grenzüberschreitungen.[652] Sie sind nicht länger – und vor allem nicht im traditionellen Sinne – ausschließlich als Autobiographie zu betrachten. Die Autobiographik scheint hier als grenzüberschreitende Form benutzt, als Folie, um verschiedene literarische Formen zu kombinieren, wobei die Auseinandersetzung mit der eigenen Person, und vor allem mit der eigenen Identität, im Mittelpunkt steht. Die Abweichungen von traditionellen Gattungsvorstellungen sollen in diesem Kapitel bei jedem Text reflektiert werden, um das Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption auch für diese Texte sichtbar zu machen. Dabei fällt auf, dass die jüngeren Autoren sich weitaus weniger als ihre Vorgänger Bernhard und Wolf mit den Problemen der Sprache und des autobiographischen Schreibens selbst beschäftigen. Man kann denn auch von einer neuen Unbekümmertheit der jüngeren Autoren im Umgang mit der Gattung sprechen.

4.2 Die »Neue Unbekümmertheit« im Spiegel der Rezeption

4.2.1 „Erinnerungskünstler" oder grober Vereinfacher: Florian Illies

Bei Florian Illies' *Generation Golf* beziehen sich viele Rezeptionsdokumente auf die im Text präsentierte Wahrheit sowie auf die Authentizität der von Illies beschriebenen Erinnerungen. Auch über die Identität der Generation Golf wurde im Anschluss an die in den neunziger Jahren geführte »Generationendebatte« kontrovers diskutiert.[653] Daneben fiel auch die Bewertung der Gesellschaftskritik in *Generation Golf* unterschiedlich aus. Im Folgenden soll auf oben genannte Aspekte der Rezeption von Illies' *Generation Golf* eingegangen werden. Wurde *Generation Golf* als Autobiographie gelesen? War die Unterscheidung Autor-Erzähler-Figur für den Leser

[652] Illies, Florian: *Generation Golf. Eine Inspektion*. Frankfurt a.M. (Fischer) [9]2003; Hensel, Jana: *Zonenkinder*. Reinbek (Rowohlt) [12]2003; Rusch, Claudia: *Meine freie deutsche Jugend*. Mit einem Text von Wolfgang Hilbig. Frankfurt/Main (Fischer) 2003.

[653] In den neunziger Jahren war eine auffällige Konjunktur des Begriffs Generation festzustellen. Ursachen dafür könnten vor allem in der Frage nach der »Folgegeneration« der einflussreichen 68-er wie die Frage nach den Auswirkungen des historischen Ereignisses des Mauerfalls 1989 liegen. Vgl. u.a. Mohr, Reinhard: *Zaungäste. Die Generation, die nach der Revolte kam*. Frankfurt/Main (Fischer) 1992; Leggewie, Claus: *Die 89er. Porträt einer neuen Generation*. Hamburg (Hoffmann & Campe) 1995; Bude, Heinz: Generation Berlin. In Vorbereitung auf eine neue Republik. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 18.6 1998. Andreas Lange spricht von einem „neuen Aufmerksamkeitsschub für ein traditionsreiches Konzept". In den Sozialwissenschaften sei der Generationenbegriff nahezu zu einem „Modebegriff" geworden. Vgl. Lange, Andreas: Generationenrhetorik und mehr. Versuche über ein Schlüsselkonzept. In: *Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau*, H. 22, 1999, S. 71-89.

relevant? Welche Entscheidungskriterien spielten bei der Bewertung des Textes eine Rolle?

Zunächst soll aber die Frage beantwortet werden, inwieweit *Generation Golf* als eine Autobiographie gelesen wurde. Begriffe wie Identität und Erinnerung, die in der Gattungstheorie im Mittelpunkt stehen, spielen in der Rezeption von Illies' Buch eine große Rolle. Aber nur wenig Rezensenten bezeichnen *Generation Golf* direkt als eine Autobiographie. Es ist vielmehr die Rede von „Illies' autobiographisch grundierte Inspektion", von einem „Kollektivportrait", das er „aus der Innenperspektive"[654] gezeichnet habe, von „seine(n) Jugenderinnerungen"[655], von einem „Rückblick auf die Jugend" auch, von einer „Selbstbeschreibung".[656] Dabei fällt auf, dass Illies' Erinnerungen sofort in einen breiteren Rahmen eingeordnet werden. Dieser breitere Rahmen besteht aus der Reflexion auf die Generationsdebatte in den Medien, der kollektiven Erinnerung der zwischen 1965 und 1975 Geborenen und der dieser Generation unterstellten Erinnerungssucht.

So nahm Mia Eidlhuber *Generation Golf* zum Ausgangspunkt für eine nähere Betrachtung eines „Phänomen(s)": das der „kollektiven Kindheitserinnerungen."[657] Der nostalgische Rückblick führe zu einem „kollektive(n) Wohlgefühl". *Generation Golf* sei als ein Exponent dieses Phänomens zu betrachten.

Auch Susanne Leinemann beleuchtete in ihrer Rezension die Hochkonjunktur verschiedener Generationsmodelle. Nach ihrer Ansicht handle es sich bei *Generation Golf* vor allem um „Nostalgie".[658] Der Rückblick auf die eigene Jugend sei bei der jungen Generation mit einer verfälschenden Darstellung verbunden. Stärker als Eidlhuber kritisiert Leinemann die Wirklichkeitsferne bei dieser Rückschau. Die eigene Jugend werde in *Generation Golf* grob vereinfacht als „ein glitzerndes, übervolles Konsum-Country" beschrieben, so Leinemann (*1968).

Es gab jedoch auch Leser, die Illies' Erinnerungen für ausgesprochen glaubwürdig und authentisch hielten. So bezeichnete Anja Höfer in ihrer Rezension auf *literaturkritik.de* Illies' *Generation Golf* als eine „höchst unterhaltsame Alltagsphänomenologie". Illies sei ein „wahrer Erinnerungskünstler", der alles, was

---

[654] Höfer, Anja: Kohls Kinder. Florian Illies inspiziert die „Generation Golf". In: *literaturkritik.de*, Nr. 5, Mai 2000.
[655] Bartels, Hans-Peter: Wühlen im Kinderparadies. Hans-Peter Bartels über die von Florian Illies erfundene „Generation Golf". In: *Der Spiegel*, 21.2.2000.
[656] Knipphals, Dirk: Das fröhliche Ausgrenzungsspiel. In: *Die Tageszeitung*, 26.2.2000.
[657] Eidlhuber, Mia: Alles Bonanza. In: *Die Zeit*, 7/2000.
[658] Leinemann, Susanne: Den Waren zum Trotz. In: *Die Welt*, 6.3.2000.

seine Generation ausmache, „mit bewundernswerter Akribie“ zusammengetragen habe. Der „Wiedererkennungswert“ grenze bisweilen an „Obszönität“, so Höfer. Nicht vergessen werden darf, dass *Generation Golf* ein Bestseller war; die Verkaufszahlen dieses Buches sind mit keinem der übrigen in dieser Arbeit untersuchten Werke zu vergleichen. Über Monate hinweg belegte *Generation Golf* den ersten Platz auf den Listen der meist verkauften Bücher. Das Buch wurde über 700.000 Mal verkauft.
Auffällig ist, dass in der Rezeption sowohl professioneller wie nicht-professioneller Leser auf die persönlichen Erfahrungen, die Illies erzählt, kaum eingegangen wird. *Generation Golf* wird vor allem als Autobiographie einer Generation gelesen. Illies wird nicht so sehr als Darsteller seines eigenen Lebens, sondern als Darsteller (s)einer Generation betrachtet. Und dies, obwohl er aus einer subjektiven Perspektive persönliche Erlebnisse beschreibt – es sind ja *seine* Lehrer, die er beschreibt, es ist *seine* Schule, *seine* Studentenzeit, sowie es ja schließlich auch *sein* Generationserlebnis ist. Eine Ausnahme bildet die Rezension von Hendrik Müller-Reineke, der nach der Wahrheit von Illies’ persönlichen Erinnerungen fragte:

> Wie kommt es, dass Florian Illies, der ohne Zweifel auch in den Genuss des Führerscheins auf die Probe gekommen ist, als Führerscheinneuling trotz zweier Unfälle mit Totalschaden schon kurze Zeit später im eigenen >VW Polo< die Straßen wieder unsichtbar machen konnte? Auch sonst nimmt der Autor es mit der historischen Wahrheit nicht ganz genau und verlegt das eine oder andere Produkt oder Ereignis der Neunziger in das vorangegangene Jahrzehnt.[659]

Doch diese kritische Lektüre, gerichtet auf die Wahrheit der präsentierten Erinnerung, gehört zu den Ausnahmen. Kaum ein Rezensent setzt sich mit der persönlichen Identität des Autobiographien, seinem Werdegang von Schüler über Studenten zum jungen Akademiker auseinander, sondern die Kritiker reagieren kritisch auf das Bild der achtziger und neunziger Jahre, das Illies präsentiert, auf die Identität und Sozialisation der Generation Golf, mit anderen Worten: auf das Generationsmodell, das Illies entwarf. Nicht so sehr die persönliche Identität des Autobiographen, sondern die Identität des Kollektivs, dem er sich zurechnet, steht im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen um Wahrheit, Erinnerung und Authentizität.

[659] Müller-Reineke, Hendrik: Haste was an, biste was. In: *wortlaut.de. Göttinger Zeitschrift für neue Literatur*, 7.3.2000.

4.2.2 „Die Generation, das bin ich": Jana Hensel

In der Rezeption von Florian Illies' *Generation Golf* wurde vor allem über die Identität und Sozialisation der Generation Golf diskutiert, nicht über die persönliche Identität des Autors. Wie war das bei Jana Hensel? Inwieweit wurde das Kollektivbild der *Zonenkinder* von der Kritik als glaubwürdig aufgenommen? In wieweit wurde auch in der Rezeption von *Zonenkinder* die Abweichung von dem traditionellen Ich der Autobiographie als problematisch aufgefasst? Und war sie für das Urteil über den Text ausschlaggebend?

Ein erster Überblick über die Rezeption von Jana Hensels *Zonenkinder* macht deutlich dass dieses Buch, ähnlich wie *Generation Golf*, von vielen als Kollektivporträt gelesen wurde.[660] Die Erwartungen wurden bereits durch das im Plural stehende Substantiv im Titel in diese Richtung gelenkt. Das Buch heißt eben nicht: *Meine Jugend als Zonenkind* oder *Ich, Zonenkind,* sondern *(Wir) „Zonenkinder"*. Als Verfasserin eines Kollektivporträts wurde Hensel ihren möglichen Lesern auch in zahlreichen Darstellungen und Gesprächen vorgestellt.[661]

Über das kollektive Wir wurde von der Kritik hauptsächlich negativ geurteilt. Interessant ist dabei die unterschiedliche Präsentation von *Zonenkinder* in den Besprechungen. Die positiven Wertungen gehen von der persönlichen Biographie Hensels aus, kommen von der Biographie der Schriftstellerin auf die Generation der Zonenkinder zu sprechen und betrachten den Lebensweg der Schriftstellerin als repräsentativ für die Entwicklung junger Ostdeutscher. Ein Beispiel für diese Lektüre lieferte Eva Pfister, die, ausgehend von Hensels Erfahrungen vor und nach der Wende, diese auf die Gruppe der Zonenkinder »projizierte«. Die negativen Wertungen hingegen fangen meist mit der Generationenfrage, der Frage nach dem

[660] Vgl. „Kaum ein Rezensent hat versäumt, es auf Joachim (sic) Illies' «Generation Golf« aus dem Jahre 2000 zu beziehen." Baßler, Moritz: Die »Zonenkinder» und das »Wir«. Ein Nachwort. In: Kraushaar (Hrsg.), S. 111.

[661] Vgl. u.a. Mischke, Roland: Die ersten Wessis aus dem Osten. Die 26-jährige Jana Hensel über ihr Buch "Zonenkinder". In: *Saarbrücker Zeitung*, 2.11.2002; Gutsch, Martin: Man begibt sich in so eine Art Erinnerungsrausch. Jana Hensel hat ein Porträt der Generation von den Mitzwanzigern geschrieben, die im Osten die Kindheit erlebten und im Westen die Jugend. In: *Berliner Zeitung*, 9.11.2002; Leinemann, Susanne; Schmelcher, Antje: Generation Trabant. Angekommen im neuen Deutschland? Zonenkinder im Gespräch (=Gespräch mit Julian Schoch, Jakob Hein, Andres Kubiczek und Jana Hensel). In: *Die Welt*, 9.11.2002, Mischke, Roland: Von Leipzig aus aufgebrochen. Jana Hensel und ihr viel gekauftes, viel diskutiertes Buch Zonenkinder. In: *Leipziger Volksstimme*, 28.11.2002; Ide, Robert: Die Wahrheit auf dem Platz. Jana Hensel aus Leipzig wollte die nächste Steffi Graf werden. Heute schreibt sie Bestseller – und ihre Heimat wird vielleicht Olympia-Stadt. Spaziergang mit einem Zonenkind. In: *Der Tagesspiegel*, 27.4.2003.

»Wir«, an, kritisieren das Buch als einen weiteren modischen Generationsentwurf und vertreten die Ansicht, dass die von Hensel beschriebenen Erfahrungen keineswegs als repräsentativ für Jugendliche, die die DDR gerade noch bewusst miterlebt haben, zu betrachten sind.
Dabei spielte auch das Verständnis, das den von Hensel beschriebenen Problemen der „Zonenkinder" entgegengebracht wurde, eine Rolle. Während bei Pfister der mühsame Wandel der „Zonenkinder" im Vordergrund stand und betont wurde, wie schwierig die Integration für die in der DDR Aufgewachsenen verlaufe und wie weit diese Generation schon gekommen sei, wenden kritische Bewertungen sich der Frage zu, in wie weit die „Zonenkinder" tatsächlich schon in der neuen Wirklichkeit angekommen sind, wenn man Hensels (n)ostalgische Rückschau als Ausgangspunkt nimmt.
Auffällig im Vergleich zu der Aufnahme von *Generation Golf* ist, dass die Kritik an *Zonenkinder* schärfer war, sie weniger differenziert ausfiel und sich direkter gegen die Schriftstellerin persönlich richtete. Ein gutes Beispiel dafür liefert die Rezension von Ingo Arendt aus *Freitag*, die fast alle Kritik, die sich an *Zonenkinder* richtete, zusammenfasst. Aus diesem Grund möchte ich hier etwas näher auf Arendts Besprechung eingehen. Nach den gleichfalls kritischen Besprechungen aus der *Zeit*, der *FAZ* und der *Süddeutschen Zeitung* werde ich dann etwas näher auf die positiven Reaktionen auf Hensels Generationsmodell in *Zonenkinder* eingehen, um auch bei diesen die Erwartungen und Vorstellungen der Kritiker sichtbar zu machen.
In seiner Rezension in *Freitag* meinte Arendt, mit *Zonenkinder* liefere Hensel „einen weiteren Beleg" für das „neu erwachte Generationsinteresse".[662] Diesem Interesse stand Arendt aber keineswegs wohlwollend gegenüber:

> 1976 geboren, Herausgeberin der unorthodoxen Literaturzeitschrift Edit. Warum wird so jemand plötzlich nostalgisch? Andere ihrer Generation könnte man doch auch zu den "Zonenkindern" rechnen. Also zu jenen Jugendlichen, die ihr halbes Leben im und das halbe Leben nach dem Sozialismus verbracht haben.

Hensel hat in Arendts Augen ein sehnsüchtiges, die eigene Vergangenheit verklärendes Buch geschrieben. Auffällig ist, dass Arendt dabei auf den Inhalt des Buches, die Art und Weise, wie nun die eigene Generation rückblickend beschrieben

[662] Arendt, Ingo: Der Setzkasten der Erinnerung. Fetischcharakter. Jana Hensel hat Sehnsucht nach dem Warenparadies DDR. In: *Freitag* 46, 8.11.2002.

wird, noch gar nicht eingegangen ist. Das Schreiben eines Generationsbuchs wird gleich am Anfang kritisiert. Arendt unterstellt Hensel ein strategisches Kalkül: Generationsbücher kommen auf dem Büchermarkt gut an.[663] Nach westlichem Vorbild mache Hensel sich zur Sprecherin einer ganzen Generation, meinte auch Nadja Geer in der *Zeit*. Die junge Schriftstellerin

springt auf einen Zug auf, der mit der „Generation Golf" in der Westprovinz losgefahren ist – die einfallslose Tendenz von Jungautoren, das eigene Kinderleben zu stilisieren und zu konservieren.[664]

Wie Arendt macht Geer Hensel das Schreiben eines Generationsbuchs zum Vorwurf. Weiter meint sie, Hensel sei in ihren Erinnerungen ungenau und werde dem Anspruch, ein genaues und detailreiches Leben einer Jugend in der späten DDR zu zeichnen, nicht gerecht.[665] Wie Arendt und Geer kritisierten auch andere Rezensenten die ihrer Meinung nach unzulässigen Pauschalisierungen durch das verallgemeinernde Wir.[666]

Eva Pfister hingegen bewertete das Generationsbild in der *Stuttgarter Zeitung* als überzeugend.[667] Niemand habe bisher „so kompromisslos die gewaltige Anpassungsleistung beschrieben, die sich die Jugend in der ehemaligen DDR auflegte, um in der Bundesrepublik anzukommen." Weil sie die für diese Generation typischen Wandel selbst durchlebt habe, sei Hensel ein überzeugendes Bild der „Zonenkinder"-Generation gelungen. Hensel selbst habe sich nach 1989 den westlichen Trends angepasst,[668] sie schreibe aus eigener Erfahrung. Auch die

---

[663] Hensel schiele „zu sehr nach dem Kultbuch", so Arendt, die Schriftstellerin hänge sich an die „Inflation der selbstkonstruierten "Generationen" nach 1989."

[664] Geer, Nadja: DDR-Safari. Jana Hensel schwärmt vom braven Osten. In: *Die Zeit*, 12.12.2002.

[665] Geer listet in ihrer Rezension eine Reihe „Fehler" auf: „Weil sie sich aber nicht mehr gut erinnern kann, tauchen immer wieder Fehler auf: Im Westen wurden weiche Pullis ebenfalls Wichis genannt und nicht T-Shirt. Eine Jugendherberge und ein Landschulheim sind *zwei* verschiedene Institutionen. Vom *Krankenhaus am* Rande der Stadt schwärmen westdeutsche Zuschauer heute noch." Diese historischen Ungenauigkeiten vertragen sich für Geer nicht mit der Erwartung, in *Zonenkinder* ein getreues Bild der Wirklichkeit zu finden.

[666] Vgl. „So schnell (...) hat noch kein Hippie seinem Gegenüber das Du aufgedrängt wie dieses Buch dem Leser das Wir." Richter, Peter: Die armen kleinen Gehirne. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 5.11.2002. Vgl. Ostwald, Susanne: Die Generation, das bin ich. Jana Hensel erinnert sich an ihre zu kurze DDR-Kindheit. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 26.9.2002. Auch Kai Biermann war der Ansicht, dass Hensel nur ihr persönliches Leben beschrieben hat, die geschilderten Erfahrungen seien nicht für eine ganze Generation typisch. Vgl. Biermann, Kai: Herzlich willkommen bei der Generation Wartburg. Ein Kind der Zone, kokett, aber nicht hilflos: wie die Schriftstellerin Jana Hensel nach den Resten ihrer ostdeutschen Identität sucht. In: *Stuttgarter Zeitung*, 8.1.2003.

[667] Pfister, Eva: Der Zukunft zugewandt. Jana Hensel berichtet von der Anpassung der "Zonenkinder". In: *Stuttgarter Zeitung*, 7.10.2002.

[668] Dies ist nach Hensel eine der prägenden Erfahrungen ihrer Generation. Vgl. 4.4.2.

Gespräche, die Hensel auf ihrer „Suche nach verlorenen Erinnerungen“ mit Altersgenossen zur Vorbereitung auf ihr Buch geführt habe, würden zur Authentizität der geschilderten Erfahrungen beitragen.[669]

Auch Jan Brandt hielt in der *Tageszeitung* Hensels Generationsmodell für ausgesprochen glaubwürdig.[670] Wie Klaus Mann in seiner Autobiographie *Kind dieser Zeit* (1932), die Brandt zum Vergleich heranzieht, werde auch Hensel „die Rückbesinnung auf die Vergangenheit zu einem Mittel, sich historisch zu verorten und daraus selbstbewusst einen eigenen Standpunkt für die Zukunft abzuleiten.“ In *Zonenkinder* verknüpfe Hensel überzeugend „den eigenen Lebenslauf mit der allgemeinen Geschichte der vergangenen zwanzig Jahren“. Damit löst Hensel für Brandt die Erwartungen, die sich seit je an eine Autobiographie richten, ein: ein getreues Bild nicht nur des Autobiographen, sondern auch seiner Zeit zu vermitteln. Dass Hensel dabei auf ein Kollektiv zurückgreift, sei im Lichte des erfahrenen Umbruchs kaum verwunderlich.[671]

Reinhard Mohr, der mit *Zaungäste* 1992 selber ein Generationsmodell vorlegte, betrachtete *Zonenkinder* als eine Art Ost-Nachfolge von *Generation Golf* und lobte: „Jana Hensel hat den Kindern der Zone, der ersten gesamtdeutschen Generation, schon jetzt in kleines Denkmal gesetzt.“[672] Der Unterschied zwischen den positiven Urteilen von Pfister, Brandt und Mohr und den ablehnenden Rezensionen von Arendt, Geer, Richter, Biermann und Holtz könnte nicht größer sein. Insgesamt handelt es sich bei der positiven, zustimmenden Kritik aber um eine Minderheit.

---

[669] *Zonenkinder* sei „vom Furor eines erkannten Verlustes getragen“, von einer „Kränkung, die Jana Hensel mit diesem Buch wohl überwunden hat.“ Damit greift Pfister einen alten *topos* autobiographischer Lektüre auf: Die Autobiographie als Akt der Selbstheilung für den Autor, das Schreiben als Therapie. Vgl. 2.4.2.

[670] Brandt, Jan: Mit der Krise steigt die Sehnsucht. Die ostdeutsche Bestsellerautorin Jana Hensel hat sich auf die Suche nach einer real existierenden Kindheit gemacht. Ihr Buch Zonenkinder erfindet keine Generation Trabbi, sondern markiert das Ende einer kulturellen Angleichung. In: *Die Tageszeitung*, 26.11.2002.

[671] Vgl. Hensel, S. 160ff. : “Das einzige Kontinuum unseres Lebens mussten wir uns selbst erschaffen. Das ist: unsere Generation. Nur die Erfahrungen der letzten zehn Jahre und alle Freunde, die sie teilen, bilden unsere Familie.“

[672] Mohr, Reinhard: Jenseits von Schkoptau. In ihrem Debüt “Zonenkinder“ schreibt Jana Hensel die Biographie ihrer “zwittrigen“ Generation – ein Höhepunkt in der Menge der Lebensbilder auf der Buchmesse. In: *Der Spiegel*, Nr. 41, 7.10.2002.

4.2.3 Ohne Ostalgie: Claudia Rusch

Meine freie deutsche Jugend erschien am 22. Juli 2003 im Fischer-Verlag. Das Buch der bis dahin unbekannten jungen Schriftstellerin Claudia Rusch entstand mit Förderung der Bundestagsstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur. Das Buch hielt sich monatelang in der *Spiegel*-Bestsellerliste und wurde in der Kategorie Debüt für den *Deutschen Bücherpreis* nominiert. Nahezu alle wichtigen deutschsprachigen Zeitungen, mit Ausnahme von der *Zeit*, besprachen es in ausführlichen Rezensionen und/oder stellten die junge Schriftstellerin und ihr Debüt in Interviews vor.
Ein erster Überblick über die Rezeption macht deutlich, dass die deutschen Feuilletons *Meine freie deutsche Jugend* positiver aufnahmen als die beiden anderen in diesem Kapitel besprochenen Autobiographien. Im Folgenden werde ich aus einigen Rezensionen zitieren, um diese Behauptung zu stützen. Weil *Meine freie deutsche Jugend* von vielen Kritikern als das bessere Gegenstück zu *Zonenkinder* aufgefasst wurde, werde ich dabei auch auf Vergleiche mit Hensels *Zonenkinder* eingehen. Unter 4.3.3 werde ich mich mit der Kritik an *Meine freie deutsche Jugend* auseinandersetzen.[673]
Ruschs Autobiographie hob sich in den Augen fast aller Kritiker erfreulich von Hensels *Zonenkinder* ab. So gefiel Susanne Ostwald *Meine freie deutsche Jugend* deutlich besser als Hensels Jugenderinnerungen, die sie in ihrer Rusch-Rezension noch einmal wegen dem „larmoyante(n) Ton“ und der Tendenz, banale Kindheitserfahrungen zu einem Generationsbild zu verallgemeinern, angriff.[674] Ostwald pries die entwaffnende Offenheit, mit der Rusch über ihre Kindheit erzähle:

> Die Offenheit der Autorin ist entwaffnend und wirkt doch nie anbiedernd; mit Selbstironie schildert sie absurde und auch peinliche Situationen einer Jugend im Osten, erzählt von Sehnsüchten, ohne dabei sentimental zu werden, von Unsicherheiten im Umgang mit westlicher Lebensart (...), ohne sich überheblich von eigenen Schwächen zu distanzieren (...).

[673] Es war keineswegs so, dass Ruschs Autobiographie von allen Rezensenten einstimmig begrüßt wurde. Auch in den an sich positiven Besprechungen gab es Kritik. Sie betraf vor allem die Struktur des Textes und stilistische Fragen.
[674] Ostwald, Susanne: Bananenlust und Hummerfrust. »Meine freie deutsche Jugend« von Claudia Rusch. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 31.7.2003. Für Ostwalds Besprechung von Jana Hensels *Zonenkinder*, vgl. 4.3.2 u. 4.3.4.

Die meisten Kritiker schätzten die Offenheit dieser Autobiographie und hielten die in *Meine freie deutsche Jugend* beschriebenen Erfahrungen für ausgesprochen glaubwürdig.[675]

Neben der Glaubwürdigkeit von Ruschs privaten Erinnerungen lobten viele Kritiker den relativierenden Humor, mit dem Rusch die „kaum glücklich zu nennenden Umstände" (Klappentext), unter denen sie ihre Kindheit erlebte, beschrieb. Rusch habe sich „ihren Humor bewahrt", so Susanne Leinemann;[676] Rusch gebe die „Machenschaften des Regimes" einem „befreienden Gelächter" preis, urteilte Erika Deiss. Trotz den Erfahrungen mit Unterdrückung und Bespitzelung habe die junge Schriftstellerin „weder ihren Humor noch ihre Leichtigkeit" verloren, betonte Susanne Ostwald. Dieser Leichtigkeit seien allerdings auch Grenzen gesetzt. Denn es bleibe einem „das Lachen im Halse stechen", wenn Rusch über die Bespitzelung ihrer Mutter berichte und die eigene Großmutter in den Verdacht gerät, für die Stasi gearbeitet zu haben.

Damit ist ein dritter Aspekt von *Meine freie deutsche Jugend* angesprochen, der von den Kritikern nahezu ausnahmslos gelobt wurde: die Beschreibung des SED-Regimes, das DDR-Bild in Ruschs Autobiographie. Dieser Aspekt ist natürlich eng mit der Authentizität von Ruschs privaten Erinnerungen verbunden: Rusch ist im Umfeld der DDR-Bürgerrechtsbewegung aufgewachsen. Die Schriftstellerin kenne die „Unterdrückungs- und Bespitzelungsmaßnahmen in der DDR" aus eigener Erfahrung, betonte Ostwald. Durch ihre eigene Biographie seien Erfahrungen in den Text eingegangen, die sichtbar machten, wie schwierig ein Leben in der DDR war für all diejenigen, die nicht bereit waren, sich an den Vorstellungen der Machthaber anzupassen.[677] Vor allem im Kapitel über den Bespitzelungsverdacht der Großmutter werde das Unmenschliche des Überwachungsstaats sichtbar, „das perfide Kalkül des DDR-Regimes, durch persönliche Bespitzelung ein allgemeines Klima des Misstrauens und Duckmäusertums zu schaffen (...)". *Meine freie deutsche Jugend* sei eine „Quelle ersten Ranges", wenn man sich über das Alltagsleben im DDR-Regime

---

[675] Neben Ostwald pries auch Erika Deiss das Debüt als „ungemein wahrhaftig" und „anrührend". Auch auf Gerrit Bartels wirkten Ruschs Erinnerungen „privat und offenherzig". Deiss, Erika: Ddädderähh? Non merci! Claudia Ruschs "Freie deutsche Jugend" war nicht frei. In: *Frankfurter Rundschau*, 30.7.2003. Bartels, Gerrit: Strenge Lebensschule. Nostalgiefrei: Claudia Ruschs DDR-Erinnerungsbuch "Meine freie deutsche Jugend". In: *Die Tageszeitung*, 24.7.2003.

[676] Leinemann, Susanne. Die DDR war mies. Und doch hat Claudia Rusch, Tochter von Bürgerrechtlern, sich ihren Humor bewahrt. In: *Die Welt*, 2.8.04.

[677] Vgl. Deiss: „Schon weil der offizielle Jubel ihr von Hause aus verdächtig war, ist sie immun gegen Nostal- oder Ostalgie".

informieren will, meinte auch Erika Deiss. Jens Bisky lobte die treffende Beschreibung der "tickigen, halb bedrohlichen Atmosphäre der späten DDR".[678] Rusch vergesse die Brutalität und das Menschenverachtende des SED-Regimes nicht.[679]

Die positive Kritik ist zu einem nicht unbeträchtlichen Teil auch auf das zurückzuführen, was Rusch als Autobiographin *nicht* tat: Sie schrieb über ihre persönlichen Erfahrungen, ohne diese, wie ihre Vorgängerin Hensel dies getan hatte, als stellvertretend für eine ganze Generation zu präsentieren. Und sie beschrieb den DDR-Alltag ohne Larmoyanz, ohne sich einer das Leben in der Diktatur verklärenden Ostalgie anzuschließen.[680] Das kritisch-distanzierte DDR-Bild bei Rusch wurde mit dem unpolitischen und dadurch als problematisch aufgefassten DDR-Bild bei Hensel kontrastiert.[681] Rusch stehe nicht der Sinn danach, „sentimental zu werden und die DDR zu verklären", so Gerrit Bartels. Sie betone ihr Anderssein gegenüber der westdeutschen Generation Golf, ohne ihre Erfahrungen und Erinnerungen als stellvertretend für eine ganze Generation zu präsentieren.[682] *Meine freie deutsche Jugend* sei ein „DDR-Erinnerungsbuch", das ohne die Sentimentalitäten und Verklärungen der „Zonenerinnerungsbücher" auskomme, bemerkte Gerrit Bartels am

---

[678] Bisky, Jens: Peggy, Petzke, Polizisten. Lauter Fluchgeschichten: Claudia Rusch erzählt von ihrer Jugend in der DDR. In: *Süddeutsche Zeitung*, 24.7.2003.

[679] Auch Wolfgang Hilbig, der 1985 mit einem DDR-Schriftstellervisum in die Bundesrepublik übersiedelte, pries Rusch in einem Text, der, gleichsam als Nachwort, in *Meine freie deutsche Jugend* aufgenommen ist. Bei Rusch fand Hilbig, was er bei den einst auch in der Bundesrepublik hoch gelobten DDR-Autoren vermisste: Durchsichtigkeit und offene Kritik statt einer Beschreibung der kommunistischen Diktatur im sprachlich Ungefähren. Rusch schreibe nicht verdeckt, sondern offen und deutlich: „Es sind Texte, die ganz und gar auf Methoden verzichten, die den Leser zum so genannten Lesen zwischen den Zeilen zwingen wollen, was mir die Lektüre von DDR-Literatur lange Zeit vergällt hat: Schreibweisen, die den Leser in Unklarheiten zu verstricken suchten, und die damit am Ende staatstragend waren, weil das DDR-System Unklarheit über seinen wahren Zustand brauchte." Hilbig, Wolfgang: „Claudia Ruschs »Meine freie deutsche Jugend«. In: Rusch, S. 154-157, hier S. 155.

[680] Stellvertretend sei hier Ostwald zitiert, die in ihrer Rezension diese beiden Unterschiede auf den Punkt brachte: „Wo Hensel ihre banalen Kindheitserfahrungen in der DDR zu einer Generationsfrage pauschalisierte und Verallgemeinerungen über eine vermeintlich typische Ost-West-Jugend zu Papier brachte, bescheidet sich Rusch (...) auf ein Erzählen persönlicher Anekdoten, die geradezu en passant einen Einblick in das Privatleben im Unrechtsstaat bieten".

[681] Vgl. Arend, Ingo: Hassliebe. Schizophren. Claudia Ruschs „Meine freie deutsche Jugend". In: *Freitag* 37, 5.9.2003. „Für Jana Hensel gibt es ein Menschenrecht, sich an den ganz normalen DDR-Alltag zu erinnern, ohne immer gleich die Moralschere West im Kopf zu haben. Wer würde da widersprechen? Wie politisch dieser Alltag aber sein konnte, zeigt nun Hensels 1971 geborene Zonenschwester Claudia Rusch." Vgl. neben den schon genannten Rezensionen auch: Pilz, Michael: Die letzten Ossis. Auch Claudia Rusch erzählt in ihrem Buch "Meine freie deutsche Jugend" von der Kindheit in der DDR. Aber anders. In: *Berliner Morgenpost*, 22.7.2003. Unter 4.3.4 werde ich näher auf die Kritik an dem DDR-Bild in *Zonenkinder* eingehen.

[682] Vgl. Walter, Birgit: Kein FDGB-Urlaub in Kühlungsborn. Ohne peinliches Generationengeschnatter: Claudia Ruschs Geschichten aus der DDR. In: *Berliner Zeitung*, 22.7.2003.

Ende seiner Besprechung mit einem deutlichen Hinweis. Im Gegensatz zu Hensel beschreibe Rusch die DDR nicht als romantischen Kindheitsort, sondern als „strenge Lebensschule". Rusch zeige, „wie politisch" der „Alltag" in der DDR sein konnte, stimmte Ingo Arend, der mit Ostwald zu Hensels schärfsten Kritikern gehörte, in den Chor mit ein.[683]
Der Titel klinge zwar verdächtig nach einem Beitrag zur Ostalgie-Welle, doch bei der Lektüre werde man eines Besseren belehrt: so lässt sich das Kritikerurteil zusammenfassen.

4.3.1 Die Kritik an der „Generation Golf"

Illies sei zwar ein „glänzender Autor", aber es habe ihn geschadet, dass er „die knäbischen Schnöseleien eines Christian Kracht und Benjamin Stuckrad-Barre" kopieren wollte, meinte Matthias Kamann in seiner Rezension von *Generation Golf*. Zugleich betrachtet Kamann Illies aber als „glänzende(n) Autor", der einen „munter-intelligenten Essayismus" pflege. Er hat Kritik am Inhalt, lobt aber den Stil des Buches. Diese Lesart traf auf viele Rezensenten zu. Die Kritik am Inhalt betraf dabei vor allem die Pauschalität von Illies' Generationsentwurf. Wie Kamann grenzte auch Hendrik Müller-Reineke Illies' Generationsmodell ein.[684] Nicht nur geographisch - Zwickau klammere Illies aus,[685] - sondern auch gesellschaftlich habe das Buch nicht die behauptete Allgemeingültigkeit. Die „Generation Golf" sei „ein Phänomen des wohlhabenden Mittelstandes", stellt Müller-Reineke zu Recht fest. Illies vergesse zu erwähnen, dass zur ästhetischen Lebenshaltung seiner Generation nicht zuletzt eine „gewisse finanzielle Unabhängigkeit" gehöre. Am ausgesprochensten in seiner Ablehnung war Eberhard Seidel. Dabei wendet er sich vor allem der politischen Dimension des Buches zu.[686] Seidel wirft Illies vor, die „sozialen und politischen Kämpfe der "Generation Golf" " außer Acht gelassen zu haben.[687] Dieses

[683] Im Gegensatz zu „Kuschelangeboten", die andere Erinnerungsbücher an die DDR machten, versuche Rusch nicht, das Schmerzhafte ihrer eigenen Erfahrungen in der DDR zu vergessen, meinte auch Jens Bisky.
[684] Müller-Reineke, Hendrik: Haste was an, biste was. In: *wortlaut.de. Göttinger Zeitschrift für neue Literatur*, 7.3.2000.
[685] Vgl. Illies, S. 29: „ (...) daß Moonwashed-Jeans außerhalb von Zwickau je in gewesen sind, wird niemand ernsthaft behaupten wollen."
[686] Seidel, Eberhard: Geschichte gab es auch nach 68. In: *Die Tageszeitung*, 30.1.2004.
[687] Die „Generation Golf" wird von Seidel explizit mit neonazistischer Gewalt verbunden: „An diesem 20. April (gemeint ist der 20. April 1989 – der hundertste Geburtstag Adolf Hitlers – J.S.) blieb die Hälfte der türkischen Schüler in Berlin aus Angst vor Übergriffen dem Unterricht fern. Mit der

Verschweigen von „Realitäten“ sage viel aus über die „soziale und politische Verortung“ des Schreibenden, so Seidel. Illies befinde sich in einem hedonistischen, egozentrischen Elfenbeinturm und nehme das politische und gesellschaftliche Aggressions- und Gewaltpotential seiner Generation nicht wahr – so könnte man Seidels Kritik umschreiben.

Die eindeutig politisch motivierten Handlungen der rechtsextremen Jugend lässt Illies in der Tat so gut wie außer Acht. Fraglich ist allerdings, ob Seidel tatsächlich verstanden hat, auf welche Gruppe Illies’ Beschreibungen zielen. Illies beschreibt die Generation der um 1970 in Westdeutschland Geborenen, die in bürgerlichen Familien aufgewachsen und überwiegend akademisch gebildet sind. Damit beschreibt Illies eine völlig andere Identität und Sozialisation als die Jugendlichen aus „postproletarischen Familien, die auch um knapper werdende Resourcen stritten“, die Seidel im Visier hat. Illies’ Generation Golf ist ja westdeutschen Ursprungs und beschreibt das Verhalten einer gesellschaftlichen Mitte- und Oberklasse statt einer Unterklasse.

Problematisch war in den Augen der Kritiker nicht nur, dass Illies’ Beschreibung oberflächlich war, sondern auch, dass Illies kaum auf persönliche Erfahrungen einging – wie es die Autobiographie traditionell leistet – und die weniger positiven Seiten seiner Generation weitgehend ausblendete. Es gab aber auch Anerkennung und Lob. So urteilte Hans-Peter Bartels im Ganzen positiv. Der SPD-Politiker verglich Illies’ Generationsbeschreibung ausführlich mit seinem eigenen Generationserlebnis und hielt Illies’ Darstellung für ausgesprochen glaubwürdig.[688]

4.3.2 Die Kritik an „Zonenkinder“

Jan Brandt meinte, in *Zonenkinder*

> fließen die wichtigsten Topoi ostdeutscher Selbstbeschreibungstexte der letzten Jahre zusammen, in ihm verdichten sich die Merkmale einer Sozialisation, die von einschneidenden Veränderungen und

---

Öffnung der Mauer gewann die Entwicklung an Dramatik. Über Jahre hinweg lieferte sich die Generation Golf in Halle, Leipzig, Dresden, Magdeburg und Berlin einen blutigen, mitunter auch tödlichen Straßenkampf um die Frage: Wem gehört der Alexanderplatz, Connewitz, die Neustadt? Der bunten, der multikulturellen Szene oder der rechten.“

[688] Bartels, Hans-Peter: Wühlen im Kinderparadies. Hans-Peter Bartels über die von Florian Illies erfundene „Generation Golf“. In: *Der Spiegel*, 21.2.2000. Kritisch meinte Bartels aber auch: „Das Buch zählt 224 Seiten. Davon sind, abzüglich Inhaltsverzeichnis, Kapiteltitel und Register, 172 Seiten Text“. Der allerdings sei sehr „amüsant“ und „witzig“.

Brüchen gekennzeichnet ist. Hensel entwirft mit ihrem Buch geradezu eine Enzyklopädie junger Positionen und will durch die häufige Verwendung von "Wir" ein Zusammengehörigkeitsgefühl konstruieren, das die individuellen Unterschiede ausgleichen und eine gemeinsame historische Grundlage schaffen soll.

Die Begriffe „Enzyklopädie" und „Bestandsaufnahme" erinnern an die Aufnahme von *Generation Golf*, vor allem an die positive Wertung Hans Peter Bartels.[689] Wichtig ist also, dass Brandt meint, dass Hensel nicht nur „beschreibt", sondern auch „erklärt" – und zwar mit „anschaulichen Beispielen". Ihr gelingt nicht nur ein überzeugendes Porträt, sie dringt auch zu einer Analyse der „Zonenkinder" vor.
In den kritischen Reaktionen auf Hensels Buch wurde besonders das Fragmentarische in der Beschreibung des eigenen Lebensweges beklagt. So warf Melanie Holtz Hensels Beschreibung fehlende Kohärenz vor: „Auf der Suche nach ihrer Herkunft reiht die 1976 geborene Leipzigerin trübselig alle auffindbaren Kindheitserinnerungen aneinander." Über die „Eigenheiten" einer Kindheit in der späten DDR erfahre der Leser „nur wenig".[690] Holtz vermisst eine individuelle Lebensbeschreibung, wie sie von der Autobiographie traditionell geleistet wird: „Es gibt keine Figur, an deren Person man sich heften könnte, um den Weg in eine unbekannte Vergangenheit zu finden." Auch Jens Bisky spürte vergeblich nach der Geschichte einer individuellen Reifung – was sicherlich auch mit seiner Leseerwartung zu tun hat, die sich stark an traditionellen Selbstbeschreibungen orientiert. Denn an Biskys Rezension wird deutlich, dass die Autobiographie in den Augen mancher Kritiker nach wie vor mit der Gattung des Bildungsromans verbunden ist. In der Mitte seiner Rezension bezeichnet Bisky *Zonenkinder* nämlich als „Bildungsroman". Das kollektive Wir in *Zonenkinder* ist Biskys Hoffnung, hier die Geschichte einer individuellen Entwicklung geschildert zu bekommen, diametral entgegengesetzt.
Die negativen Wertungen, die bereits das „Zonenkinder"-Modell wegen dem vereinheitlichenden Wir ablehnten, sahen sich auf ihrer Suche nach persönlichen Erfahrungen einer Hauptfigur, wie sie von der Autobiographie traditionell geleistet wird, enttäuscht. Auch stand nach Ansicht der Kritiker Hensels Orientierung an Marken und rasch wechselnden Moden einer Darstellung der persönlichen Identität

[689] Vgl. 4.3.1.
[690] „Wie eine Aneinanderreihung von wendebedingten Umbenennungen liest sich der Text, und wer hofft, die im Titel angekündigten Zonenkinder kennenzulernen, erwartet zu viel von der jungen Autorin."

der Hauptfigur im Wege. Problematisch war in ihren Augen nicht nur, dass die Beschreibung oberflächlich war, sondern auch, dass diese Oberflächlichkeit die Beschreibung einer Kindheit und Jugend in der DDR und die Erinnerung an diese Zeit mit einschloss und politische Hintergründe weitgehend ausgeblendet blieben.[691]

4.3.3 Die Kritik an Ruschs Autobiographie

Unter 4.2.3 wurde deutlich, dass *Meine freie deutsche Jugend* vor allem wegen der Offenheit, dem Humor und dem DDR-Bild gelobt wurde. Was die Rezensenten an *Meine freie deutsche Jugend* auszusetzen hatten, betraf, neben stilistischen Fragen, vor allem die anekdotische Struktur des Textes, die Einteilung in kurze Kapitel, die prägnant eine Begebenheit, eine Figur oder einen alltäglichen Vorgang beschreiben und in einer – so die Kritiker – nicht immer gelungenen Pointe münden.
So kritisierte Gerrit Bartels eine gewisse Oberflächlichkeit und einen Mangel an Präzision. Die Beschreibungen seien manchmal „undurchschaubar und lose", Ernstes und Kitschiges wechsle einander ab. Über manche Person hätte Bartels gern etwas mehr erfahren. Die Beschreibung der Mutter hätte ohne Zweifel ausführlicher sein können. War Susanne Leinemann der Ansicht, dass „jede" der fünfundzwanzig Geschichten „nach wenigen Seiten in einer oft überraschenden Pointe" gipfele, so meinte Ingo Arend, Rusch schiele in ihren „Erinnerungsvignetten" zu oft auf „flotte Pointen". Arend kritisierte das Fehlen einer einheitlichen Perspektive auf das eigene Leben. Die Einteilung in unzusammenhängende Fragmente sei eine Schwäche dieser Autobiographie: „Vielleicht wäre Claudia Rusch stärker ins Erzählen gekommen, hätte sie das Buch nicht so fragmentarisch angelegt".[692]
Am kritischsten äußerte sich Christel Wester, die in ihrer Besprechung im *Deutschlandfunk* die bisherige Aufnahme von *Meine freie deutsche Jugend* über einen Vergleich mit der Rezeption von *Zonenkinder* anprangerte. „Nostalgiefrei" und „ohne peinliches Generationengeschnatter" lauteten „unisono" die zustimmenden Reaktionen der Kritiker, die sich „ebenso einmütig zur Schelte einer anderen Autorin zusammen finden": Jana Hensel, die sich mit *Zonenkinder* seit einiger Zeit

[691] Auf diese Kritik werde ich unter 4.3.4 näher eingehen.
[692] Auch Susanne Ostwald vermisste einen „rote(n) Faden", kritisierte darüber hinaus Ruschs „flapsige(n) Ton". Zugleich betonte sie aber, dass durch den lockeren Stil „potentielle Peinlichkeiten der Psychologisierung und Vergangenheitsbewältigung" vermieden würden.

„hartnäckig auf der Spiegel-Bestsellerliste“ behaupte.[693] Es sei falsch, *Meine freie deutsche Jugend* als „eine Art Gegenbiographie zu Zonenkinder“ aufzufassen. Es sei nicht weniger als selbstverständlich, dass die jüngere Hensel nur „die rasanten äußerlichen Veränderungen“ wahrgenommen habe. Darüber hinaus habe Hensel sehr wohl „kritisch“ die Relevanz derartiger „Faktoren“ - gemeint sind die aus der DDR vertrauten Gerüche, Produkte und Worte - für die jugendliche Identitätsbildung „hinterfragt“.[694] Dass Hensel dabei von einer „Durchschnittsfamilie“ ausgeht, werde ihr nun in der Konfrontation mit Rusch ungerechterweise als „Nachteil“ ausgelegt. Rusch „profitiere“ vom „Prominentenfaktor“ ihres Buches, literarisch sei ihre Autobiographie wenig überzeugend. Rusch erzähle „lapidar“ über die Bespitzelung ihrer Familie, plaudere „in naivem Kleinmädchenton (…) über ihre Erfahrungen mit dem Überwachungsstaat“. Westers Kritik an Rusch ist deutlich von ihrer Abneigung gegenüber der »Hensel-Schelte« im Feuilleton eingegeben. „In naivem Kleinmädchenton“ – das war genau der Vorwurf, den viele Kritiker an *Zonenkinder* richteten.

Es ist aber die Frage, ob Wester hier nicht sprachliche Form mit Inhalt verwechselt. Tatsächlich schreibt Rusch oft locker über ihre Erfahrungen in der kommunistischen Diktatur, über Schule, Alltag und Spannungen in der Familie. Der Humor erscheint m.E. vor allem als eine Möglichkeit, die eigene Jugend nicht aus der Perspektive einer strengen Richterin zu betrachten. An vielen Stellen betont Rusch, trotz Überwachung und Bespitzelung eine glückliche Jugend gehabt zu haben. Sie *hatte* eine glückliche Jugend, auch wenn die politische Sachlage ihre persönliche Freiheit einschränkte und zu bitteren Erfahrungen führte. Doch eine naiv-verträumte Beschreibung des DDR-Alltags findet sich bei Rusch, wie wir gleich sehen werden, nicht. Abgesehen davon war in der Rezeption Hensels mit dem „naiven Kleinmädchenton“ nicht nur die sprachliche Formulierung und der Blick des Mädchens, das Hensel einst war, gemeint, sondern auch, dass die Erzählerin in *Zonenkinder* sich kaum mit den

---

[693] Wester, Christel: Harmlose Kindersprache. Claudia Rusch über ihre freie deutsche Jugend. Besprechung im *Deutschlandfunk*, 25. Oktober 2003. Manuskript auf: http://www.dradio.de/dlf/sendungen/buechermarkt/199081/.

[694] „Insofern ist *Zonenkinder* kein „Generationengeschnatter“, sondern der ernsthafte Versuch, die Auswirkungen eines gesellschaftlichen Zusammenbruchs auf das unmittelbare Erleben von Heranwachsenden zu erfassen.“ Vgl. Walter, Birgit: Kein FDGB-Urlaub in Kühlungsborn. Ohne peinliches Generationengeschnatter: Claudia Ruschs Geschichten aus der DDR. In: *Berliner Zeitung*, 22.7.2003.

Strukturen des SED-Staats auseinandersetzt und ihr Rückblick sich auf die Beschreibung oberflächlicher Phänomene (Stil, Kleidung) beschränkt.[695] Bemerkenswert ist aber, und da hat Wester m.E. recht, dass gerade die Beschreibung einer »Außenseiterin« in den Augen der Kritiker exemplarisch war für eine Jugend in der DDR. Haben die meisten Jugendlichen in der DDR ihre Jugend nicht eher wie Jana Hensel verbracht – Altwertstoffe sammeln für die Sandinisten, wobei die Erinnerung an das Sammeln das Wofür vergessen ließ? War es nicht tatsächlich so, dass die politische Indoktrination kaum auffiel, weil sie als »normal« empfunden wurde – weil man, vor allem als Kind, eben keine andere Wirklichkeit kannte? Eine von der Ideologie der Machthaber durchtränkte Kindheit und Jugend, die aber als unpolitisch *erlebt* wurde – und deshalb im Rückblick auch als eine solche präsentiert wird?

Die Fiktionalisierung der eigenen Erfahrungen sollte man auch in *Meine freie deutsche Jugend* nicht übersehen. Rusch präsentiert sich bewusst als Außenseiterin. Diese Selbstpräsentation wurde aber als Konstrukt von den Rezensenten akzeptiert, weil der mit diesem Außenseitertum verbundene Blick auf die DDR für die Kritiker ideologisch akzeptabel war. Dies dürfte eng mit der Perspektive der Literaturkritiker selbst zusammenhängen. Auch sie standen der DDR als Außenseiter gegenüber, entweder, weil sie die DDR von der Position der nicht in der DDR Lebenden wahrnahmen oder weil sie, wie z.B. Ingo Arendt, die DDR vor dem Mauerfall den Rücken zugekehrt hatten, weil sie nicht systemkonform leben und schreiben wollten. Der Identifikationswert von Ruschs Hauptfigur war damit deutlich größer als die aus Hensels *Zonenkinder*.

4.3.4 Marketing und Marx: Ideologische Kritik

„Man spielt darin, solange es Spaß macht, und wenn man nicht mehr mag, sagt man es, und schon wird man abgeholt" – so lautet Illies' Beschreibung des „Ikea-Kinderparadieses", das er als prägend für das Lebensgefühl seiner Generation beschreibt.[696] „Man spielt darin, solange es Spaß macht" – diese Formulierung ließ bei manchem Kritiker die Frage aufkommen, wo nach Illies' Ansicht der Spaß aufhört. Gar nicht, meinten viele skeptisch.

[695] Vgl. 4.3.2 u. 4.4.2.
[696] Illies, S. 189.

Diese Kritik bezog sich vor allem auf die scheinbar apolitische Haltung der „Generation Golf", die in vielen Rezeptionsdokumenten mit der des Autors gleichgestellt wurde. Illies wurde als Apologet einer ausschließlich auf Materialismus gerichteten Lebenseinstellung und als Befürworter einer „Spaßkultur" betrachtet.[697] Im Folgenden möchte ich zeigen, dass das „wir", das Illies hantiert, diese Identifikation zwar verständlich macht, es aber auch Passagen gibt, in denen der Autor seiner Generation durchaus kritisch, ja sogar ablehnend, gegenübersteht.
Viele Rezensenten bewerteten die apolitische Haltung der Generation Golf negativ. Gustav Seibt stellte ja in der *Zeit* fest, dass „Eltern, Bücher, Geschichte, Theorie, Schule und Universität bei Illies nur „in ein paar abschätzigen Gesten" vorkommen, „mit denen >Gemeinschaftskundelehrer<, ältere Brüder und das ungewaschene Studentenleben auf den Müllhaufen des ästhetisch Inakzeptablen geworfen werden." Die kritische Rezeption von Illies und anderen Autoren, die man als Repräsentanten der »Spaßkultur« betrachtete, erhielt durch den Kosovo-Krieg ab März 1999 – nur kurz nach Erscheinen des Buches - einen bedeutenden Aufschub. So kritisierte Christoph Amend im *Tagesspiegel*, dass die jüngeren deutschen Literaten „ratlos" auf den Kosovo-Krieg reagieren würden.[698] Wo hören Ästhetik und Spaßkultur auf, fragten sich viele Kritiker. Illies galt dabei als einer der bekanntesten Vertreter der neuen deutschen Literatur. Auch nach den Anschlägen vom 11. September 2001 forderten viele das Ende der auch von Illies angeblich befürworteten „Spaßgesellschaft".[699] Die Zeit des Spaßes, der Verschwendung und des *easy life* sei nun vorbei.

---

[697] Gemeint ist damit eine Kultur oder eine Gesellschaft, die sich stark an Unterhaltung und *lifestyle* orientiert; der Unterschied zwischen Hochkultur und Unterhaltung ist verschwunden. Vgl. Hafner, Urs: Die »Spaßgesellschaft«, ein schlechter Scherz. Anmerkungen zur Karriere eines Begriffs. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 20. August 2002. Hafner weist auch auf *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, in dem der Soziologe Gernhard Schulze wichtige Inhalte dieses Begriffs vorweggenommen habe. Vgl. Schulze, Gerhard: *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart.* Frankfurt/ New York (Campus) 1992.

[698] Amend, Christoph: Welt ohne Bilder. Die Pop-Denker, aufgewachsen im Bewusstsein absoluter Internationalität, reagieren auf den Kosovo-Krieg ratlos. Ist der Egotrip einer Generation zu Ende? In: *Der Tagesspiegel*, 3.6.1999. Die Frage ist natürlich, ob es nur die „Pop-Denker" waren, die ratlos auf den Krieg reagierten. Die europäischen Staaten schauten hilflos zu, es waren die USA, die sich zum militärischen Eingreifen entschieden.

[699] So Peter Scholl-Latour in der ARD-Sendung *Friedman*, 12.9.2001; Heimo Schwilk legte mit dem Plädoyer für eine „Verantwortungsgesellschaft" einen umfassenden Gegenentwurf zur „Spaßgesellschaft" vor: Schwilk, Heimo: Der Bürger kehrt zurück. In: *Welt am Sonntag*, 30.9.2001. Vgl. auch Gauland, Alexander: Fellachen der Spaßgesellschaft. Ohne historische Erinnerung und kulturellen Halt hat keine Gesellschaft auf Dauer Bestand. In: *Die Welt*, 27.03.2001.

Vergleichbar mit Arendts Kritik an *Zonenkinder*, die bereits etwas von der ideologischen Kritik an Hensels Buch sichtbar machte,[700] ist die Nadja Geers, die Hensel in ihrer Beschreibung des DDR-Alltags Schwärmerei vorwarf. Hensel „romantisiere" ihre Kindheit.[701] Geer kann nicht so recht Gefallen finden an dem von Hensel „liebevoll beschriebenen Leben der pubertierenden Kommunisten", die „Altstoff auflesen für die Sandinisten" und mit „Korbine Früchtchen" in den Wald gehen. In Hensels *Zonenkinder* und den Ostalgie-Shows sieht Bisky den gleichen Trend:

> Das «Wir«, als dessen Stellvertreterin Jana Hensel von einer Kindheit im Osten erzählt, als dessen Einzelfälle Ostdeutsche in den Shows auftreten, gehört zur Sucht, die Bürger der neuen Länder als besonders kollektiv mit Recht auf Außenseiterbonus wahrzunehmen.[702]

Das Bild der DDR in Hensels *Zonenkinder* war in vielen Fällen ausschlaggebend für das Urteil der Rezensenten. Dabei gerieten vor allem der vermeintlich nostalgische Rückblick auf den SED-Staat und die Sentimentalität in der Beschreibung des DDR-Alltags in die Kritik.

So war Ingo Arendt der Ansicht, der Osten werde in *Zonenkinder* zu einer „Projektionsfläche", die mit der Wirklichkeit im SED-Staat nur noch wenig zu tun habe. Hensel gehe auf eine „*tour sentimentale*" durch ihre Kindheit. In der Heimatstadt Leipzig suche sie die verschwundene Kindheit, die den „Geruch eines Märchens" hat.[703] Sie „beschwöre" die Vergangenheit, eine differenzierte Auseinandersetzung mit der DDR finde nicht statt.[704]

Nach „manchen vorschnellen Verdammungsruf", der nach dem 9. November 1989 folgte, wäre es gewiss Zeit „für ein paar subtilere Darstellungen" des DDR-Alltags. Doch Hensels Buch hat Arendt enttäuscht, gerade weil es seiner Meinung nach dem Leser alles andere als eine differenzierte Darstellung des Lebens in der „Zone" bietet:

---

[700] Vgl. 4.3.4.
[701] Geer, Nadja: DDR-Safari. Jana Hensel schwärmt vom braven Osten. In: *Die Zeit*, 12.12.2002.
[702] Bisky, Jens: Zonensucht. Kritik der neuen Ostalgie. In: *Merkur* 2, 2004, S. 117-127, hier S. 121.
[703] Vgl. Hensel, S. 13: „Heute sind diese letzten Tage unserer Kindheit, von denen ich damals natürlich noch nicht wusste, dass sie die letzten sein würden, für uns wie die Türen in eine andere Zeit, die den Geruch eines Märchens hat und für die wir die richtigen Worten nicht mehr finden."
[704] Arendt kritisiert vor allem die Sentimentalität, die seiner Meinung nach ins Kitschige abgleitende Nostalgie:„Mit verlorener Stimme beschwört sie eine Zeit, "die sehr lange vergangen ist, in der die Uhren anders gingen...und die Schleifen im Haar anders gebunden wurden." Dagegen ist Eichendorff ein Realist."

Bei ihr sieht es auch ganz so aus, wie man das eklige Schmuddelland geschildert bekam. Zwischen den obligaten, braunen Velourstapeten der VEB Stadtreinigung bereitete sie sich auf die Jugendweihe vor. Doch warum dieser Staat, der nachträglich zu einer Heimat mit "schönem, warmem Wir-Gefühl" romantisiert wird, gescheitert sein könnte, darauf verschwendet sie keinen Gedanken. Dissidenten, Grenze, Knäste und Wehrkunde kommen nicht vor.

Problematisch ist dabei, dass Arendt *Zonenkinder* nicht als ein Werk der Literatur, sondern als ein „Sachbuch" verstanden haben will. Denn nach dem Versuch einer Erklärung für das neulich erwachte Interesse an der DDR schreibt Arendt:

(…) für ein politisch-historisches Sachbuch, das diese Aufklärung leisten könnte, erlaubt sich Jana Hensel einen erstaunlichen Verzicht auf Analyse.

Dies ist bemerkenswert, da Hensel das Buch zuvor noch als eine „Selbstbeschreibung" bezeichnet hat. Aber durch die Beschreibung der DDR dringt, in Arendts Augen, soviel Wirklichkeit in den Text ein, dass er das Buch plötzlich als „Sachbuch" bezeichnet. Es erinnert ein wenig an die Aufnahme des ersten Bandes der Bernhardschen Autobiographie, *Die Ursache*: nicht nur was den Vorwurf fehlender Aufklärung/Mangel an Analyse in Bezug auf Zeitgeschichte betrifft, sondern auch was die Verstimmung des Rezensenten und die Art und Weise, wie er seine Kritik äußert, angeht. Auch an den aufgenommen Fotos und Dokumenten kritisiert Arendt das Nostalgische der Rückschau, dadurch dass er das Buch, weil Objekte aus der Vergangenheit quasi „eingeklebt" sind, als „Poesiealbum" bezeichnet.[705] Hensel gleicht damit in Arendts Augen eher einem naiven Mädchen, das der Welt der Erwachsenen und der Politik noch nicht gewachsen ist, als einer selbstbewussten und intelligenten Schriftstellerin, die ein interessantes Buch über eine Jugend in der DDR vorgelegt hätte. Die „Zonenkinder" sind von der Ideologie des SED-Staats kaum beeinflusst und gehen ohne ideologische Verluste in den Westen.
Susanne Messmer hingegen nahm Hensel gegen die Vorwürfe ihrer Kritiker in Schutz, indem sie die bisherige Aufnahme von *Zonenkinder* kritisierte. Die

[705] Vgl. ebd.: „Jana Hensel hat sich ein Poesiealbum kreiert. Dem Land ihrer Kindheit widmet sie darin Sätze wie ihrer liebsten Freundin. Und begnügt sich mit einer nahezu reflexionsfreien Phänomenologie. Liebevoll erinnert sie sich an die Zeiten, als die Tintenpatronen noch Heiko und nicht Pelikan hießen."

Wertungen glichen dem Urteil eines konservativen älteren Herrn, der gleich lospoltere, wenn das Bild der DDR nicht einseitig negativ ausfällt.[706]
Obwohl Messmer sich hier eines Klischees bedient, weist sie auf einen interessanten Aspekt in der Diskussion um Texte, die wie *Zonenkinder* die Jugend einer Hauptfigur in einer Diktatur beschreiben. Die Texte werden dann nicht selten daran gemessen, ob das politische System mit all seinen Schattenseiten so dargestellt ist, wie es der Kritiker sich wünscht – auch wenn aus der Perspektive eines Kindes erzählt wird, das von dem allem ja kaum wissen kann, oder an dem, wie Messmer schreibt, der „Überbau" weitgehend vorbeigegangen ist.[707]
Auch Jan Brandt nahm die literarische Ostalgie, die andere an *Zonenkinder* kritisierten, wohlwollend dar. Es sei verständlich, dass junge Ostdeutsche nach der eigenen Vergangenheit fragen, zumal sich für sie in kurzer Zeit viel geändert habe.[708] Anders als Arendt stellt Brandt nicht sofort die Forderung, die DDR sollte vor allem kritisch beschrieben werden. „Lustige kleine Episoden" akzeptiert er auch. Die Literatur junger in der DDR aufgewachsener Schriftsteller handle „von der Suche nach einem Ort, den es nicht mehr gibt und der nur noch in der Erinnerung der Figuren fortlebt". Und die Literatur, so könnte man hinzufügen, ist der Ort, wo man sich nachträglich ein eigenes Bild der DDR konstruieren und dieses Bild festlegen kann.

---

[706] „Reaktionär sei das, diesen kleinbürgerlichen Scheißstaat so zu verniedlichen. Auf das Argument, dass man sich mit fünfzehn noch nicht für den Staat interessiert, egal für welchen, und wie beruhigend es ist, dass es in der DDR auch etwas gab, an dem dieser Überbau vorbeigegangen ist, erwidert er nur: „Ihr wollt doch auch nicht hören, was für eine idyllische Kindheit eure Großeltern unter Hitler hatten, oder?" Messmer, Susanne: Unsere schönen Projektionen. Warum tanzen junge ostdeutsche Autoren vor uns Westdeutschen plötzlich herum wie die Indianer beim Powwow-Tanz? Und warum finden wir sie dabei auch noch so exotisch? Über die Möglichkeit, selbst vorgeführt zu werden in unserem seltsamen Begehren nach dem Osten als dem ganz Anderen. In: *Die Tageszeitung*, 7.12.2002.
[707] Ein gutes Beispiel bietet Martin Walsers Roman *Ein springender Brunnen* (1998), in dem der Leser das nationalsozialistische Deutschland durch die Augen des kleinen Johann wahrnimmt, der zwischen 1933 und 1945 eine weitgehend unbeschwerte Jugend in der Provinz in Süddeutschland erlebt. Walser hält den Blick des kleinen Jungen auf die politischen Gegebenheiten fest, ohne sie mit dem heutigen Wissen zu werten. Nach Erscheinen seines Romans wurde Walser die Verharmlosung des Dritten Reiches vorgeworfen, weil Auschwitz in seinem Buch nicht vorkomme. Walser reagierte darauf mit dem Vorwurf, seine Kritiker hätten nichts vom „Urgesetz des Erzählens (…), der Perspektivität", verstanden. Vgl. Walser, Martin: *Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreisrede des deutschen Buchhandels 1998. Laudatio: Frank Schirrmacher. Sein Anteil*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1998, S. 19.
[708] „Viele junge Ostdeutsche wollen, wie Jana Hensel, wieder wissen, wo sie herkommen, weil von dem, was einst die Deutsche Demokratische Republik verkörperte und ihre Visionen ebenso ausdrückte wie ihr Scheitern, im Laufe der Neunzigerjahre nur Reste übrig geblieben sind. (...) Vielleicht war dieser rasante Wandel ein Grund dafür, warum in schummrigen Ostberliner Kellern und Kneipen Lesebühnen entstanden, auf denen lustige kleine Episoden aus einem verschwundenen Land vorgetragen wurden und scheinbar längst Vergessenes literarisch wieder auferstand."

4.3.5 Der Streit um „Zonenkinder“ in Ostdeutschland

Zum Schluss möchte ich auf einen interessanten Beitrag von Doja Hacker eingehen, die im *Spiegel* die bisherige Aufnahme von *Zonenkinder* unter die Lupe nahm. Unter dem Titel „Im Westen umschwärmt, im Osten beschimpft“ nahm Hacker Jana Hensel gegenüber den Vorwürfen ihrer Kritiker in Schutz.[709] Im Mittelpunkt stand dabei die nach Hackers Ansicht geteilte Aufnahme des Buches bei den »Ossis« und «Wessis«. Ausgehend von der Vermutung Alexander Fests, Leiter des Rowohlt-Verlags, meinte Hacker, dass der individualisierte Westen sich über Gemeinsamkeiten freue, während der Osten, vom Kollektiven gebrandmarkt, Verallgemeinerungen ablehne. Dies werde nach Hackers Ansicht in der Aufnahme von Hensels Buch deutlich sichtbar. Westdeutsche Kritiker würden das Buch wohlwollend aufnehmen, bei ostdeutschen Kritikern stieße es hingegen auf Ablehnung, so Hacker. Doch diese Behauptung ist bei näherer Betrachtung kaum aufrecht zu halten. Angesichts der negativen Besprechungen von u.a. Nadja Geer (*Die Zeit*) und Peter Richter (*FAZ*) ist es merkwürdig zu behaupten, der Westen stehe dem Buch positiv gegenüber.
Um zu überprüfen, ob Hackers These von der negativen Aufnahme im Osten stimmt, möchte ich im Folgenden etwas näher auf die Ost-Rezeption eingehen. Dabei zeigt sich, dass das kollektive Wir in *Zonenkinder* keineswegs von allen Kritikern als problematisch aufgefasst wurde. Insgesamt stehen die ostdeutschen Regionalzeitungen, die *Zonenkinder* rezensierten, dem Buch wohlwollender gegenüber als die überregionalen, in Westdeutschland erscheinenden Tages- und Wochenzeitungen. Vor allem das Bild der DDR wird positiver wahrgenommen, ausgesprochen kritische Wertungen, wie die von Geer oder Bisky, finden sich hier nicht. So bezeichnete die *Leipziger Volkszeitung Zonenkinder* als „starkes Debüt“[710] – ein positives Urteil, das sich in vergleichbarer Form im Westen nur bei Jan Brandt und Reinhard Mohr findet. In ihrem „eindrucksvollen Debüt“ setze Hensel der „jugendlichen Wendegeneration“ ein „kleines aber feines literarisches Denkmal“.[711] In ihrem „ironisch gebrochenen Text“ spiele Hensel mit „westlichen Klischees“, in

[709] Hacker, Doja: “Ich bin aber nicht traurig“. Im Westen umschwärmt, im Osten beschimpft: Die junge Leipzigerin Jana Hensel hat mit ihren Kindheitserinnerungen “Zonenkinder“ einen Riesenerfolg – und überraschende Schwierigkeiten. In: *Der Spiegel*, 6.1.2003.
[710] Böhmer, André: Starkes Debüt der Leipzigerin. Jana Hensel blickt auf Lebensgefühle der Wendekinder. In: *Leipziger Volkszeitung*, 10.12.2002.
[711] Vgl. Mohr: “Jana Hensel hat den Kindern der Zone, der ersten gesamtdeutschen Generation, schon jetzt in kleines Denkmal gesetzt“.

„knappen, oft lakonischen Sätzen“ beschreibe Hensel „den Aufbruch ihrer Generation im alten und die Ankunft im neuen Land“. *Zonenkinder* sei „bar jeder DDR-Nostalgie“, so Böhmer. Auch die *Thüringische Landeszeitung* meinte, mit *Zonenkinder* habe Hensel „wichtige Einblicke in die Gefühlslage ihrer Generation“ gewährt.[712]
Nicht nur die *Leipziger Volkstimme* und die *Thüringische Landeszeitung,*[713] auch die Magdeburger *Volksstimme* berichtete positiv über die Reaktionen auf Hensel und ihr Buch:

> Die Älteren unter den sehr zahlreichen Besuchern der Lesung hörten ihre Sicht teils mit Rührung, teils aber auch mit etwas Fremdheit an, die jüngeren aber eindeutig mit tiefem Einverständnis. Ein lehrreiches und sehr ehrliches Buch hat Jana Hensel geschrieben, und das ist wohl der wesentliche Erklärung dafür, dass es zum Bestseller des Herbstes geworden ist.[714]

„Mit tiefem Einverständnis“ – dies widerspricht Hackers These von der einseitig negativen Aufnahme im Osten Deutschlands. Allerdings gab es bei der Lesetournee Hensels im Osten auch Kritik aus den Reihen der jungen Generation. Über eine zwiespältige Aufnahme beim Publikum nach einer Lesung berichtete die *Sächsische Zeitung*.[715] Den „Ärger“ habe sich Jana Hensel selbst zuzuschreiben. Sie habe „ihr Buch im kollektivierenden “Wir“ geschrieben. So als schriebe sie im Namen aller

---

[712] Sommer, Gerlinde: “Zonenkinder“: Eine Abrechnung zwischen Aufbruch und Verlust. In: *Thüringische Landeszeitung*, 8.2.2003. Bei Sommer findet sich kein Wort gegen das verallgemeinernde Wir, das von Roland Mischke in der *Sächsischen Zeitung* sogar gelobt wurde: „Der Vorteil dieses Buches ist, dass die gesamte Infrastruktur des so genannten Arbeiter- und Bauern-Staates vorgeführt wird, und das konsequent aus der Innenansicht eines Heranwachsenden. Wenn diese vom „schönen warmen Wir-Gefühl“ schreibt, ist das glaubhaft.“ Vgl. Mischke, Roland: Der Geruch eines Märchens. Ostdeutsche denken nach über ihre Verluste: Zustandsberichte von Rita Kuczynski und Jana Hensel. In*: Sächsische Zeitung*, 26.7.2002. Mischke kritisiert Rita Kuczynskis *Die Rache der Ostdeutschen*, einen Sammelband mit Beiträgen von zwanzig „PDS-Symphatisanten“, als „beseeltes Rückwärtsblicken“. Kyczynskis Auswahl sei, anders als Jana Hensels Generationsbeschreibung, „nicht repräsentativ“ für die Stimmung in der ehemaligen DDR. Bezeichnenderweise findet sich die Doppelrezension Mischkes unter der Rubrik „Politisches Buch“. *Zonenkinder* wird so in einen unmittelbar politischen Kontext gestellt und nicht als literarisches Werk präsentiert.
[713] (Ohne Titel) *Thüringische Landeszeitung*, 11.2.2003; Jana Hensel liest/ Ihre “Zonenkinder“ stehen als ostdeutscher Gegenentwurf zu Florian Illies. In: *Leipziger Volkszeitung*, 23.10.2003; Jana Hensel leistete mit “Zonenkinder“ Erinnerungsarbeit. In: *Leipziger Volkszeitung*, 25.10.2002.
[714] Bornholdt, Liane: Jana Hensel las in der Magdeburger Weinert-Buchhandlung aus ihrem Buch „Zonenkinder“. Lehrreicher Bestseller als Museum einer Kindheit. In: *Volksstimme Magdeburg*, 15.11.2002.
[715] Kasselt, Rainer: „Wir sind die ersten Wessis aus Ostdeutschland“. In: *Sächsische Zeitung*, 1.2.2003. „Die empörte Frau hätte die Mutter von Jana Hensel (26) sein können. „Das war nicht so in der DDR, wie Sie es schreiben. Ich habe das ganz anders empfunden.“ Dann sprang die Tochter der Frau auf. „Ich bin das Zonenkind“, sagte sie in Anspielung auf den Titel “Zonenkinder“. „Aber ich musste mich nie für meine Eltern schämen.“

"Zonenkinder"." Auch Martus Hatzius machte in seiner ausführlichen Rezension in *Neues Deutschland* Hensel das kollektive Wir zum Vorwurf.[716] Er kann sich in Hensels Erinnerungen nicht wieder erkennen und lehnt das Wir, von dem er das Gefühl hat, dass es ihm aufgedrungen wird, vehement ab. Er empfindet es geradezu als eine Beleidigung:

> Unerträglich die zahlreichen Passagen in der gleichmacherischen »Wir«-Perspektive: »Dabei haben wir in den Anfangsjahren jede freie Minute genutzt, um den Westen zu beobachten, zu erkennen und zu verstehen. Wir wollten ihn täuschend echt imitieren.« Nein, Jana, das wollten »wir« nicht!

Hatzius weist darauf hin, dass er im selben Jahr in der DDR geboren wurde als Hensel.[717] Er fühlt sich von Hensels Wir „verletzt und missverstanden; über einen Kamm geschert mit Menschen, die ich nicht kenne und deren Lebensweise ich nicht verstehe."

Die Lesetour von Jana Hensel durch Ostdeutschland und die positiven Rezensionen in einigen ostdeutschen Zeitungen zeigen, dass das Buch im Osten keinesfalls kritischer aufgenommen wurde als im Westen. Eine Ausnahme bildet die Rezension von Hatzius aus *Neues Deutschland*, in der ein Argument gegen das Buch auftaucht, das in der westdeutschen Besprechungen in dieser Form fehlte: Hensel wird vorgeworfen, ihre eigene ostdeutsche Identität aufgegeben zu haben, ihre eigene ostdeutsche Herkunft zu leugnen.[718]

4.4. Erinnerungsjunkies und Geschichtsverdreher

4.4.1 Wir, die Generation Golf: Florian Illies

Generation Golf folgt nicht dem üblichen Muster einer Autobiographie. Bei der Lektüre des Buches erfährt der Leser nie genau, wie weit Illies selbst mitgemacht, sich an den Verhaltensweisen der „Generation Golf" orientiert hat. Das Wir dominiert, auch wenn Illies ab der ersten Seite in der Ich-Form erzählt und aus einem

[716] Hatzius, Martus: »Wessis aus Ostdeutschland«. Jana Hensel sieht ihre Heimat DDR im Rückblick verschwinden. In: *Neues Deutschland*, 8.10.2002.
[717] "Vielleicht hätte mich Jana Hensels Buch nicht so aufgeregt, wenn ich nicht im gleichen Land und im gleichen Jahr geboren worden wäre wie sie".
[718] Zwar kritisieren auch Arendt und Holtz die Orientierung an der westlichen Warenwelt, Hatzius jedoch geht einen bedeutenden Schritt weiter. Er betrachtet *Zonenkinder* als ein Dokument skrupelloser West-Anpassung, als einen Ausverkauf der eigenen Identität der jungen Ostdeutschen, als einen Verrat an der eigenen Herkunft.

subjektiven Blickwinkel seine Jugend in einem oberhessischen Dorf beschreibt. Bereits auf der zweiten Seite steht neben einem zweifachen Ich viermal ein „man“, durch das die beschriebenen Erfahrungen aus der eigenen frühen Jugend verallgemeinert werden. Auf der dritten Seite wird neben einem dreifachen „man“ noch sechsmal „ich“ verwendet. Im Laufe des Textes werden aber mehr und mehr kollektive Erfahrungen präsentiert. Das Ich wird dabei zugunsten eines kollektiven Wir zurückgedrängt. Die eigenen Erfahrungen werden als typisch für die ganze Generation beschrieben. Wenn Illies sich zu Phänomenen oder Personen äußert – ob es nun um den Mauerfall, um Friedensdemos, um *Wetten, daß...?* oder um den Umgang mit der NS-Vergangenheit geht, präsentiert er seine Erfahrungen als stellvertretend und repräsentativ.

Die Rezeptionsanalyse hat deutlich gemacht, dass nicht jeder Leser bereit war, diese Verallgemeinerungen zu akzeptieren. Obwohl Kritiker sich positiv über den Wiederkennungswert des Buches äußerten, gab es auch ablehnende Reaktionen: Vor allem von Lesern, die das geschickte Vorgehen, über die Erinnerung an persönliche, individuelle Erfahrungen zu einem Kollektivporträt zu kommen, durchschauten. In so weit hat ein Zitat auf der Rückseite des Buches, „Illies ist ein Erinnerungsjunkie und Geschichtsverdreher“, die Reaktionen vorweg genommen. Darüber hinaus trafen die in diesen Charakteristiken geäußerten Vorwürfe laut vieler Kritiker auch auf Hensel zu. Obwohl Illies auch seinen älteren Bruder Steffen, seine Freundin Franziska (die auch etwas älter zu sein scheint, wir werden gleich sehen, warum) und seine Eltern beschreibt, stehen doch die Identität und Sozialisation des Kollektivs „Generation Golf“, als dessen Angehöriger sich Illies präsentiert, im Vordergrund. Die hier folgende Textanalyse wird sich denn auch hauptsächlich auf die Identität und Sozialisation der „Generation Golf“ richten und dabei die durch die Rezeptionsanalyse aufgeworfenen Fragen beantworten.

Was ist die „Generation Golf“? Wer kann zu ihr gezählt werden? Wie präsentiert Illies die Identität der „Generation Golf“? Welche literarischen und stilistischen Mittel verwendet Illies, um sein Konstrukt zu behaupten? An was glaubt die *Generation Golf* und an was nicht? Spricht eine bestimmte Kritik an der bundesrepublikanischen Gesellschaft aus dem Text? Steht Illies seiner Generation nicht kritischer gegenüber, als in den meisten Rezeptionsdokumenten behauptet wurde?

Der Golf als „kleinster gemeinsamer Nenner"

Im ersten Kapitel behauptet der Erzähler, dass sein eigenes Lebensgefühl, „gut genährt, ansonsten aber völlig orientierungslos", als stellvertretend für die „ganze Generation der zwischen 1965 und 1975 Geborenen" betrachtet werden kann.[719] Später wird dies jedoch erweitert: Niemand werde, so Illies im zweiten Kapitel, „ernsthaft bezweifeln, daß Prinz William, Jahrgang 1982, und Oliver Bierhoff, Jahrgang 1965 (...) derselben Generation angehören."[720] Dies als erste erkannt zu haben, sei das Verdienst einer Düsseldorfer Werbeagentur gewesen, die Mitte der neunziger Jahre eine auffällige Werbekampagne gestartet habe: „Der Grundgedanke war, die Verwenderschaft des Golf als >Generation Golf< zu kodieren."[721] Der Golf wurde als „kleinster gemeinsamer Nenner" der Generation betrachtet.

Die „Generation Golf" ist nach Illies weitgehend durch Zufriedenheit, Materialismus, Individualismus, Narzissmus und Entideologisierung geprägt. Im Folgenden möchte ich weiter auf diese Zuschreibungen eingehen, um die Identität des Konstrukts „Generation Golf" näher zu bestimmen. Dabei werde ich auch die Frage beantworten, wie Illies eigene Erfahrungen als stellvertretend für das Kollektiv einsetzt und wie er diese mit den allgemeinen Zuschreibungen kombiniert.

Zufriedenheit

Illies beschreibt die Generation der zwischen 1965 und 1975 Geborenen als eine Generation ohne Generationenkonflikt. Die Golf-Generation lebt in einem beachtlichen Wohlstand ohne Gefahr und Risiken. Nach grundlegenden Änderungen verlangt sie nicht. Sie bejaht ein im Äußerlichen begründetes Leben (Geld, Konsum, Schönheit, Jugend), so wie es auch von großen Teilen der Medien und der Werbung propagiert wird. Anders als die vorangehenden Generationen müssen die Angehörigen der „Generation Golf" sich Freiheit und Wohlstand nicht erkämpfen. Sie weichen Konflikten eher aus. Illies erinnert sich an seinen älteren Bruder, der den «78ern« anhört und im Gegensatz zu ihm nicht versteht, „daß man Sachen auch tun kann, wenn sie die Eltern fördern".[722] Die „Golfer" hingegen wissen, dass ein gutes Verhältnis zu den Eltern einem eher nützt als schadet und es keineswegs unvernünftig ist, eigenen Interessen manchmal denen anderer unterzuordnen. Die Generation Golf

[719] Illies, S. 19.
[720] Ebd., S. 56.
[721] Ebd., S. 56.
[722] Ebd., S. 44.

ist eine Generation ohne Generationenkonflikt: „Gute Söhne, gute Töchter“.[723] Beide Generationen, Vater und Sohn, fahren das gleiche Auto: „Ein Brückenschlag zwischen den Generationen, der die Zwischengeneration geflissentlich übersieht.“[724] So wird der Golf zur Chiffre für das Lebensgefühl der beschriebenen Generation.[725]

Materialismus

„Die Freiheit nehm’ ich mir“ – dieser Spruch aus einer *Visakarte*-Werbung betrachtet Illies als „Spruch für unsere Generation“.[726] Der Kauf bestimmter Kleidung sei, wie früher die Lektüre eines bestimmten Schriftstellers, „eine Form der Weltanschauung“, das Yuppietum zu einer „Grundhaltung“ geworden.“[727] Im Gegensatz zum Salonsozialismus der Linke habe seine Generation gelernt, „mit dem eigenen Wohlstand und Wohlbefinden nicht mehr allzu geheimnistuerisch umzugehen.“[728] Die konsumorientierte Haltung der Generation Golf bringt ein Marktdenken mit sich, dass sich auf Bereiche ausdehnt, die das Marktdenken traditionell nicht beherrscht. Dies zeigt sich deutlich an den von Illies geschilderten Beziehungen zwischen Angehörigen der „Generation Golf“. Auch hier herrscht der Tauschwert: Er lässt im persönlichen Bereich Individuen und Gegenstände als austauschbare und „beherrschbare“ Objekte erscheinen. Nicht nur kaufbare Objekte, sondern auch Menschen werden von den Angehörigen der „Generation Golf“ als Ware betrachtet, die man, wenn man sie genügend „konsumiert“ hat, von sich werfen kann, um sein Single-Dasein wieder für einige Monate fortzusetzen.

Individualismus

Seine Generationsgenossen präsentiert Illies als „Fanatiker des Allgemeinindividualismus“.[729] „Im sicheren Hort des tradierten Geschmacks und befreit von finanziell und ästhetisch aufwendigen Abgrenzungsschlachten gegen die Älteren“[730] beschäftigt sich die „Generation Golf“ mit dem aus ihrer Perspektive

[723] Ebd., S.41.
[724] Ebd., S. 59.
[725] Das zweite Kapitel, in dem Illies sein Verhältnis zu den Eltern beschreibt, ist überschrieben: »Ich wollte alles anders machen als mein alter Herr. Und nun fahren wir das gleiche Auto«“ – ein Zitat, das aus der Werbekampagne für den Golf IV stammt. Ebd., S. 41.
[726] Ebd., S. 146.
[727] Ebd., S. 145 u. S. 140.
[728] Ebd., S. 147.
[729] Illies, S. 91.
[730] Ebd., S. 144.

wichtigsten: Sich selbst. Aus diesem Individualismus erklärt Illies auch die modischen Erscheinungen der neunziger Jahre: die Love-Parade und die großen *Blade-Nights*, „die keinen weiteren Sinn erfüllten, als zusammen mit ganz vielen Gleichgesinnten individualistisch zu sein." Im Grunde interessieren sich alle nur für sich selbst.

Narzissmus

„Narziß" ist nach Illies „der größte Gott der Generation Golf."[731] Man kämpft für sich selbst und beschäftigt sich mit dem Äußerlichen, mit Konsum, Karriere und Stil. Die „Konservierung des körperlichen Status quo"[732] wird als sehr wichtig empfunden. Abseits von politisch-gesellschaftlichem Engagement entwickelt die „Generation Golf" eine ästhetische Lebenshaltung. Es ist vor allem wichtig, dass die Kleidung passt. „Das rote Aids-Schleifchen", so Illies provokativ, habe man sich „vor allem deswegen ans Revers" geheftet, „weil es so gut auf der dunkelgrauen Barbour-Jacke aussah."

Entpolitisierung

Schon im ersten Kapitel heißt es in ironischer Abgrenzung von der 68-er-Generation und ihren Erben:

> Wir wußten auf jeden Fall, daß wir uns keine übertriebenen Sorgen machen mußten, weil das ohnehin unsere älteren Geschwister und die Grundschullehrerinnen mit ihren Atomkriegsängsten für uns erledigten. Wir konnten uns dem Wesentlichen widmen. Also: Playmobil spielen.[733]

Anders als die Generation ihrer Eltern haben Illies und die Seinen kaum noch Interesse an Politik und Gemeinwohl. Es lohne sich nicht, für oder gegen etwas zu streiten. Man diskutiert zwar, aber die Debatten beschränken sich nach Illies' Ansicht auf Fragen wie: *Conserve* oder *Adidas*, *Geha* oder *Pelikan*? Man akzeptiert die immer schneller wechselnden Moden als unvermeidlich und passt sich an, weil man sonst nicht dazugehört.[734] Generationsgenossen, die sich den herrschenden Trends widersetzen, nimmt man wahr als „wackere Einzelkämpfer, deren Anliegen man zwar

[731] Illies, S. 196. Vgl. ebd.: „Nur eine Generation wie die unsrige konnte ein Parfüm ins Herz schließen, das den Namen Egoiste trägt. (...) Der selbstbewußte Egoismus als Gemeinschaftserlebnis."
[732] Ebd., S. 91.
[733] Edb., S. 19.
[734] Ebd., S. 25.

nicht ganz verstand, aber die man aus Toleranzgründen gutmütig mitschleppte“.[735] Auch die Abgrenzung von den Idealen der 68-er wird – wie könnte es anders sein – ästhetisch begründet. So beschreibt Illies ein aus der Frisur herausgewachsenes Schwänzchen ironisch als „ein Wurmfortsatz der 68er, ein letztes begrenztes Widerstandsnest, eine revolutionäre Strähne am akkurat gestriegelten Kopf.“[736]

4.4.2 „Wir sind die Kinder aus der Zone“: Jana Hensel

Die Rezeptionsanalyse von Jana Hensels *Zonenkinder* hat die in der Einleitung geäußerte Vermutung, dass ihr Buch in der Öffentlichkeit als Generationenporträt gelesen würde, bestätigt. Auch im Klappentext wird der Leser nach einer kurzen, einleitenden Bemerkung über die persönliche Biographie Hensels – „Jana Hensel war dreizehn, als die Mauer verschwand“ – auf das Bild einer Generation vorbereitet.[737] In den Kapitelüberschriften wird, noch deutlicher als in *Generation Golf*, ein kollektives Wir behauptet: „Das schöne warme Wir-Gefühl. Über unsere Kindheit“ (1), „Schulter an Schulter, Zahn an Zahn. Über unsere Eltern (4), „Ja, das geloben wir! Über unsere Erziehung“ (5), „Go West!, Über unsere Zukunft“ (8). Wie Florian Illies fängt Hensel ihr Buch aber in der ersten Person an:

> Am letzten Tag meiner Kindheit, ich war dreizehn Jahre und drei Monate alt, verließ ich gemeinsam mit meiner Mutter am frühen Abend das Haus. Es war bereits dunkel, man sah den Atem vor dem Gesicht, Nieselregen fiel vom Himmel. Ich musste hohe Schuhe, Strumpfhosen und zwei Pullover unter meinen blauen Thermoanorak ziehen und niemand wollte mir so richtig sagen, wo es hingegen sollte.[738]

In Ich-Form berichtet Hensel über eigene, persönliche Erinnerungen. Nach einer Leerzeile wechselt sie auf das verallgemeinernde Wir über:

---

[735] Ebd.
[736] Ebd., S. 26.
[737] „Jana Hensel erzählt von den Erfahrungen im Jahrzehnt nach der Wende mit großer Eindringlichkeit und sprühender Lebendigkeit. Wir nehmen teil am faszinierend widersprüchlichen Lebensgefühl einer Generation, die Verwandlungen erlebte wie kaum eine zuvor und die sich gerade erst entdeckt hat.“ Auch Reinhard Mohrs „Jana Hensel hat den Kindern der Zone, der ersten gesamtdeutschen Generation, schon jetzt ein kleines Denkmal gesetzt“ wurde als werbender Text aufgenommen. Es gibt also, bevor der Leser angefangen hat, das erste Kapitel zu lesen, mehrere Signale die ihn auf eine Autobiographie einer Generation vorbereiten.
[738] Hensel, S. 11.

Heute sind diese letzten Tage *unserer* Kindheit, von denen ich damals natürlich noch nicht wusste, dass sie die letzten sein würden, für *uns* wie Türen in eine andere Zeit, die den Geruch eines Märchens hat und für die *wir* die richtigen Worte nicht mehr finden. Eine Zeit, die sehr lange vergangen scheint, in der die Uhren anders gingen, der Winter anders roch und die Schleifen im Haar anders gebunden wurden. Es fällt *uns* nicht leicht, *uns* an diese Märchenzeit zu erinnern, denn lange wollten *wir* sie vergessen, wünschten *uns* nichts sehnlicher, als dass sie so schnell wie möglich verschwinden würde.[739]

Ihre Generation habe die Kindheit in der DDR vergessen, behauptet Hensel und formuliert das Ziel ihrer eigenen, persönlichen „Suche nach verlorenen Erinnerungen".[740]

Hensel gibt die Aufgabe, die sie sich selbst gestellt hat, dem Leser bekannt: verlorene Erinnerungen wieder zu finden. Das Problematische wird dabei sofort sichtbar: „*Ich* möchte wissen, wo *wir* herkommen".[741] Bezeichnenderweise formuliert Hensel nicht: „Ich möchte wissen, wo ich herkomme." Dies ist eine Schlüsselpassage im Buch, weil Hensel hier stellvertretend das Wort für die Generation der „Zonenkinder" ergreift, sich als Sprecherin der von ihr konstruierten „Zonenkinder" aufwirft. Ab dieser Seite weiß der Leser, oder könnte er wissen, dass er es nicht mit einer gewöhnlichen Autobiographie zu tun hat, sondern mit einer Autobiographie, die das Konstrukt einer Generation behauptet. Die Stelle lässt sich denn auch mit Lejeune als das Anbieten eines Paktes deuten. Die oben zitierte Textstelle lässt sich als das Anbieten eines Paktes verstehen: das Ich spricht im Namen einer Generation, hat den Anspruch, die eigenen Erfahrungen als stellvertretend für ein Kollektiv zu präsentieren.

Wie beschreibt Hensel nun die Identität und Sozialisation der „Zonenkinder"? Und in welchem Stil hat sie ihre Erinnerungen festgelegt? Als wichtigste Merkmale werden die brüchige Biographie, die erst spät einsetzende Erinnerung an die eigene Jugend in einem anderen Staat, die »verdrängte« Erinnerung und die Anpassung an den Westen sichtbar. Hensel beschreibt allerdings auch die Schwierigkeiten, die „Zonenkinder"

---

[739] Ebd., S. 14. Hervorh. J.S.

[740] Ebd.: „Heute, mehr als zehn Jahre später und nach unserem zweiten halben Leben, ist unser erstes lange her, und wir erinnern uns, selbst wenn wir uns anstrengen, nur noch an wenig. Ganz so, wie unser ganzes Land es sich gewünscht hat, ist nichts übrig geblieben von unserer Kindheit, und auf einmal, wo wir erwachsen sind uns es beinahe zu spät scheint, bemerke ich all die verlorenen Erinnerungen. Mich ängstigt, den Boden unter den Füßen nicht zu kennen, selten nach hinten und stets nur nach vorn geschaut zu haben. Ich möchte wieder wissen, wo wir herkommen, und so werde ich mich auf die Suche nach den verlorenen Erinnerungen und unerkannten Erfahrungen machen, auch wenn ich fürchte, den Weg zurück nicht mehr zu finden."

[741] Ähnliche Formulierungen finden sich im ganzen Buch. Vgl. auch „*Ich* hörte nicht auf, nach den Leinwandbildern *unserer* Kindheit zu suchen, die so plötzlich verschwunden waren. *Ich* wollte wissen, was *wir* damals mit eigenen Augen gesehen hatten." (S. 33). Anders als Illies, der einen Satz mit „ich", den nächsten mit „wir" formuliert, wechselt Hensel wiederholt in einem Satz vom Ich zum Wir über.

haben, wenn sie versuchen, ihre eigene Identität anderen zu vermitteln. So beschreibt Hensel ein Gespräch, das sie sechs Jahre nach dem Mauerfall im Urlaub mit französischen, italienischen, österreichischen und spanischen Freunden führte. Es gelang ihr damals nicht, ihre Erinnerungen für andere verständlich zu machen. Sie fühlte sich ausgeschlossen vom „schönen, warmen Wir-Gefühl", dass sich unter ihren westlichen Altersgenossen bei einem vergleichenden Gespräch über Lieblingsfilme und Lieblingsbücher breit machte. Sie konnte nicht mitreden, weil keine(r) die Jugendhelden und Zeichentrickfiguren aus ihrer DDR-Jugend kannte.[742]
Eine ironische Pointe in der Aufnahme des Buches liegt nun darin, dass dieses vereinheitlichende und zugleich ausschließende „Wir-Gefühl", das Hensel anhand dieser Erinnerung an ein Zusammentreffen mit westlichen Jugendlichen beschreibt, später der Autobiographin selbst vorgehalten wurde. Den Vorwurf, auf ein „schönes, warmes Wir-Gefühl" zurückzugreifen, musste sich auch Hensel gefallen lassen.[743]
Die Herausbildung einer eigenen Identität wird dadurch erschwert, dass die Räume, in denen Hensel ihre Kindheit erlebte, verschwunden sind. Die Erinnerung an die eigene Jugend wird quasi architektonisch ausgelöscht: die Spielplätze ihrer Kindheit verschwinden plötzlich, Straßen bekommen ein neues Gesicht, die alte Schule wird abgerissen. Über die Erinnerung an diese verschwundenen Räume konstatiert Hensel eine allgemeine Vergessenheit in Bezug auf die Kindheit der „Zonenkinder" – und wechselt auf das verallgemeinernde Wir über. In zehn Jahren sei

> aus unserer Kindheit ein Museum geworden, das keinen Namen und keine Adresse hat und das zu eröffnen kaum noch jemand interessiert.[744]

Undeutlich bleibt allerdings, wer nicht interessiert, bzw. für das Desinteresse verantwortlich ist. Sind es die westdeutschen Touristen, die, obwohl sie Ostdeutschland besuchen, kaum Interesse an der Vergangenheit der neuen Länder

---

[742] „Ich wollte meine Geschichten genauso einfach erzählen wie die Italiener, Franzosen oder Österreicher, ohne Erklärungen zu suchen und meine Erinnerungen in Worte übersetzen zu müssen, in denen ich sie nicht erlebt hatte und die sie mit jedem Versuch ein Stück mehr zerschlugen. Ich verstummte, und um ihre Party und ihr schönes warmes Wir-Gefühl nicht länger zu stören, hielt ich den Mund. Ich überlegte, was ich stattdessen mit meiner Kindheit anfangen könnte, in welches Regal ich sie stellen oder in welchen Ordner ich sie heften könnte. Wie ein Sommerkleid war sie anscheinend aus der Mode geraten und taugte nicht einmal mehr für ein Partygespräch." Hensel, S. 26.
[743] Vgl. dazu vor allem die Besprechungen von Holtz (4.3.2) und Hatzius (4.3.5).
[744] Hensel, S. 20.

zeigen?[745] Sind es die Politiker, die Städte renovieren und das alte Straßenbild verschwinden lassen? Sind es die „Zonenkinder" selbst, die ihre eigene DDR-Kindheit nach dem Mauerfall zunächst so schnell wie möglich vergessen wollten? Oder alle? Der nostalgisch wirkende Text gibt keine eindeutige Antwort. Dies erklärt die Reaktion von Melanie Holtz und anderen Kritikern, die den „klagenden Unterton" in *Zonenkinder* kritisierten und sich fragten, was Hensel mit ihrem Rückblick nun eigentlich bezwecke.

Hinter einer aus ihrer Sicht eindimensionalen Erinnerung und Authentizität droht nach Hensels Ansicht nicht nur die eigene Kindheit, sondern die Erinnerung an die DDR insgesamt zu verschwinden. Hensel schreibt, dass sie sich selbst letztendlich wie ein Tourist im eigenen Leben bewegt habe. Dies dauerte bis zu dem Punkt an, als sie es hasste, „meine Biographie auf jene Hand voll Anekdoten zu reduzieren, die meine westlichen Besucher hören wollten".[746] Eine nächste Phase in ihrem Leben beschreibt Hensel aber nicht mit einer positiven Rückwendung zur eigenen Kindheit, sondern mit einem weiteren Schritt der Distanzierung. Sie war schon der Ansicht, dass der Osten irgendwie „bunter" als der Westen sei, verlässt ihre Heimat aber, weil sie ihr keine weiteren Chancen bieten kann und zieht nach Ostberlin (Westberlin kommt nicht in Frage[747]). In dieser Phase, Mitte der neunziger Jahre, sind es die in Ostberlin lebenden Studenten aus den neuen Bundesländern, deren Mentalität Hensel als typisch für die „Zonenkinder" auffasst. Sie haben Schwierigkeiten mit der Erinnerung an ihre eigene Kindheit. Sie fühlen sich in Berlin fremd, vor allem in der Konfrontation mit Studenten aus Hannover, Nürnberg oder Wiesbaden und bleiben meist unter sich. In einer nächsten Phase versuchen die „Zonenkinder" aber, die Wessis zu überbieten: „Als müssten wir allen beweisen, dass wir uns von der Ostwelt (…) verabschiedet hatten, dass wir stilvoller zu leben wussten".[748] Sie versuchen, sich in der „neuen Zeit" (ebd.) zu Recht zu finden, indem sie die Studenten aus dem Westen imitieren. Doch der Weg „zu den feinen Unterschieden der westlichen

[745] Während (weil?) Touristen aus Westdeutschland Leipzig besuchen, sieht Hensel, wie „ihr" Leipzig verschwindet: „Schon auf den ersten Ausflügen mit Gästen aus dem Westen, die die berühmte Mädler-Passage sehen wollten, noch einmal die Pleitestory des Baulöwen Schneider zu hören verlangten und sich vorstellten, in der vitalsten Kneipenszene des Ostens wilde Nächte zu erleben, verabschiedete sich die Stadt meiner Kindheit von mir". Ebd., S. 31.

[746] Ebd., S. 33.

[747] „Auch wenn Kreuzberg mich irgendwie anzog und der Savignyplatz, schick und edel, lockte, wäre ich da nie hingezogen. Keiner meiner ostdeutschen Freunde lebte dort. Das war ungeschriebenes Gesetz, für dessen Überschreitung ich mich wie für die Wahl einer falschen Zigarettenmarke hätte rechtfertigen müssen" (S. 42).

[748] Ebd., S. 54.

Warenwelt“ erweist sich als „lang und steinig“. Ausführlich beschreibt Hensel die Schwierigkeiten, die ihr in ihrer Studentenzeit bei ihren Versuchen plagten, sich genauso schick und modisch wie ihre Kommilitoninnen, die im Westen geboren wurden, zu kleiden. Sie fühlt sich von den westdeutschen Studenten diskriminiert, was ihre Neigung, fast noch westlicher als die Westler zu sein, nur noch verstärkt.[749] Die „Zonenkinder“ wurden durch diesen weitgehenden Konformismus, so Hensel, „anpassungsfähig und ein wenig geschichtslos“, auch äußerlich wollten sie ihre Herkunft aus dem Osten auslöschen, ihre „Wurzeln so schnell wie möglich (…) vergessen“[750]. Eine Karriere nach westlichem Vorbild ist angesagt. Sie wollen „Geld verdienen und allen zeigen, dass wir die Spielregeln des Westens gelernt haben und damit umgehen“. Es folgen ausführliche Beschreibungen von westlicher Mode, westlichen Trends, der »richtigen Weste» *à la* Illies durchaus vergleichbar. Resignativ wenden sich die „Zonenkinder“, auch hierin der Generation Golf ähnlich, vom politischen Engagement ab:

> Die Bilder von Milosevics Straflagern haben wir uns später kommentarlos im Fernsehen angesehen. Den Kampf hatten wir längst eingestellt. Der eine oder andere wird sich im ARD-Brennpunkt noch die Nummer eines Spendenkonto aufgeschrieben oder eine Plastetüte in die Kleiderspende vorm Supermarkt geworfen haben, aber verantwortlich fühlten wir uns hierfür nicht mehr. (…) Selbst am 1. Mai konnten wir ausschlafen.[751]

[749] Ebd., S. 73: „Wir waren die Söhne und Töchter der Verlierer, von den Gewinnern als Proletarier bespöttelt, mit dem Geruch von Totalitarismus und Arbeitsscheu behaftet. Wir hatten nicht vor, das länger zu bleiben.“ Die „Zonenkinder“ hätten „in den Anfangsjahren jede freie Minute genutzt, um den Westen zu beobachten, zu erkennen und zu verstehen. Wir wollten ihn täuschend echt imitieren.“ Ebd., S. 61.
[750] Ebd., S. 72.
[751] Ebd., S. 98ff.

Obiges Zitat hätte ebenso gut aus *Generation Golf* stammen können.[752] Ein feiner Unterschied, der auch in der Aufnahme der beiden Texte sichtbar wird, ist dass die Ironie und der Sarkasmus bei Illies von Anfang an da sind. Während Illies sein Konstrukt mit ironischem Gestus präsentiert, wird der Rückblick bei Hensel über weite Strecken in einem überwiegend sentimentalischen Stil („Geruch", Märchen", „Kindheit", die „Schleifen im Haar") beschrieben. Der Bruch mit der eigenen Vergangenheit folgt bei Hensel ziemlich abrupt. Manche Leser hätten gewiss mehr über den allmählichen Prozess erfahren, in dem die alten Vorstellungen von dem konsumorientierten, narzisstischen Individualismus, die die „Zonenkinder" nach der Wende vom Westen übernahmen, abgelöst wurden.

4.4.3. Eine Jugend als Außenseiterin: Claudia Rusch

Wie gelang es Claudia Rusch ihre Identität und Sozialisation so glaubwürdig zu präsentieren, dass sie für ihre Autobiographie nahezu ausnahmslos gelobt wurde? Weshalb fanden viele Kritiker das DDR-Bild so überzeugend? Weshalb kam es hier nicht zu einer massiven Kritik und fast einstimmigen Ablehnung, wie bei Jana Hensels *Zonenkinder*? Weicht Ruschs Autobiographie tatsächlich so stark von diesem Text ab, wie es die Kritik vermuten lässt?
In *Meine freie deutsche Jugend* lesen sich die beschriebenen Erfahrungen als persönliche Erfahrungen der Autorin. Rückblickend erzählt Rusch über ihre Erinnerungen an den sozialistischen Staat und die Zeit kurz nach dem Mauerfall. Ihre

[752] Vgl. auch Illies: „Die Suche nach dem Ziel hat sich erledigt" (S. 189). Hensel: „Die Suche nach einer Strategie für die Schule und für zu Hause hielten wir nicht mehr für notwendig" (S. 98). Illies: „Franziska schleppte mich mit zur Kölner Demonstration gegen den Golfkrieg (…) es wirkte wie früher, wenn man stolz war, den Pulli des älteren Bruders anziehen zu dürfen. (…) Ich selbst wollte eigentlich lieber mit Franziska am Rhein entlanggehen (S. 163ff.). Hensel: „Als die Amerikaner 1991 den Irak angriffen, sind wir deshalb noch ein oder zwei Mal mit der Kerze durch die Straßen gezogen, haben den anderen ein bisschen zugesehen, wie sie *Give Peace a Chance* sangen, hielten das streng genommen für eine ziemliche Übertreibung". Illies: „Wir waren (…) viel zu sehr mit der Wahl der richtigen Jeans beschäftigt" (S. 28)). Hensel: „Aber Engagieren und Politik waren verdächtig. In der Zeit verdienten wir lieber Geld". (S. 98). Illies: „Der Asta war eine Beschäftigungstherapie für wackere Indologie-Studenten im fünfzigsten Semester" (S. 177). Hensel: „Eigentlich hatten sie bloß keinen Job abbekommen und einfach zu viel Zeit, also stritten sie sich in Gremien, Komitees und Studentenräten" (S. 98). Illies: „Wir hörten immer neue Horrormeldungen und beschlossen deshalb irgendwann, uns nicht mehr dafür zu interessieren. Der Castor-Transport wird schon seine Richtigkeit haben und Atomkraftwerke auch – vor allem auch, weil Jürgen Trittin so vehement dagegen ist" (S. 169). „Hensel: „Mineralwasser (…) kaufen wir in Einwegflaschen, Pfandflaschen wiederum werfen wir in Flaschencontainer, und Fernsehberichte von Castor-Demonstranten gehen uns auf die Nerven. Von jugendlichen Tierschützern oder Kernkraftgegnern lassen wir uns auf der Straße nicht ansprechen (…)" (S. 107).

Identität und Sozialisation stehen dabei im Vordergrund. Sie selbst bildet in den beschriebenen Erfahrungen und Erinnerungen sowohl die Hauptfigur als die Erzählerin. Es liegt in *Meine freie deutsche Jugend* also eine dreifache Identität zwischen Autorin, Erzählerin und Hauptfigur vor. Dies rechtfertigt es meiner Meinung nach, das Buch als Autobiographie zu betrachten, auch wenn Rusch in einigen Punkten von den herkömmlichen Gattungsvorstellungen abweicht.
Auffällig ist vor allem die Struktur des Textes: Rusch schildert ihren Entwicklungsweg nicht kontinuierlich in einer abgerundeten Geschichte. Das Buch besteht aus fünfundzwanzig kurzen Erzählungen, die man als Anekdoten bezeichnen kann. Es sind kurze Beschreibungen von merkwürdigen Begebenheiten, die meist in der Überschrift auf den Punkt gebracht werden, wie „Die Stasi hinter der Küchenspüle", „Honeckers kandierter Apfel", oder „Ein Zimmer voller Raider". Sie sind in prägnanter und knapper Form (vier bis neun Seiten) verfasst und enden meist mit einer - für die Anekdote typischen - Pointe, die auf die erinnerte Erfahrung Bezug nimmt, manchmal mit Ironie, manchmal mit Trauer, manchmal mit Wut. Jede einzelne Anekdote, von der „Schwedenfähre" über die „Stasi hinter der Küchenspüle" bis zur „Stadtplanflucht", bildet eine kurze und abgerundete Erzählung, die eine persönliche Erfahrung zum Gegenstand hat und auch für sich stehen könnte. Dies ist zugleich der Grund, weshalb bestimmte Figuren mehrmals erwähnt oder nur kurz vorgestellt werden, ohne dass Wiederholungen gestrichen sind. Für ein Buch aber hat dies den Nachteil, dass der Leser dieser kurzen Erklärungen nicht mehr bedarf, die Wiederholungen wirken eher störend. Er möchte nach einiger Zeit die Nebenfiguren (Mutter, Vater, Jugendfreundin, ehemaligen Freund) besser kennen lernen, als für ihre Rolle in einer einzigen Erzählung strikt notwendig wäre.[753] Nur die Hauptfigur, Rusch selbst, gewinnt ein deutliches Profil.
In den Augen der Kritiker hob sich Ruschs Autobiographie erfreulich von Hensels *Zonenkinder* ab. Man kann sich aber fragen, ob Ruschs „Anekdoten" sich tatsächlich so stark von Hensels Beschreibungen unterscheiden. Auch in *Zonenkinder* dominiert die Aneinanderreihung von vereinzelten Erinnerungen und fehlt eine einheitliche Perspektive. Zwar fehlen bei Rusch die Verallgemeinerungen, die die persönlichen Erfahrungen zu einem Generationsbild stilisieren, aber was Aufbau und Struktur des Textes betrifft, stimmen beide Texte überein. Ein Unterschied besteht aber darin, dass

[753] Vgl. die Kritik in der Rezension von Gerrit Bartels, 4.3.3.

die Kapitel aus *Meine freie deutsche Jugend* für sich „gelungen“ sind, d.h. auch als Kurzgeschichte oder Anekdote hätten erscheinen können. Dagegen wirken die Kapitelübergänge bei Hensel oft abrupt und willkürlich, auch wenn sie den Eindruck wecken, sich auf bestimmte Themenbereiche zu beschränken.[754] Hensels *Zonenkinder* ist deutlich essayistischer angelegt. Es ist auffällig, dass Vorwürfe, die uns aus der Rezeption von *Zonenkinder* bekannt sind, kaum gegen *Meine freie deutsche Jugend* erhoben wurden. Was die fragmentarische Struktur angeht, liegen beide Texte näher beieinander, als die einfache Gegenüberstellung in der Kritik vermuten lässt. Es ist denn auch vor allem das kritische Bild der DDR, das bei *Meine freie deutsche Jugend* die positive Aufnahme vorantrieb.[755]

4.5 Das Gesellschaftsbild

4.5.1 Die Kritik an der Bundesrepublik in Generation Golf

Es durfte nach dem Vorangehenden nur noch wenig überraschend sein, dass die Kritik an der Bundesrepublik in *Generation Golf* sich vor allem auf die 68-er und ihr emanzipatorisches Erbe bezieht. Illies kritisiert die ökologische Bewegung[756], Feminismus[757], Pazifismus[758] und Sozialismus[759]. Den *Spiegel* betrachtet als „ganz irritiertes Zentralorgan der 68er“[760], Schüleraustausche zwischen Deutschland und Frankreich bezeichnet er als „unselige Verbindung aus Günter-Grass-Sozialdemokratie und United-Colors-of-Benetton-Völkerfreundschaft“[761].
Vor allem die Erinnerungen an die eigene Schul- und Studentenzeit geben Illies Anlass, seine kritische Haltung gegenüber der Linke zu reflektieren. Auch hier präsentiert Illies seine Beobachtungen und (fiktionalisierte) Erfahrungen als stellvertretend für seine Generation. Dies fängt mit der Schülervertretung an, die Illies

[754] Vgl. die Auflistung auf der Inhaltsseite von *Zonenkinder*: „Über den guten Geschmack“, „Über unsere Eltern“, „Über unsere Erziehung“, „Über Liebe und Freundschaft“, „Über Körperkultur und Sport“.
[755] Auf das DDR-Bild in *Meine freie deutsche Jugend* gehe ich unter 4.5.4 ein.
[756] Illies, S. 58.
[757] Ebd., S. 171: „Gottlob haben wir den Feminismus überwunden.“
[758] Ebd., S. 14 u. S. 164.
[759] Vgl. S. 177 „Relativ schnell begriff ich, dass es sich bei dem SDAJ (Sozialistische Deutsche Arbeiterjugend – J.S.) um eine Jugendgruppe der 68er handelte, die irrtümlich in die falsche Zeit geraten war.“
[760] Ebd., S. 155.
[761] Ebd., S. 34 („...schön waren die französischen Austauschschülerinnen auch nur in den Träumen deutscher Filmemacher“).

als „eine alberne Einrichtung der siebziger Jahre“[762] betrachtet. „Schon beim Eintreten“ habe er die Kandidaten der Schülervertretung „an den Greenpeace-Stickern und hennarotgefärbtem Haar“ erkannt.[763] Dies ändert sich auch an der Universität nicht: „Der Asta war eine Beschäftigungstherapie für wackere Indologie-Studenten im fünfzigsten Semester“.[764] Die Folge ist, dass linke Jugendliche von Illies als nicht zugehörig zur „Generation Golf“ betrachtet werden, auch wenn sie in den späten sechziger oder in den siebziger Jahren geboren wurden. Der Golfer erscheint als Gegenkonstrukt zum 68-er.[765] Illies erinnert sich vor allem an einen besonders linken, intoleranten Gemeinschaftskundeleher, den er als typisch für die 68-er Generation auffasst. Durch die Abneigung von der Dogmatik und Starrheit solcher Figuren sei man „langsam, aber sicher konservativ geworden“. Am Ende habe man sogar erwogen, seine eigenen Kinder später „auf katholische Mädchen- und Jungenschulen zu schicken“, schreibt Illies ironisch.“[766] Die „schönen Ideen der sozialdemokratischen Hochschulpolitik“, die der Generation Golf an sich hätte ausprobieren lassen müssen, hätten den „Wirklichkeitstest“ nicht bestanden.[767]
Die Distanz zu den 68-ern, die Illies vor allem im Unterricht als Lehrer kennen lernt, wird nicht nur politisch, sondern auch ästhetisch begründet. Die 68-er, spottet Illies, seien eine Generation, „die erst mühsam lernen mußte, was es ist, gut gekleidet zu sein, und die sich erst jahrelang abstrampelte in unschönen Protestklamotten“. Auch in Stilfragen habe sie bewiesen, eine „Gruppe der Schwererziehbaren von ihren ideologischen Fesseln“ zu sein.[768] Auch kritisiert Illies eine Doppelmoral. Nach ihrem Marsch durch die Institutionen lassen sich die 68-er ihre „Latzhosen-Moral“ vom Staat zahlen und merken, „daß der fair gehandelte Kaffee aus dem Dritte-Welt-Laden besonders gut schmeckt, wenn man ihn in einer 879 Mark teuren Eschenholzmühle gemahlten hat.“[769] Später – in den neunziger Jahren – wirkt es auf Illies „befreiend“,

[762] Ebd., S. 78„(...) die SV als solche war eine alberne Einrichtung der siebziger Jahre, wir sahen eigentlich keinen rechten Sinn mehr darin“. Vgl.: „Es muß für die älteren Semester grauenvoll gewesen sein mitanzusehen, wie sich eine jüngere Generation der Hörsäle bemächtigt und keinen Sinn mehr darin sah, mit den Professoren über Fragen der Unterdrückung zu reden.“
[763] Ebd., S. 78ff.
[764] Ebd.
[765] Die Popularität des einst radikalen Alt-68-ers Joschka Fischer auch unter Angehörigen der „Generation Golf“ erklärt Illies folgendermaßen: Der einst radikale Linke habe zum Lieblingspolitiker der „Generation Golf“ aufsteigen können, weil er sich mit dem Jogging zugleich die „alte 68er-Seele“ mit aus dem Leib gejoggt habe: „Der Mann hat die Lektion verstanden.“ Vgl. Illies, S. 93.
[766] Ebd., S. 79.
[767] Ebd., S. 88.
[768] Ebd., S. 149.
[769] Ebd.

dass er „endlich den gesamten Bestand an Werten und Worten der 68er-Generation, den man immer als albern empfand, auch öffentlich albern nennen konnte“.[770] Pauschale Urteile und Abgrenzungen prägen in Illies’ Darstellung das Verhältnis zu der „Vorgängergeneration“:

> Die Vorgängergeneration hat, wenn ich mich recht erinnere, den lieben langen Tag lang demonstriert. Wahrscheinlich fanden wir es deshalb von Anfang an doof.[771]

An dieser Stelle möchte ich noch kurz Illies’ Kritik an den Lebensgewohnheiten seiner Generationsgenossen skizzieren, die in *Generation Golf* auch vorhanden ist, aber von der Rezeption größtenteils übersehen wurde. Denn auch wenn Illies den Werten und dem Lebensgefühl seiner Generationsgenossen überwiegend positiv gegenübersteht, so weist er auch auf einige weniger positiven Seiten, die mit der Mentalität der „Generation Golf“ verbunden sind. „Die Suche nach dem Ziel hat sich erledigt“, hat Illies bezeichnenderweise dem Kapitel überschrieben, in dem es, so der Untertitel, um „Glaube, Liebe, Hoffnung“ geht: Die drei christlichen Kardinaltugenden. Und tatsächlich macht Illies in diesem Kapitel deutlich, dass die „Golfer“ zu diesen Tugenden kaum mehr imstande sind. Die „Generation Golf“ ist, so Illies, völlig auf das „Überleben in der Ellbogengesellschaft“[772] gerichtet. Hinter der scheinbaren Zufriedenheit des »mir geht es gut« kämpft die junge Generation mit großen Problemen: Stress, Anspannung, Bindungsangst.[773]
Weil ihr die Bindung an gesellschaftliche Formen und Grenzen fehlt, kann sie nicht auf Vorstellungen zurückfallen, die ihr bei der Orientierung hilfreich sein können. Hans Peter Bartels hat dieses Dilemma, das aus der ungekannten Freiheit der „Generation Golf“ hervorgeht, in seiner Rezension angesprochen: Einerseits sei die „Generation Golf“ frei, zu bestimmen, wie sie leben möchte, anderseits sehe sie sich wie keine Generation vor ihr mit einem dadurch entstandenen Verlust an Verantwortung konfrontiert.[774] Die „Generation Golf“ wird, so Illies, die Generation

[770] Ebd., S. 155.
[771] Ebd., S. 163.
[772] Ebd., S. 190.
[773] Ebd., S. 194ff.: „Da wir aber als selbstverliebte Menschen vor nichts solche Angst haben wie vor dem Gefühl, enttäuscht zu werden, haben wir immer eine Reißleine im Kopf und begeben uns in eine Beziehung nur so weit hinein, daß wir auch wieder hinauskommen.“
[774] Vgl. 4.3.1.

sein, „die den Therapeuten auch in Deutschland zu so einem wichtigen Berufsstand macht, wie er es in Amerika bereits ist."[775]
Illies kritisiert die „unerklärliche Liebe für nichtssagende Produkte", den Markenfetischismus seiner Generationsgenossen:

> Hätte es damals schon Analytiker des Zeitgeistes gegeben, sie hätten dank unserer unerklärlichen Liebe zu nichtssagenden Stickern, die für Massenprodukte warben, die ganze Entwicklungsgeschichte der Generation Golf prophezeien können: also die frühe Liebe zum Oberflächlichen, der Markenfetischismus, die völlige Distanzlosigkeit zur Scheinwelt der Werbung.[776]

Später heißt es, man habe sich eben „zu sehr mit der Wahl der richtigen Jeans" beschäftigt.
Die künstliche Verbindung mit der Lebenswelt durch Werbung und Kommerzialisierung wird von Illies am Ende seines Buches deutlich kritisiert. In ironischer Nostalgie denkt Illies an die Zeit zurück, in der man „den Herbstbeginn noch nicht daran bemerkte, daß es wieder Mon Cherie gab, sondern daran, daß man mit Kastanien und Streichhölzern kleine Männchen baute."[777] Am Ende seiner Erinnerungen angekommen, stellt Illies auch die apolitische Haltung seiner Generation zur Diskussion. Das „Problem" der Generation Golf sei, „daß sie sich (...) mehr Gedanken macht über die Anzüge der Politiker als über deren Taten, politisch also völlig indifferent ist." Die Toleranz seiner Generation grenze oft an Ignoranz.[778]
Das kritische Potential, das *Generation Golf* entfaltet, bleibt beschränkt. Wenn Illies in *Generation Golf*, wie in zahlreichen Interviews, behauptet, die Ästhetik setzte die »Werte« seiner Generation, oder sei für deren Lebenseinstellung bestimmend, so ist es die Frage, ob nicht auch diese Ästhetik weitgehend einem marktwirtschaftlich orientierten Denken untergeordnet ist, dessen Einfluss das Handeln der Angehörigen seiner Generation bestimmt. Bringen diese Werte nicht ein „stählernes Gehäuse" (Max Weber) hervor, das dem Einzelnen seiner Initiative und der Gesellschaft anderer Sinngebungen beraubt? Ist der Individualismus in der von Illies geschilderten

[775] Illies, S. 185.
[776] Ebd., S. 28ff.
[777] Ebd., S. 38.
[778] Die Toleranz der Generation Golf kommt eher einer passiven Duldung als einem Akzeptieren des Anders-Sein des Anderen gleich. Vgl. Illies, S. 193: „Die Toleranz unserer Generation grenzt deshalb oft an Ignoranz. Man akzeptiert etwas nicht, weil man noch die Sprüche von Rosa Luxemburg kennt, wonach Freiheit immer auch die Freiheit des Andersdenkenden ist. Man hat vielmehr so viel mit sich selbst zu tun, daß man keine Energie darauf verschwenden möchte, sich über den Lebenswandel anderer Leute zu empören."

Gesellschaft vielleicht nur ein trügerischer? Zu solchen kritischen Fragen dringt Illies nicht vor. Er beschränkt sich - bewusst - auf die Oberfläche. Apologetisch heißt es aber auch, dies sei nicht das Problem der „Generation Golf" selbst, „sondern das Problem, das andere mit der Generation Golf haben."[779] Mit allem unzufrieden, aber mit der eigenen Generation am wenigsten – so lässt sich Illies' Bilanz resümieren.

4.5.2 Zwischenüberlegung

Auf den ersten Blick unterscheidet sich das Identitätsverständnis bei Illies maßgeblich von der Dekonstruktion einer eigenen Identität in der Autobiographie Thomas Bernhards[780] und der Reflexion auf Erinnerungsprozesse und die dadurch markierte kritische Distanz zum eigenen Ich in Christa Wolfs *Kindheitsmuster*, das gleichfalls Gründzüge einer postmodernen Ästhetik aufweist.[781]
Die Identität der Generation Golf erscheint in Illies' Darstellung auf den ersten Blick festumrissen. Es war sogar möglich, diese Identität anhand von wenigen – zugegeben: modischen – Schlagwörtern auf den Punkt zu bringen.[782] Auch wenn Illies am Schluss manches am Lebensgefühl seiner Generation zum Problem wird, so ist damit noch keineswegs ein postmodernes Identitätsverständnis erreicht. Denn mit einer Problematisierung vorheriger Aussagen, die diese zwar relativieren, aber nicht quer durchkreuzen oder grundsätzlich in Frage stellen, sind wir noch keineswegs bei einem postmodernen Identitätsverständnis angelangt. Dass die „Generation Golf" eine Identität hat, die bestimmt und festgelegt werden kann, ist zumindest *vom Gestus her* über alle Zweifel erhaben. Und in diesem Gestus liegt m.E. auch das Postmoderne dieser Autobiographie. Spielerisch und in ironischer Abgrenzung gegenüber den 68-ern behauptet Illies die Lebensgepflogenheiten seiner Generation. Dass es sich bei der „Generation Golf" um ein *Konstrukt* handelt, wird vom Erzähler nicht explizit betont. Auffällig sind allerdings die Übertreibungen, Verkürzungen und Auslassungen in der Darstellung. Die Identität der „Generation Golf" kann nur mühsam durch für viele Kritiker wenig überzeugende, pauschale Urteile konstruiert werden. Die ironisch-sarkastischen Kommentare über die 68-er braucht der Erzähler vor allem, um deutlich zu machen, wofür die „Generation Golf" *nicht* steht. Durch das Absetzen von

[779] Ebd., S. 121.
[780] Vgl. v.a. 2.6.1.
[781] Vgl. v.a. 3.5.2.
[782] Vgl. 4.4.1.

der Vorgängergeneration stiftet Illies eine Identität. Auch wenn die Angehörigen der „Generation Golf“ Mühe hätten mit ihrer Gemeinsamkeit, so können sie sich doch darauf verständigen, keine Angehörigen der 68-er Generation zu sein.
So macht auch Illies' *Generation Golf* den Konstruktionscharakter autobiographischen Schreibens deutlich. Der spielerische Gestus, mit dem Illies sich als Vertretet und Sprachrohr der von ihm konstruierten „Generation Golf“ aufwirft, erinnert an die Inszenierungen, die für viele postmoderne Autoren kennzeichnend sind. Auch vernachlässigt Illies den Unterschied zwischen E- und U-Kultur, bzw. nimmt diesen Unterschied gar nicht mehr wahr.
Durch das in *Generation Golf* präsentierte bild der heutigen Gesellschaft schreibt sich Illies in die Thematik der Postmoderne ein. Illies beschreibt seine Zeit als eine Ära der Indifferenz, als eine Zeit der austauschbaren Werte und Ansichten. Es gibt keine christliche, sozialistische oder konservative Wertsetzung mehr, die unumstritten und verallgemeinerungsfähig wäre. Illies verkündet für sich und seine Generation eine Skepsis gegen Metaerzählungen, die sich durchaus mit Lyotards „l'incrédulité à l'égards des métareécits“ vergleichen lässt.[783] Jeder Anspruch auf Allgemeingültigkeit wird radikal in Frage gestellt – im Gegensatz zum eigenen Versuch, eine ganze Generation zu rekonstruieren.
Generation Golf betont, dass die Kommerzialisierung der Gesellschaft immer neue Bereiche erfasst und die Ausrichtung auf kulturelle Werte schwächer wird. Fast sieht es so aus, als ob Illies diese Entwicklung vorbehaltlos bejaht. Revolutionäre Gesinnung und Engagement lässt er als Anachronismus erscheinen. Zweifel an der Vorherrschaft des Marktes kommen aber auch hier im ironischen Ton zum Ausdruck.

4.5.3 „Den Geruch eines Märchens“: “Die DDR in Zonenkinder“

Die nostalgischen Beschreibungen in *Zonenkinder* erweckten bei Kritikern den Eindruck, dass die Schriftstellerin Jana Hensel sich nach ihrer eigenen Jugend in der DDR zurücksehnte. Die Begriffe „Geruch“, „Märchen“, „Märchenzeit“ wirkten auf manchen Kritiker nicht nur abgeschmackt und klischeehaft, sondern auch verstörend, da sie sich auf die Erinnerung an einen Staat bezogen, in dem das Leben ihrer Meinung nach alles andere als märchenhaft war.

[783] Lyotard, Jean-François: *La condition postmoderne*. Paris (Minuit) 1979, S. 7.

Auffällig an der Beschreibung der Identität und Sozialisation der *Zonenkinder* ist, wie unter 4.2.2 deutlich wurde, dass sie fast ganz auf oberflächliche Phänomene beschränkt bleibt. Die Darstellung der Orientierungssuche der „Zonenkinder" richtet sich auf die Übernahme von „Gesten, Begrüßungsfloskeln, Redewendungen, Sprüche, Frisuren, Klamotten"[784], einer Suche nach einer eigenen Identität, die weitergeht als die Anpassung bzw. Verwerfung von Gesten, Modenmarken und Frisuren erfährt man kaum. In dieser Beschränkung auf die Warenästhetik weist *Zonenkinder* auffällige Übereinstimmungen mit *Generation Golf* auf. Seitenlang listet Hensel verschwundene Alltagshandlungen, Fernsehprogramme und Produkte auf. Der politisch-gesellschaftliche Hintergrund des Ganzen bleibt vage. Die nostalgische Beschreibung einer „heilen" DDR-Kindheit wird durch die aufgenommenen Photos und Zeichnungen verstärkt. Aufgenommen sind Bilder von einem FDJ-Mädchen in Uniform, der NVA, einer Landkarte der DDR, Küchen in DDR-Neubauwohnungen, Fünf-Mark-Tretern, Milchkästen, einer Jugendweihfeier und von Sportereignissen in der DDR. Während das Bild der „Fünf-Mark-Treter" einen nichts sagenden Text begleitet,[785] bleiben Kinderzeichnungen von Soldaten in Kampfflugzeugen, Tanks, Kriegsschiffen und NVA-Soldaten im Stechschritt unkommentiert. Aufgenommen ist nur ein Begleittext in der Handschrift eines Kindes: „1. März-Tag der Volksarmee! Am 1. März feiert die Nationale Volksarmee ihren Ehrentag". Damit machte Hensel sich und ihr Buch angreifbar. Die Zeichnung von der Volksarmee konnte den Eindruck erwecken, dass es für Hensel nach wie vor selbstverständlich war, dass Mädchen in der Grundschule freundlich lächelnde Soldaten mit Kampfstiefeln im Stechschritt zeichnen oder dass sich die junge Schriftstellerin der Provokation, die dieses Bild für manche Leser darstellen konnte, nicht bewusst war. Dies hängt aber eng mit der Erzählperspektive der Schriftstellerin zusammen. Sie berichtet in *Zonenkinder* aus einer späteren Perspektive. Es ist eben nicht eine Zehn- oder Dreizehnjährige, aus deren Perspektive wir die Kindheit sehen, sondern die junge Schriftstellerin Jana Hansel, die auf die DDR zurückblickt und über ihre Kindheit in diesem Staat berichtet. Und diese Erzählerin hat ihre Jugend als unpolitisch erlebt, weshalb sie sich vor allem auf eine Bestandaufnahme von Alltagsphänomenen konzentriert. Über ihre Jugend in der DDR berichtet Hensel im Präteritum. Lediglich

[784] Pfister.
[785] Hensel, S. 59: „Die Fünf-Mark-Treter hießen Fünf-Mark-Treter, weil sie keinen Namen und keine Herkunft hatten und jeder sie kannte, jeder sie trug."

die Bemerkungen über die heutige Befindlichkeit der „Zonenkinder“ stehen im Präsens.[786] Auch Illies verfasste mit *Generation Golf* eine Alltagsphänomenologie. Doch während Illies das Porträt seiner Generation durch Ironiesignale relativierte und in einem flotten, humoristischen Stil schrieb, ist der Ton in *Zonenkinder* oft anklagend. Über Positives nach der Wende erfährt der Leser von *Zonenkinder* nur wenig. Stattdessen beklagt Hensel vor allem das Desinteresse an der DDR bei Westdeutschen, ihren Antikommunismus[787], ihre individuelle Lebenseinstellung, die ausgemusterten westdeutschen Schulbücher, mit denen nach 1989 einige Zeit unterrichtet wurde, sowie die Tatsache, dass DDR-Sportler früher immer siegten, während Sportler aus dem Osten Deutschlands im wiedervereinigten Deutschland nur noch zur „Integrationsfigur“ taugen würden.[788] Selbstironisch und in einem flotten Stil entwarf Illies ein Bild seiner Generation. Gut gelaunt bekannte der Ich-Erzähler in *Generation Golf* sich zum Leben in Konsum. Mit Ironie wappnete er sich gegen mögliche Kritiker. Mit Lust an der Provokation kehrte er dem *political correctness* der 68-er den Rücken zu. Deswegen war Illies’ Buch für viele amüsant, auch wenn der Schriftsteller sich die Analyse einfach machte. Illies gelang ein ironischer Ton, der sprachliche und soziale Klischees präzise erfasste. Ein solcher eleganter, amüsanter Stil fehlt aber bei Hensel. Die wenigen Ironiesignale in *Zonenkinder* haben nicht gewirkt.[789] Stilistisch blieben solche Passagen hinter Illies’ Text zurück. Die Ich-Erzählerin, die das Konstrukt der „Zonenkinder“ vorführt, wirkt eher naiv als selbstbewusst. Ihr Ton war sentimental und sie wusste wenig Originelles zu berichten. Der Erzähler in *Generation Golf* präsentiert sich verwöhnt und selbstbewusst, die Erzählerin in *Zonenkinder* erweckt den Eindruck, dass es ihr ernst ist mit ihrer Anklage. Rezensenten fanden bei ihr eine ähnliche „Oberflächenbegeisterung“, eine

[786] Vgl. ebd., S. 107ff: „Wir nehmen nicht mehr bei jeder Gelegenheit die Hände aus der Tasche. Wir lassen sie einfach stecken. (…) Es hat für uns etwas Beruhigendes, dass all die Menschen, die uns früher gesagt haben, wo wir gebraucht würden und worum wir uns kümmern sollten, dass all diese Menschen nicht mehr da sind. Wir geloben nichts mehr, packen nirgends mehr an und können uns in aller Ruhe um uns selbst kümmern.“

[787] Ebd., S. 28: „Es fiel ihnen nicht leicht, ihre Abscheu und ihren Hass auf den menschenunwürdigen Kommunismus zu zügeln; unverstellbar, wie man unter solchen Verhältnissen hatte überleben können. Man könnte wirklich von Glück sprechen, dass das alles nun vorbei war.“

[788] Vgl. Hensel, S. 145ff.: „Während wir in den Achtzigern noch Sieger waren, kommt es mir heute so vor, als ob der Titel einer Integrationsfigur das Höchste ist, war wir im Leben überhaupt erreichen können.“ Es ist die Frage, ob diese persönliche Einschätzung stimmt. Franziska von Almsick, Michael Ballack, Sven Hannawald und Jan Ullrich sind in der Bundesrepublik richtige Sportstars und alles andere als nur „Integrationsfiguren“.

[789] So schreibt Hensel, dass die Welt für die Zonenkinder nach dem Mauerfall„kleiner“ geworden sei, weil man weniger als zuvor an internationalen Solidaritätsaktionen teilnehme. Hensel, S. 99. Auch schreibt sie über die Nach-Wende-Zeit als die „neue Zeit“.

ähnliche „identifikationszwingende Innenperspektive“[790], ohne dass diese aber durch einen amüsanten, treffsicheren Stil oder durch Humor begleitet wurde. Ihr Buch war zu banal, so dass ihre Klage über den Verlust der Ost-Identität als ziellos empfunden wurde und die Kritiker ärgerte.[791]

4.5.4 Die DDR in Meine freie deutsche Jugend

Rusch schildert in ihrer Autobiographie rückblickend ihre Kindheitserlebnisse, berichtet über die Überwachung ihrer Familie durch die Stasi, ihre Schulzeit, ihr Verlangen nach Freiheit und manchmal auch über die Sehnsucht nach einer »gewöhnlichen« Kindheit.
In vielen Anekdoten ist es, anders als bei Hensel, das Verhältnis zum Staat, das im Mittelpunkt steht. Das DDR-Bild ist dabei durch eine Außen-Perspektive gekennzeichnet. Gleich in der ersten Anekdote „Die Schwedenfähre“ schreibt Rusch über eine ihrer frühesten Erinnerungen, als sie mit ihrer Mutter am Strand eine Fähre nach Schweden sieht. Sie konfrontiert ihr heutiges Wissen mit dem des Kindes, das sie einst war:

> Ich wusste damals nicht, wie viele Menschen bei Fluchtversuchen über die Ostsee umgekommen waren, dass skandinavische Fischer über Jahre hinweg immer wieder Leichen in ihren Netzen fanden und dass mein geliebtes Meer von der DDR zur mörderischen Falle umfunktioniert wurde.[792]

Nach dem Mauerfall kann Rusch diese Grenze, die ihr „persönlicher Eiserner Vorhang“ war, überqueren und ruft die „Ohnmacht“, die das weiße Schiff früher in ihr auslöste, „das Gefühl, ausgeschlossen von der Welt, im Osten inhaftiert und vergessen zu sein“, in Erinnerung. Damit ist schon am Anfang eine ganz andere Perspektive auf die DDR gegeben als in Jana Hensels *Zonenkinder*. Ein grundlegender Unterschied zwischen Rusch und Hensel besteht darin, dass die Erzählerin in *Meine freie deutsche Jugend* ihr damaliges Nicht-Wissen mit ihrem

[790] Arendt, Ingo: Alles mal noch nicht anders machen. Naivität als Ausrede. (= Rezension von *Generation Golf* 2). In: *Freitag*, 18.7.2003.
[791] Vgl. Bisky, der meinte, Hensels Bild von der „stimmungsgesättigten nostalgischen DDR“ mute „greisenhaft-kindlich“ an (vgl. 4.2.4) und Arendts Kritik (4.2.4).
[792] Rusch, S. 11.

heutigen politischen Bewusstsein konfrontiert.[793] Die ersten Seiten setzen den Ton. Während der „Geruch eines Märchens“, den Hensel bei der Erinnerung an ihre DDR-Kindheit spürte, viele Leser vor den Kopf stoßen musste, wirkt das Bild von der Schwedenfähre am Anfang von Ruschs Autobiographie wie eine *captatio benevolentiae*. Gleich im ersten Text wird an das unmenschliche DDR-Grenzregime erinnert.

Rusch beschreibt, wie ihre Familie unter andauernder Beschattung lebte, weil sie zum Freundeskreis des Dissidenten Robert Havemann gehörte. Eine enge Freundin der Mutter entpuppt sich als IM „Buche“. 1992 versucht Rusch, die Geschichte ihres Großvaters zu rekonstruieren, der in den sechziger Jahren in Stasi-Untersuchungshaft starb. Er wurde verhaftet, weil er, so Rusch, für „geistige Freiheit und menschliche Würde“ stritt.[794] Die Familie schien zwar Schutz zu versprechen, aber auch hier machte sich der Einfluss des Staates geltend. „Blanker Haß fackelte in mir auf“, schreibt Rusch in *Der Freispruch*. „Es gibt Dinge, die kann ich der DDR nicht verzeihen. Das Zerstören von Familien gehört dazu.“[795]

Ruschs Autobiographie macht deutlich, wie stark der Einfluss des kommunistischen Staates auch auf die Kindheit und die Jugend war. Anders als Hensels Erzählerin ist Ruschs Erzählerin nicht der Ansicht, dass die Politik vor einigen Bereichen Halt gemacht hätte. Sie berichtet von den Hindernissen, die man in der DDR zu überwinden hatte, von den Zwängen, die vom mächtigen Staatsapparat ausgingen und die eine Jugend in der DDR von der in einem freiheitlichen Staat unterscheiden. So ist sie gezwungen, sich staatstragenden Jugendorganisationen anzuschließen und hat Treue auf den autoritären Staat und seine Ideologie zu schwören. Wenn sie mit ihrer Mutter abends durch den Wald spaziert, werden beide von Volkspolizisten überwacht. Rusch präsentiert somit ein ganz anderes Bild einer DDR-Jugend als Jana Hensel, was natürlich eng mit Ruschs persönlichen Erfahrungen als Tochter in einer DDR-Dissidentenfamilie zusammenhängt.

Dass sich oppositionelle Eltern in der DDR gezwungen sahen, ihre Kinder in den Westen „wegzugeben“, erzürnt Rusch immer noch. Sie sieht keinen Grund, sich

---

[793] Vgl. ebd.: „Ich bin nicht sicher, ob ich je wieder in der See gebadet hätte, wäre es mir bewusst gewesen.“

[794] Ebd., S. 142. “Am Ende ist er gescheitert an Intrigen, Planerfüllung und institutionalisierter Lüge”.

[795] Ebd., S. 134. Vgl. S. 112: „Möglich war alles. Auch das Undenkbarste. Die Stasi-Akten offenbarten gnadenlos. Der Betrug machte vor Familienbanden keinen Halt. Immer häufiger trat Verrat an den nächsten Menschen zutage.“

nostalgisch an die DDR-Warenwelt zu erinnern.[796] Die „Mangelwirtschaft“ hat ihre Kindheit geprägt: „Auch ich war es gewohnt, dass es die meisten Dinge nur selten, vieles nur zu bestimmten Zeiten und manches eben gar nicht gab.“[797]
Dies heißt jedoch nicht, dass Rusch nur mit Ressentiment auf die DDR zurückschaut. Der Ton, in dem sie auf das Land ihrer Jugend zurückblickt, ist in einigen Passagen durchaus liebevoll. Ein Glück war zum Beispiel die Schuldirektorin, die Rusch erlaubte, sich während des Unterrichts in ihre Lektüre zu vertiefen. Ein Glück ist auch die Mitschülerin, die sie gegen Angriffe ihres Lehrers, der versucht, Claudia als Klassenfeind zu enttarnen, in Schutz nimmt:

> Ich war tief berührt von ihrer Loyalität. (…) Es gab Menschen, für die ich glaubwürdig war. Auch außerhalb unserer Kreise. Keine spätere Erfahrung war für mich so entscheidend wie diese.[798]

Rusch betont hier, wie in anderen Passagen, die Bandbreite der DDR. Die DDR war eben mehr als nur Stasi und Stacheldraht, Parteifunktionäre und Mitläufer.
Die Wiedervereinigung erlebt Rusch nicht als eine Befreiung, sondern als eine Enttäuschung.[799] Sie will an einer eigenständigen, von der Bundesrepublik unabhängigen DDR festhalten. Das Ziel der Montagsdemos seien Änderungen im politischen System gewesen, keine Vereinigung mit dem demokratischen, kapitalistischen Westdeutschland.[800] Sie scheint darin ihren Eltern zu folgen, die den DDR-Sozialismus nicht für prinzipiell falsch, sondern für »verbesserbar« hielten und

---

[796] „Es ist nichts Prinzipielles, aber ich boykottiere Angriffe auf meine Geschmacksnerven. Das meiste schmeckt wie früher: fade und irgendwie staubig. Danke auch.“ Rusch, S. 88. Vgl. ebd. „So versuchten sich die Genossen im Nachahmen von Nestlé-Produkten. Bounty hieß Bon, Snickers Joker und Milky Way war Fetzer. *Fetzer*. Für wen hielten die uns?“
[797] Ebd., S. 78.
[798] Ebd., S. 39.
[799] Ebd., S. 75: „Das war das Ende. Montagsdemos, Neues Forum, Friedenswachen, alles umsonst. Kein reformierter Sozialismus. Die Mauer war gefallen und der Weg zu Aldi offen. Das war viel zu früh, das bedeutete Wiedervereinigung. Und die passte nicht in meinen Plan. Ich glaubte tapfer an eine eigenständige DDR.“
[800] Rusch hat auf unmissverständliche Weise die „Mangelwirtschaft“ in der „marode(n)“ DDR kritisiert. Vgl. S. 62 u. S. 78. Hat Rusch zuvor die Hoffnung aufgegeben, Änderungen im politischen System bewirken zu können, so glaubt sie jetzt wieder daran, dass der Kommunismus reformierbar sei. Vgl. S. 132: „Ich war felsenfest davon überzeugt, dass es Honecker einfach nur falsch machte und dass dieses System, wenn es ernst einmal groß wäre und dem Stalinismus entwachsen, der segensreiche Kommunismus wurde. Mit der ganzen Radikalität meiner Jugend glaubte ich, wir würden die DDR verändern können. Ich ahnte schon, dass es Selbstbetrug war, aber ich wollte die Wahrheit nicht wissen.“ Später betrachtet Rusch es als „die wahrscheinlich glücklichste Fügung ihres Lebens“, dass sie die Schule abschloss, als die Mauer fiel: „Das vereinte Deutschland war die größte Chance, die sich mir nach dem Abitur überhaupt bieten konnte“ (S. 58).

es deswegen als ihre Pflicht betrachteten, in der DDR zu bleiben, um ihre Vorstellungen von einem «menschlichen Sozialismus» zu verwirklichen.

4.6 Das Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption

In den positiven und negativen Urteile über *Generation Golf* spielt das Wir des Buches eine Schlüsselrolle. Anders als bei Hensel fehlte in der Rezeption die politisch brisante Frage, wie an eine Diktatur zu erinnern sei, fehlte die moralisierende Frage ob eine Diktatur anhand von weitgehend unpolitischen Alltagsphänomenen beschrieben werden darf. Kritische Leser weisen darauf hin, das Illies' Buch ebenso Oberflächlich sei wie die Jugend, die er beschreibe. Der Widererkennungswert wurde zum ausschlaggebenden Kriterium. Illies wurde entweder als Erinnerungskünstler gefeiert oder als grober Vereinfacher geschmäht.
In *Meine freie deutsche Jugend* fanden Leser, anders als in den Autobiographien von Thomas Bernhard und Christa Wolf, ihren Wunsch nach einem starken Realitätsbezug, nach einer authentischen und glaubwürdigen Darstellung bestätigt. Und anders als bei Illies und Hensel wurden die eigenen Erfahrungen nicht auf ein Kollektiv übertragen. Es bleibt in *Meine freie deutsche Jugend* bei Ruschs persönlichen Erinnerungen. Ihre Kindheit und Jugend stehen im Mittelpunkt. Somit stellt sich die Frage, ob von einem Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption bei dieser Autobiographie überhaupt gesprochen werden kann.
Doch wenn eine Autobiographie positiv empfangen wird, heißt dies noch nicht, dass dieses Spannungsfeld nicht vorliegt. Es bedeutet nur, dass es sich bei Rusch stark von bisher analysierten unterscheidet.
Die Bindung an empirische Gegebenheiten und den Authentizitätsanspruch der Autobiographie stellt die Erzählerin nicht in Frage. Anders als die Autobiographien von Bernhard und Wolf hält *Meine freie deutsche Jugend* an dem traditionellen Referenzcharakter der Gattung fest. Der Realitätsbezug wird nicht durch eindeutig als fiktional erkennbare Passagen, Reflexionen auf den Erinnerungsprozess oder den Konstruktionscharakter des Textes in Frage gestellt. Durch eine weitgehende Einhaltung traditioneller Gattungskriterien erfüllte *Meine freie deutsche Jugend* auf diese Weise die Erwartungen der meisten Kritiker. Dies zeigte sich in unserer Rezeptionsanalyse daran, dass der Text als „ungemein wahrhaftig" (Erika Deiss) und „offenherzig" (Gerrit Bartels) gelobt wurde.

Die Rücksichtnahme auf die Wirklichkeit schließt die literarische Stilisierung in der Darstellung aber nicht aus. Die eigenen Erinnerungen sind bewusst stilisiert. Rusch erzählt über ihre Kindheit anhand von Anekdoten, die gezielt auf eine Pointe hin geschrieben sind. Auch konstruiert die Erzählerin bewusst das Bild einer Außenseiterin – einer Außenseiterin, die als Sechzehnjährige erst langsam versteht, dass mit den rund zweihundert Kakerlaken hinter der Kückenspüle in einem Studentenzimmer keine Stasimänner, sondern Küchenschaben gemeint sind.
Wann und wie Rusch die Grenze zur erzählerischen Fiktion überschreitet, oder ob diese Autobiographie nicht auch in hohem Maße als fiktional betrachtet werden muss, wurde von der Rezeption aber nicht oder kaum reflektiert. Lediglich Christel Wester stellte die Art der Offenheit dieser Autobiographie zur Diskussion. Dabei ist es, im Hinblick auf das Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption, auffällig, dass die »Entlarvung« dieser Offenheit direkt zu einer scharfen Kritik am Text führt.[801]
Die einzelnen Kapitel aus *Meine freie deutsche Jugend* kann man in der Tat nicht auf Tatsachenfeststellungen reduzieren. Sie modellieren die Wirklichkeit in einer stilisierten Form. Erinnerungen werden in diesem Text nicht zufällig so präsentiert, wie sie präsentiert werden. Im Bild der Hauptfigur als Außenseiterin liegt eine bewusste Konstruktion. Wer die literarische Form, in der Rusch Erfahrungen aus dem eigenen Leben präsentiert, übersieht, droht den Referenzcharakter des Textes überzubetonen und den literarischen Umgang mit der Wirklichkeit im Text zu übersehen.
Im Gegensatz zu den Autobiographen von Bernhard und Wolf reflektiert *Meine freie deutsche Jugend* aber kaum die spezifischen Schwierigkeiten, die mit der „Verfälschung der Wahrheit durch den Akt der erinnernden Besinnung“[802] verbunden sind. Dennoch ist es auffällig, wie bei einem Text, der als Autobiographie gelesen wird, der Konstruktionscharakter des Textes so wenig ins Bewusstsein der Leser dringt. Schon die Überschriften der meisten Rezensionen weisen darauf hin, was die Kritiker an Ruschs Autobiographie besonders interessierte: „Ddädderähh? Non merci“

[801] Im Gegensatz zu Wester meinte Ingo Arend: „Das Leben, von dem in ihnen (den kurzen Erzählungen in *Meine freie deutsche Jugend* – J.S) erzählt werden musste, war so wahr, dass es keine Fiktion vertrug.“ Auch Wolfgang Hilbig war der Ansicht: „Die Geschichten von Claudia Rusch sind voller Wärme, voller Solidarität, *sie verzichten ganz auf Erfindung* (Hervorh. J.S.), sie sprechen klar und ohne psychologisches Traktieren vom Innenleben in einem Land, das seinen Leuten nicht gut gesonnen war (…).“ Hilbig in: Rusch, S. 155. Die partielle Fiktionalisierung des Textes droht bei Arend und Hilbig aus dem Blick zu geraten. Der Text wird als ungebrochene Widerspiegelung der außerliterarischen Wirklichkeit betrachtet, die keine Erdichtung ertragen hat.
[802] Pascal 1965, S. 90.

(Deiss), „Die DDR war mies“ (Leinemann), „Ostalgie – die schöne, gute wahre!“ (Klomfaß), „Kein FDBD-Urlaub in Kühlungsborn“ (Walter), „Die letzten Ossis“ (Pilz).[803] Sie gingen vor allem auf das DDR-Bild ein.
Das Bild der Wirklichkeit im Text wird nicht als literarischer Entwurf von Wirklichkeit interpretiert, sondern mit dem eigenen Wirklichkeitsverständnis konfrontiert und in einem Vergleich mit eigenen, vor allem politischen Ansichten, verworfen oder akzeptiert. Die positive Kritik war in vielen Fällen auf das kritische DDR-Bild zurückzuführen. So fing Susanne Leinemann ihre Besprechung in der *Welt* mit einer Kritik an der Weise an, wie in der Bundesrepublik an den untergegangenen kommunistischen Staat erinnert werde:

> Es kann einem mulmig werden, wenn man vom sicheren bundesrepublikanischen Ufer aus die ostdeutsche Nostalgiewelle anfluten sieht. Die FDJ-Hemden schimmern schon von weitem poppig bunt, Schnatterinchen und Pittiplatsch tanzen auf den Wellen, während lauter lustige DDR-Bürger im gemeinsamen Boot sitzen und genüsslich Hallorenkugeln und Spreewaldgurken verputzen.
> Insgeheim frage sich mancher in Ost und West: Habe ich denn so falsch gelegen in meiner instinktiven Abwehr gegen die DDR? Traf meine Einschätzung so daneben? Waren die meisten Bewohner dieses Landes denn nicht deprimiert, verhielten sich seine Uniformierten etwa nicht Angst einflößend autoritär?[804]

Darauf folgt anhand der Besprechung von Ruschs Autobiographie die verneinende Antwort. Man habe nicht falsch gelegen, Rusch beschreibe die DDR, wie sie »wirklich« war. Über ihre persönlichen Erinnerungen mache Rusch die Überwachung der Bürger, die Kontrolle des Staates, die Unfreiheit und das Muffige und Kleinbürgerliche der DDR sichtbar. Ruschs Autobiographie wird so direkt in einen politischen Diskurs übertragen, eine Auseinandersetzung mit der Form dieser Autobiographie, mit der Frage, wie diese Erinnerungen von Rusch präsentiert werden, findet nicht statt. Ähnlich wie Leinemann fanden viele Rezensenten sich in ihrer Suche nach einer kritischen Beschreibung der kommunistischen Diktatur bestätigt. Die Kritik ist hauptsächlich darauf gerichtet, in der Beschreibung die eigenen

[803] Eine Ausnahme bildet auch hier die Besprechung von Christel Wester, die in ihrer Überschrift die Aufmerksamkeit auf die sprachliche Gestaltung legte: „Harmlose Kindersprache.“
[804] Auf ähnliche Weise kritisierte Christoph Diekmann in der Zeit das Phänomen der Ostalgie: Honis heitere Welt. Das Unterhaltungsfernsehen verklärt die DDR. Anmerkungen zu Wohl und Wehe der Ostalgie. In: *Die Zeit*, 36/2003, 28.8.2003.

politischen Ansichten bestätigt zu sehen.[805] Wenn Leinemann die „klare Sprache“ Ruschs positiv hervorhebt, so bezieht sich auch dieses Lob auf das kritische DDR-Bild in dieser Autobiographie.[806] Sie wird als Widerspiegelung historischer Abläufe gelesen. Der Authentizitätsanspruch der Gattung spielt dabei mit. Die Autobiographie dürfte besondere Aufmerksamkeit erfahren, weil mit ihr eine Gattung vorliegt, die „deutlicher als die anderen Formen im Überschneidungsform von Selbstdarstellung und Roman, Psychologie und Geschichtsschreibung und damit im Grenzgebiet von fiktiver und nichtfiktiver Literatur liegt“[807]. Sie erscheint deshalb als besonders geeignet, das Verhältnis von individueller Erfahrung und gemeinsamer Erinnerung zu präsentieren.

In *Zonenkinder* beschreibt Jana Hensel ihre Kindheit in der DDR und ihre nach dem Mauerfall folgende Anpassung an den Westen im wiedervereinigten Deutschland. Ähnlich wie Florian Illies in *Generation Golf* schreibt sie dabei aus einer verallgemeinernden Wir-Perspektive: „*Ich* möchte wieder wissen, wo *wir* herkommen“ (Hervorh. J.S.).[808] Wie Illies (vgl. 4.3.5.1) wechselt Hensel vom Ich auf das Wir über und präsentiert eigene Erfahrungen als typisch für eine ganze Generation.

Auch in *Zonenkinder* vermissten Kritiker den Rahmen einer das Ganze überschauenden und zusammenfassenden Schreibsituation, wie bei einer traditionellen Autobiographie. Am deutlichsten wurde dies in der Rezension von Jens Bisky sichtbar. Viele Leser verlangten eine »gelungene Geschichte», eine abgerundete Erzählung über das persönliche Leben einer mit der Erzählerin identischen Hauptfigur. Hensels *Zonenkinder* konnte durch den fragmentarischen Charakter, die Fokussierung auf die Identität einer Gruppe statt auf die persönliche Identität des Autobiographen und die vielmehr essayistisch-anekdotische als teleologische Struktur die Erwartungen nicht erfüllen, so dass die meisten Kritiker ablehnend reagierten. So wurde das Fragmentarische der Erinnerungen u.a von Holtz

[805] Ein anderes Beispiel findet sich bei Sabine Klomfaß. Die Kritikerin stellt fest, dass Ruschs „Herz“ in *Meine freie deutsche Jugend* zwar an der „neuen Freiheit“ hänge, dies aber nicht die Freiheit der westdeutschen Demokratie sei. Klomfaß meint nun, Rusch siehe diese Freiheit in „ein(em) neu(en) multikulturell(en) Europa.“ Dafür findet sich im Text aber kein einziger Hinweis.

[806] „Die klare Sprache, die sich ohne Rücksicht traut, auszusprechen, was die Autorin denkt, gehört zur Stärke des Buches“. Als Beispiel für die klaren Worte, die Rusch gefunden hat, erwähnt Leinemann folgende Stelle: „Ich hasste den Kleingeist der DDR, diesen bigotten Wahnsinn, eingerichtet zwischen Wandlitz und Westfernsehen“ (Rusch, S. 131ff.).

[807] Niggl (Hrsg.) ^{2}1998, S. 7.

[808] Hensel, S. 14.

kritisiert; besonders Arendt und Bisky beklagten die ausführlichen Beschreibungen der Warenwelt und hätten stattdessen lieber etwas mehr vom persönlichen Werdegang der Hauptfigur erfahren. So ist sichtbar geworden, wie auch im Falle von Hensels *Zonenkinder* traditionelle Erwartungen die Rezeption in wesentlicher Weise lenkten, wie nicht selten ein bestimmtes, an älteren autobiographischen Konventionen orientiertes Verständnis sich als entscheidend für das Urteil über den Text erwies. Das Wort „Wir" sicherte Hensels Buch die nötige Aufmerksamkeit und musste heftige Reaktionen geradezu provozieren. Es spielt sowohl in den positiven als in den negativen Urteilen über *Zonenkinder* eine Schlüsselrolle.[809] In den positiven Besprechungen von Messmer und Brandt stand die Position von *Zonenkinder* im Dialog zwischen Ossis und Wessis im Mittelpunkt. Sie betrachteten den Text vor allem als eine Diskussionsvorlage, über die Identität von Ostdeutschen und Westdeutschen zu sprechen. In der Diskussion um *Zonenkinder* ging es denn auch nicht nur um das verallgemeinernde Wir, den fragmentarischen Charakter der Erinnerungen und die Frage, in wieweit Hensel Illies' Vorgabe imitiert hatte, es ging auch um „Fragen nach der Erinnerung an die DDR und welche Rolle diese Erinnerung in einem vereinten Deutschland spielen soll oder darf".[810] Während die zustimmenden Lesarten über das getreue Bild der persönlichen Erfahrungen der Autobiographin auch dem Bild der DDR in *Zonenkinder* zustimmten, meinten kritischere Lesarten, die bereits das Wir einschränkten, dass die Schriftstellerin das Unrecht des SED-Staats verschwiegen hätte. Schon aus den Überschriften vieler Rezensionen wird erkennbar, dass das negative Urteil stark mit den in den Interpretationen präsentierten Bild der DDR zusammenhing: „Hensel schwärmt vom braven Osten" (*Zeit*), „Sehnsucht nach dem Warenparadies DDR" (*Freitag*). Vor allem an der Rezension Ingo Arendts wurde sichtbar, dass es nicht nur das „Schielen nach dem Kultbuch" in der Form einer weiteren Autobiographie einer Generation war, das Hensel vorgeworfen wurde. Es war auch die Tatsache, dass sich Hensels nostalgischer Rückblick auf den »Unrechtsstaat« DDR bezog. Es wurde über das gegenwärtige und künftige Bild von Vergangenheit gestritten, über die Frage, wie man sich im wiedervereinigten Deutschland an die DDR erinnern sollte. Kritiker fürchteten, dass eine Perspektive wie die Hensels, die in einem nostalgischen Rückblick eine untergegangene Welt aufruft und dabei Mauer, Stacheldraht und Stasi

[809] Vgl. 4.3.2.
[810] Hensel, S. 7.

ausspart, eine falsche Form der Erinnerung an einen undemokratischen Staat darstelle. Auch die kritische Besprechung von Hatzius aus *Neues Deutschland* und die Reaktionen auf die Lesetour Hensels durch Ostdeutschland zeigten, dass heftig über die Identität der jungen Ostdeutschen gestritten wurde.

Die Rezeptionsanalyse hat nachgewiesen, dass sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland die Aufnahme von *Zonenkinder* keineswegs einstimmig positiv war. Von westdeutschen Kritikern wurde *Zonenkinder* keineswegs nur „bestaunt und belobt", wie Doja Hacker meinte.[811] Auch im Osten war das Echo geteilt. Allerdings lassen sich Unterschiede in der Aufnahme feststellen. Während Kritiker aus Westdeutschland neben den »unzulässigen« Pauschalisierungen vor allem eine naive Verharmlosung der DDR beklagten, kritisierte man im Osten vor allem die unkritische Anpassung an den Westen, die Hensel als typisch für ihre Generation präsentierte.[812] Für die westlichen Kritiker musste Hensel durch ihren nostalgischen Rückblick und den klagenden Unterton (vgl. 4.3.6) das Klischee des »Jammerossis« bestätigen; Leser aus dem Osten warfen Hensel ihre unkritische Anpassung an den Westen und somit die Preisgabe der eigenen Ost-Identität, auch das »Fallenlassen« der Elterngeneration vor. Wenn Jan Brandt in seiner Rezension schreibt, dass Hensel mit *Zonenkinder* „geradezu eine Enzyklopädie junger Positionen" entwerfe und meinte, Hensel wolle

> durch die häufige Verwendung von "Wir" ein Zusammengehörigkeitsgefühl konstruieren, das die individuellen Unterschiede ausgleichen und eine gemeinsame historische Grundlage schaffen soll,

dann macht die Rezeption deutlich, wie schwierig es ist, eine gemeinsame Identität zu behaupten oder vorauszusetzen. Die Rezeption weist nach, dass nur wenige Leser – auch im Osten - bereit waren, Hensels Setzung einer gemeinsamen Identität zu akzeptieren. Sie empfanden sie geradezu als eine Beleidigung, weil sie einer Gruppe zugerechnet wurden, der sie sich als nicht-zugehörig betrachteten.

Jeder Leser, der aufgrund seines Geburtsortes und Geburtsjahres zur Generation der „Zonenkinder" gerechnet werden kann, wird aufgrund eigener Erlebnisse und

---

[811] Vgl. Hacker: "Von westdeutschen Kritikern wurde »Zonenkinder« bestaunt und gelobt – als frei von Larmoyanz und so sensibel wie sachlich, dazu als notwendige Ergänzung zu Florian Illies' westdeutscher »Generation Golf«".

[812] Bezeichnenderweise findet sich in den ostdeutschen Besprechungen keine Kritik am nach Ansicht der westdeutschen Kritiker »naiven« Bild der DDR.

Erfahrungen andere Erinnerungen an seine Kindheit in der DDR und seine Jugend im wiedervereinigten Deutschland haben. Es dürfte ein großer Unterschied sein, ob man in Ostberlin, Rostock, in der sächsischen oder thüringischen Provinz aufgewachsen ist, ob man zwölf, vierzehn oder sechzehn war, als die Mauer fiel, in wieweit man – auch über Bekannte und Familie – bereits Erfahrungen mit den politischen Repressionen des SED-Regimes gemacht hatte. Es ist denn auch sehr die Frage ob, trotz der gemeinsamen Herkunft, von einer „gemeinsamen historischen Grundlage“,[813] gesprochen werden kann. Dies – dass die Erinnerung keineswegs einheitlich, sondern vielmehr geteilt ist – wurde auch anhand der Autobiographie *Meine freie deutsche Jugend* von Claudia Rusch deutlich.

4.7 Die Theorie der Autobiographie

Oben wurde deutlich, dass mit Claudia Ruschs *Meine freie deutsche Jugend* ein Text vorliegt, der den Leser kaum vor Schwierigkeiten stellte. Der autobiographische und der referentielle Pakt funktionieren: Es liegt eine Identität zwischen Autorin, Erzählerin und Hauptfigur vor und die beschriebenen Erfahrungen wurden der Autorin als eigene Erfahrungen zugerechnet. Dies war auch bei den Texten von Illies und Hensel der Fall. Was bedeutet dies nun für die Theorie der Autobiographie? Was bedeutet es für poststrukturalistische Konzepte wie die von Paul de Man oder Jacques Derrida? Liefern eher ältere Gattungstheorien im Hinblick auf diesen Text brauchbare Ansätze?

Um diese Fragen zu beantworten, werde ich etwas näher auf Ruschs Jugenderinnerungen eingehen. *Meine freie deutsche Jugend* scheint alle Kriterien aus Lejeunes Autobiographie-Theorie zu bestätigen. Bereits auf dem Titelblatt erhält der Leser ein deutliches Signal, dass es sich hier um eine Autobiographie handeln könnte. Das Possessivpronomen in der ersten Person hat eine deutliche, leserlenkende Wirkung. Gleich auf der ersten Seite ergreift eine Ich-Erzählerin das Wort und beschreibt ihre Herkunft: „Ich bin an der Ostsee groß geworden“.[814] Um den Leser auf einen autobiographischen Pakt vorzubereiten, könnte der Text kaum besser anfangen.[815] Das Paktangebot wird im Folgenden um die Beschreibung der eigenen

[813] Brandt.
[814] Rusch, S. 9.
[815] Vgl. die Anfänge von *Generation Golf* und *Zonenkinder*, 4.4.1 u. 4.4.2.

Familie, des Herkunftsortes und des Freundeskreises der Familie erweitert. In der sechsten Erzählung, *Peggy und der Schatten von Ernst Thälmann*, folgt dann die Bestätigung der Namensidentität[816] von Autorin, Erzählerin und Hauptfigur:

Ich wurde immer blasser und kleiner.
Plötzlich sprang meine Freundin Peggy auf und meldete sich zu Wort. Mit Bestimmtheit erklärte sie: »Ich verstehe euch nicht, ihr könnt Claudia doch sonst auch leiden. Und auf einmal ist sie für euch ein Klassenfeind?!«[817]

Der Wirklichkeitsbezug des Textes wird dadurch noch unterstrichen, dass der Leser im Klappentext erfahren hat, dass die Autorin „im Umfeld der DDR-Bürgerbewegung" aufwuchs. Vielleicht hat er in einer Rezension auch schon gelesen, dass Ruschs Mutter mit Robert Havemann, dem bekannten DDR-Dissidenten, befreundet war. Er und seine Frau treten als Figuren in *Meine freie deutsche Jugend* auf. In vielen Passagen wird der eigene Lebensweg der Hauptfigur mit Zeitgeschichtlichem verknüpft. Oft steht dabei das Verhältnis kritischer DDR-Intellektuellen zu ihrem Staat im Mittelpunkt:

So kamen wir am 21. September 1976, meinem fünften Geburtstag, nach Grünheide in der Mark.
Zwei Monate später wurde Wolf Biermann ausgebürgert, über Robert Havemann wurde ein Hausarrest verhängt und mein Leben änderte sich.
Plötzlich war überall Stasi, Männer in Uniformen oder in Zivil. Sie saßen in Ladas vor dem Haus, beobachteten uns, folgten uns, durften aber nicht mit uns reden. Manchmal versteckten sie sich wie Hasen hinter Bäumen.[818]

Es gibt keine Passagen, in denen Claudia Rusch die Glaubwürdigkeit ihrer eigenen Aussagen anzweifelt oder die Zuverlässigkeit ihres Gedächtnisses zur Diskussion stellt. Vielmehr erfolgen an vielen Stellen genaue Angaben.[819]

---

[816] Vgl. Lejeune in Niggl (Hrsg.) [2]1998, S. 240: „Was die Autobiographie für den, der sie liest, als solche kennzeichnet, das ist vor allem ein Identitätsvertrag, der mit dem Eigennamen besiegelt wird."
[817] Rusch, S. 38.
[818] Ebd., S .16.
[819] Vgl. neben dem obigen Zitat („am 21. September 1976"): „In der Nacht des 20. Juni 1996 um zwei Uhr morgens" (S. 15, Rusch kommt mit der Schwedenfähre in der „Freiheit am Horizont" an); „Ich hatte Anfang April 1985 Jugendweihe" (S. 47). Daneben gibt es zahlreiche weniger genaue Zeitangaben: „Es muss um 1975 gewesen sein" (S. 29); „Also zogen wir 1982 um" (S. 40); „Ich war zwölf Jahre alt" (S. 42). Auch diese Angaben verstärken die Glaubwürdigkeit der Aussagen. Der Leser hat keinen Grund, anzunehmen, dass sie falsch sind und vertraut dem autobiographischen Erzähler. Mit Lejeune kann man sagen, dass die Glaubwürdigkeit des autobiographischen Erzählers nach jeder neuen

Folglich eignet sich Ruschs Autobiographie m.E. nicht für eine Lektüre im Sinne Derridas oder de Mans.[820] Es wäre unsinnig, wollte man Rusch als Erzählerin aus ihrer Autobiographie verbannen und nur noch als Projektion ihrer rhetorischen Bemühungen gelten lassen.

Dies bedeutet aber keineswegs, dass Rusch eine traditionelle Autobiographie geschrieben hat und einem postmodernen Identitätsverständnis das Bild einer gelungenen Geschichte und einer festen Identität, wie in der traditionellen Gattungstheorie ausgearbeitet,[821] gegenüberstellt. Auch Ruschs Autobiographie gibt einem Gefühl der Diskontinuität im Leben Ausdruck. Ihr Ich zerfällt zwar nicht in mehrere unzusammenhängende Ichs, ist aber durchaus von einem anderen Bruch gezeichnet. Der Staat, in dem es seine Kindheit erlebte, existiert nicht mehr.

Die Rezeption steht der radikalen Überbordwerfung lange Zeit feststehender Größen wie „Autor“ und „Identität“ in postmodernen theoretischen Ansätzen gegenüber. Die Frage nach der Authentizität und Glaubwürdigkeit ist in der Rezeption weiterhin ein wichtiges Kriterium geblieben – wie konventionell dies poststrukturalistischen Literaturwissenschaftlern auch anmuten darf. Um Claudia Ruschs Stimme zu hören, muss man nicht in biographischen Erkundungen enden und als Literaturwissenschaftler die Gestalt eines Detektivs annehmen. Es genügt, mit Lejeune von der Rezeption auszugehen und zu analysieren, weshalb und wie Leser die jeweiligen Ereignisse dem Verfasser als eigene Erfahrungen zurechnen. Die Lektüre von Ruschs Anekdoten als „historische Miniaturen“ (Hilbig), die ohne Fiktionalität auskommen, steht somit der starken Betonung der Textualität und Rhetorizität in neueren gattungstheoretischen Ansätzen gegenüber.

Während sich im gattungstheoretischen Diskurs eine immer größere Skepsis gegen die Autobiographie als Quelle für historische Kenntnisse durchsetzt, wird sie von der feuilletonistischen Rezeption immer noch primär als solche aufgefasst. Mit diesen zwei Lesarten sind konträre Lektüren einer Autobiographie angesprochen, die schon seit den Anfängen der Gattung um die Vorherrschaft konkurrieren. Die eine Lesart versteht die Autobiographie als Ausdruck unmittelbarer Lebenswiedergabe, als

---

Angabe wächst. Auch in *Generation Golf* und *Zonenkinder* gibt es kaum Passagen die, wie bei Bernhard und Wolf, die Glaubwürdigkeit der Erinnerungen in Frage stellen.

[820] Dass De Man und Derrida meinten, ihre poststrukturalistischen Theorien würden generell (und nicht bloß für ausgewählte Texte) gelten, bedeutet natürlich nicht, dass dies auch stimmt. Auf den problematischen Absolutheitsanspruch des Poststrukturalismus werde ich im fünften Kapitel näher eingehen.

[821] So vor allem bei Bernd Neumann. Vgl. 1.3.3.

Widerspiegelung der Erlebnisse des Autobiographen, die historische Erfahrung in authentischer Form vermittelt. Die andere Lesart betont den Konstruktionscharakter der Gattung, die Fälschung durch den „Akt der erinnernden Besinnung“ (Pascal), die auf der Produktionsseite durch Autobiographien wie die von Thomas Bernhard und Christa Wolf bestätigt wird. Ihre Bemerkungen über die Verfälschung durch Erinnerung und Sprache, über einen Willen, die Wahrheit zu schreiben, der sich aber als Weg in die Lüge entlarvt, nähern sich der poststrukturalistischen Annahme, dass die Rekonstruktion des Vergangenen notwendigerweise scheitern muss. Zugleich ist aber bei allen analysierten Texten deutlich geworden, dass ein Wirklichkeitsbezug sehr wohl vorhanden ist und von der Rezeption auch als solchen wahrgenommen wird. Die Autoren bringen selbst historische Erfahrungen in ihre Texte ein. Bernhard schreibt über seine Jugend im zunächst nationalsozialistischen, dann katholischen Österreich, Christa Wolf erinnert sich an ihre eigene Jugend in Nazi-Deutschland; Illies ruft die Bundesrepublik der achtziger Jahre in Erinnerung, Hensel und Rusch schreiben über ihre Jugend in der DDR. In allen Texten dringen historische Erfahrungen ein, die besonders durch die Rezeption in den Vordergrund gerückt werden. Der Wirklichkeitsbezug der Texte wird durch die Rezeption bestätigt. Ideologische Aspekte spielen im öffentlichen Diskurs eine besonders große Rolle, ob es nun um die Erinnerung an Nazi-Deutschland oder an die sozialistische Diktatur geht.

Im nächsten Kapitel soll versucht werden, anhand der bisher analysierten Texte und ihrer Rezeption zwischen beiden Lektüren der Autobiographie zu vermitteln. Die vorgeschlagene Lektüre der Autobiographie ist dabei bestrebt, sie als literarische Gattung sowohl in ihrer Verbindung von Lebensgeschichte und Selbstdarstellung als auch in ihrem fiktionalen Charakter als Konstruktion von Wirklichkeit und literarischer Präsentation von Vergangenheit hervorzuheben. Dabei soll auch näher auf ideologische Aspekte eingegangen werden, die durch die Vergangenheitsbezüge in den Autobiographien in Gang gesetzt werden und in der öffentlichen Rezeption der Texte eine große Rolle spielen.

4.7 Resümee

Begriffe, die in der Rezeption von Bernhard und Wolf im Mittelpunkt standen, spielten in der Diskussion um *Generation Golf*, *Zonenkinder* und *Meine freie deutsche*

Jugend eine entscheidende Rolle. Auch bei Illies kreisen die Wertungen um Begriffe wie Authentizität, Glaubwürdigkeit und Wahrheit. Ein Großteil der Kritik kann dabei auf die Tatsache zurückgeführt werden, dass Illies und Hensel nicht sosehr ihre persönliche Identität und Sozialisation darzustellen bestrebt waren, sondern vorgaben, ein überzeugendes Bild einer ganzen Generation zu präsentieren.
Das erzählende und erlebende Ich wurde dabei von den Lesern mit dem Autor identifiziert, wobei über die persönlichen Erlebnisse der Schriftsteller das beschriebene Kollektiv in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt wurde. In Bezug auf Lejeunes Gattungstheorie muss angemerkt werden, dass in *Generation Golf* und *Zonenkinder* eine Abweichung vom „autobiographischen Pakt" vorliegt. Der Autor und Erzähler sind ein Individuum, die Hauptfigur, die „Generation Golf" und die „Zonenkinder", ist ein Kollektiv. Ein Kollektiv als Hauptfigur, von dem der Autobiograph nur ein Teil ist: Dies bedeutet eine Abwandlung vom entscheidendsten Gattungskriterium Lejeunes, die der französische Forscher in seinem Modell nicht vorgesehen hat. Dies wird aber dadurch relativiert, dass Illies und Hensel die Identität zwischen ihren Erlebnissen und Ansichten und denen der „Generation Golf" selbst behaupten. Vor allem in den positiven Leserreaktionen hat der Pakt funktioniert. Auch bei den Negativwertungen ließ sich eine Lektüre als Autobiographie feststellen: Illies und Hensel wurden als stellvertretend für die „Generation Golf" beziehungsweise für die „Zonenkinder" betrachtet, Vorwürfe an die „Generation Golf" und „Zonenkinder" richteten sich an den Autor persönlich. Die kritische Distanz, die Illies am Ende des Textes sehr wohl zu seinen Altersgenossen einnimmt, wurde von der Rezeption übersehen.[822]
Illies *Generation Golf* ist eine vage definierte soziale Gruppe, konstruiert, um sich von anderen Gruppen, vor allem von den 68-ern, zu unterscheiden. Illies versucht den Leser für sich – und sein Konstrukt – durch Ironie und Spiel zu gewinnen. Viele Leser haben diese ironische Selbstbehauptung aber sehr ernst genommen, fühlten sich sogar beleidigt. Auch kritisierten sie die quasi-komischen gesellschaftlichen Kommentare, und das Hinwegsehen über die Probleme vieler Jugendlicher in der Bundesrepublik. Sie verlangten einen analytischen Gehalt von einem Text, der vor allem Humor und Identifikationswert brachte. Für eine Autobiographie brachte *Generation Golf* zu wenig persönliche Erfahrung, für ein Sachbach mangelte es an intellektueller Analyse.

[822] Eine Ausnahme bildet die Rezension Hans Peter Bartels.

Das Leben der „Golfer“ wird vom Autor eher vorgeführt als analysiert. Was Illies nicht passt, wird den Vertretern der 68-er zugerechnet.

Illies’ Kritik an linken Utopieentwürfen und die auf Konsum gerichtete Lebenshaltung der „Generation Golf“ war für einige Kritiker Anlass, die „apolitische“ Haltung der Generation oder Illies’ Weltbild zu verurteilen. Es ist aber die Frage, ob diese Leser die Ironiesignale im Buch wahrgenommen haben. Illies zeichnet ein überzogenes Bild des Materialismus seiner Generation, das er selber durch Ironie und Übertreibung in Frage stellt. Es spricht also einiges dafür, dass Buch mit Knipphals als ein autobiographisches Porträt der Generation in Form einer „Farce“ aufzufassen, ein gekünsteltes Konstrukt, das auf die Hochkonjunktur verschiedener Generationsmodelle folgen musste. Dass Illies seine fiktionalisierten Erinnerungen als autobiographisch präsentierte, mag vor allem der Absicht entsprungen sein, dem von ihm porträtierten Kollektiv die nötige Glaubwürdigkeit zu verleihen. Die positiven Reaktionen von Höfer („Erinnerungskünstler, bewundernswerte Akribie“), Seibt („soziologische und kulturelle Tatsache“) und Bartels (Phänomenologie einer Generation“) zeigen, dass diese Strategie zumindest teilweise aufgegangen ist.

Auch bei Jana Hensel stand also, wie der Titel vermuten lässt, ein Kollektiv im Mittelpunkt. Wie Illies schreibt Hensel pauschal und bringt als Gegenentwurf zur bundesrepublikanischen Sozialisation ihrer westdeutschen Altersgenossen das Konstrukt der „Zonenkinder“ ins Spiel. Die Ironie in den Beschreibungen von Hensel war dabei, im Gegensatz zu *Generation Golf*, nicht immer leicht erkennbar.[823] Das Konstrukt der verlorenen Heimat verknüpft Hensel rückblickend mit der sozialistischen Herkunft. Sie konstruiert nachträglich eine DDR-Welt, die vor allem in der Erinnerung an den Alltag besteht. Das „Wir“ wird dabei, anders als bei Illies, nicht eingeschränkt, für unterschiedliche Gruppen eingesetzt. Meist verwendet Hensel es für die Jugendlichen aus dem Osten, die zur Zeit des Mauerfalls Zwölf- bis Vierzehnjährig waren. Das „Wir“ wird aber oft ebenfalls für folgende Jahrgänge verwendet; manchmal wird das „Wir“ auf alle ehemaligen Einwohner der DDR ausgedehnt.[824] Die Interessen der „Zonenkinder“ bleiben, anders als die der Generation Golf, weitgehend unklar. Der Text ist vor allem als Rückblick verfasst,

[823] Dies gilt nicht nur für Hensels Beschreibungen von Ossis und Wessis, sondern auch für den Umgang mit Klischees über Polen, Tschechen und Ungarn. „Polen“ waren „immer zu fünft in einen Polski-Fiat gezwängt“. „Die Tschechen (…) aßen immerzu Oblaten und fuhren nichts anderes als Skoda. Der Ungar war elegant, sah gut aus und interessierte sich nicht für den Ostblock.“

[824] Wenn Hensel schreibt, die „Friedensfahrt“ sei „unser wichtigstes sportliches Ereignis“ gewesen, verwendet sie eher ein »Volks-Wir« als ein »Generations-Wir«.

der melancholisch in langen Aufzählungen die Warenwelt der DDR in Erinnerung ruft. Darüber werden dem Konstrukt „Zonenkinder“ viele, manchmal schwer miteinander zu vereinbarende Merkmale zugesprochen. Einerseits möchten sie nichts lieber als westdeutsche Lebensmuster adaptieren, anderseits trauern sie dem Verlust ihrer „Heimat“ nach. Trotz der ausgebreiteten Erinnerungsfülle behauptet Hensel, „keine Kindheit“ mehr zu besitzen. Hensel beklagt, dass die DDR im bundesrepublikanischen Diskurs keine Rolle mehr spielen würde, tritt aber für die Adaption westlicher Lebensmuster ein, die sie als per se fortschrittlicher darstellt. Dem „miefigen Nachwendealltag“ steht dem „fast liebevoll sagten wir die Zone“ gegenüber. Das Bild der „Zonenkinder“ bleibt diffus.

Während Hensel rückblickend ein weitgehend unpolitisches Konstrukt entwarf, stellt Rusch neben die Überwachung durch den SED-Staat vor allem die Diversität der DDR in den Vordergrund. Der Staat verlangte Einheit, die Erzählerin machte aber keinen Teil von dieser Einheit aus. Es gab in der DDR eben nicht nur Mitläufer, sondern auch Bürgerrechtler; es gab Stasispitzel und kritische Schüler; es gab „glattrasierte Krieger“ und „langhaarige Verweigerer“. In der Erinnerung der Erzählerin tritt die „Bandbreite“ der DDR hervor.[825] Claudia Rusch wuchs im sozialen und politischen Umfeld von Dissidentenkreisen auf. Sie präsentierte sich in ihrer Autobiographie als eine Außenseiterin von früh an.[826] Ihre Position betrachtet sie als „privilegiert“, weil sie als Tochter in einer Dissidentenfamilie besser wisse, in welchem Land sie groß geworden sei. Diese Außenseiterposition, die auch die Beschreibung der eigenen Identität und der DDR in *Meine freie deutsche Jugend* bestimmt, hat zum Erfolg ihrer Autobiographie maßgeblich beigetragen. Auffälligerweise sahen die Rezensenten gerade in Ruschs Erfahrungen ein Einzelschicksal, das sich als exemplarisch für die Kindheit und Jugend in der DDR lesen ließ.

Vor allem an Rezensionen, die den Vergleich mit Jana Hensels *Zonenkinder* machten, wurde deutlich, wie wohlwollend Ruschs Autobiographie aufgenommen wurde. Positiv wahrgenommen wurden vor allem die Glaubwürdigkeit bzw. Authentizität, den relativierenden Humor der jungen Schriftstellerin und ihre Kritik an der DDR. Das Kriterium der Glaubwürdigkeit war für viele Kritiker ausschlaggebend. Und

[825] Rusch, S. 50.
[826] Dieses Außenseitertum ist nicht nur politisch bedingt. Die Erzählerin umschreibt sich selbst als überdurchschnittlich intellektuell.

glaubwürdig war für die Rezensenten oft das, war ihr eigenes Bild der Wirklichkeit bestätigte.

Rusch beschrieb die DDR politischer als Hensel. Einen verklärenden Nebel, wie Kritiker diesen bei Hensel wahrnahmen, fanden sie in *Meine freie deutsche Jugend* nicht vor. Ein wichtiger Kritikpunkt in der Rezeption von Bernhard und Wolf war das Fehlen einer abgerundeten, »gelungenen« Geschichte. Diese Kritik wurde in Bezug auf *Meine freie deutsche Jugend*, trotz der anekdotischen Struktur des Textes, nur von wenigen geäußert. Zwar kritisierten einige Leser die Aneinanderreihung von Anekdoten, aber dies war kein Grund, Ruschs Autobiographie abzulehnen. Trotz der anekdotischen Form des Textes und dem lockeren Stil waren die meisten Kritiker begeistert: der Text bot authentische Erfahrungen in einem traditionellen Erzählstil, ohne persönliche Erfahrungen zu verallgemeinern[827] und die politische Seite einer Kindheit in der sozialistischen Diktatur auszublenden.

Die Rezeptionsanalyse von Claudia Ruschs *Meine freie deutsche Jugend* hat somit gezeigt, wie eine weitgehende Einhaltung traditioneller Gattungskriterien, verbunden mit einer kritisch-distanzierten Beschreibung der sozialistischen Diktatur, mit einer wohlwollenden Aufnahme beim Leser rechnen konnte.

[827] Damit meine ich, dass Rusch, anders als Hensel, ihre Erfahrungen nicht als typisch für ihre Generation präsentiert. Als allgemeingültig wird aber die Kritik am System präsentiert – und von den meisten Rezensenten bestätigt.

5 Autobiographie und die Illusion der Referenz

5.1 Einleitung

Ziel dieses Kapitels ist es, die wichtigsten Tendenzen in der amerikanischen gattungstheoretischen Debatte zu bestimmen und in Verbindung mit den bereits im ersten Kapitel besprochenen theoretischen Ansätzen auf ihre Brauchbarkeit für die postmoderne deutschsprachige Autobiographie zu untersuchen. Damit ergänzt dieses Kapitel die bisherige Forschung. Denn nach der Brauchbarkeit amerikanischer Forschungsergebnisse wird – abgesehen von einigen feministisch orientierten Arbeiten - in der deutschsprachigen Gattungstheorie kaum gefragt.
So ist in dem von Günter Niggl herausgegebenen Wege-der-Forschung-Band kein einziger Beitrag von einem amerikanischen Autobiographie-Forscher aufgenommen.[828] Michaela Holdenried streift neben feministischen Arbeiten lediglich die bereits etwas älteren Ansätze von James Olney (1980) und Michael Sprinker (1980).[829] Eine Ausnahme bildet Martina Wagner-Egelhaafs *Autobiographie*. Wagner-Egelhaaf ist es jedoch in erster Linie um eine reine Vorstellung der amerikanischen gattungstheoretischen Debatte zu tun. Die Ansätze werden nicht auf die deutschsprachige literarische Praxis bezogen. Die Frage, inwieweit die besprochenen Arbeiten für eine Interpretation deutschsprachiger Autobiographien relevant bzw. brauchbar sind, wird somit nicht beantwortet. Außerdem konzentriert sich Wagner-Egelhaaf in ihrer Darstellung stark auf die Verschiebung von der feministischen Literaturwissenschaft der siebziger Jahre in die Richtung der so genannten *gender studies* und geht deshalb vor allem auf die Arbeiten zur weiblichen Autobiographie ein. Ähnliches gilt für die in der Münchner Reihe „Geschlechterdifferenz und Literatur“ veröffentlichte Dissertation Almut Fincks, die Ansätze aus dem Bereich der *gender*-Forschung mit einer Interpretation des

[828] Dies gilt nicht nur für die erste, 1989 erschienene, sondern auch für die zweite, als „durch einen Überblick über die Forschungstendenzen der neunziger Jahre ergänzt(e)“ Ausgabe von 1998. Vgl. Niggl, Günther (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1989 u. Ders.: *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) [2]1998.
[829] Holdenried, Michaela: *Autobiographie*. Stuttgart (Reclam) 2000, S. 58. Vgl. Dies. (Hrsg.): *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen*. Berlin (Erich Schmid) 1995.

„geschlechtlich und „rassisch“ markierten Subjekt(s)“ in Maxine Hong Kingstons *The Woman Warrior* und Christa Wolfs *Kindheitsmuster* verbindet.[830]

Seit den achtziger Jahren findet an amerikanischen Universitäten aber eine rege Debatte um die Autobiographie statt, die den Rahmen der *gender studies* übersteigt. Die Gattung steht im Mittelpunkt neuerer Forschungsansätze, die sich um das Offenlegen von Machtdiskursen, das Sichtbarmachen von Minderheitenstimmen und die Verdrängung vom – im weitesten Sinne - »Unliebsamen« bemühen.

Im ersten Teil dieses Kapitels werde ich näher auf die wissenschaftliche Debatte um autobiographisches Schreiben in der amerikanischen Kulturwissenschaft eingehen, wobei ins Auge fällt, wie stark der amerikanische Gattungsdiskurs durch den Poststrukturalismus beeinflusst ist.[831] Grundlegende Arbeiten zur Autobiographie aus den letzten beiden Jahrzehnten sollen kritisch vorgestellt und auf ihre verglichen mit der europäischen Gattungsdiskussion auffälligen Aspekte vorgestellt werden.

Ich werde zeigen, dass die Anwendung der poststrukturalistischen Gattungsvorstellungen von Derrida und de Man, wie ich sie im ersten Kapitel skizziert habe, zu einer neuen Auffassung von Literatur, also auch der Autobiographie, geführt hat. Ich werde deutlich machen, dass die amerikanischen Forscher, die sich mit der Autobiographie befassen, ihre Aufmerksamkeit besonders auf das Sichtbarmachen von sprachlichen und sozialen Hierarchien richten. Auf die Struktur der Autobiographien, die Handlung, das Wahrheitsproblem und die Art und Weise, wie Erinnerungen in einer Autobiographie präsentiert werden, sowie auf die Frage, welche Rolle das Gattungsverständnis des Lesers in der Rezeption spielen könnte, wird kaum eingegangen. Stattdessen richtet sich die Aufmerksamkeit nahezu ausschließlich auf die »Markierungen« von aus dem öffentlichen «Diskurs» verdrängten »Sprecherpositionen«.

Nach dieser kritischen Analyse soll die amerikanische Gattungstheorie auf ihre Brauchbarkeit für das untersuchte deutschsprachige Korpus überprüft werden. Dabei ist zu erwarten, dass sich die Diskussion um die Referentialität der Autobiographie als Angelpunkt für das Gattungsverständnis erweisen wird. Die zentrale Frage für den Schlussteil dieser Arbeit lautet, wie sich die vom Poststrukturalismus betonte

---

[830] Finck, Almut: *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie*. Berlin (Erich Schmidt) 1999. Vgl. 1.5.5.

[831] Im ersten Kapitel bin ich bereits auf die Gattungsvorstellungen von Jacques Derrida (1.5.2) und Paul de Man (1.5.3) eingegangen. In diesem Kapitel steht die Anwendung poststrukturalistischer Theorie im Vordergrund.

Textualität mit einer referentiellen Lektüre der Gattung verträgt, wie sie in der Rezeption der von mir untersuchten Autobiographien sichtbar wurde.

5.2 Die amerikanische Autobiographie-Forschung

Trotz der vielen Unterschiede in Forschungsansätzen und Fragestellungen ist es möglich, im US-amerikanischen Gattungsdiskurs grundlegende Tendenzen aufzuzeigen, die sich in der kulturwissenschaftlichen Forschung zur Autobiographie in den letzten Jahrzehnten als stabil erwiesen haben und die amerikanische Beschäftigung mit der Autobiographie von den im ersten Kapitel analysierten europäischen Forschungsansätzen unterscheiden. Diese Tendenzen werde ich im Folgenden anhand einer exemplarischen Auswahl der Forschungsliteratur beschreiben. Es wurden deshalb die Werke untersucht, die als stellvertretend für allgemeine Entwicklungen in der amerikanischen Gattungsforschung betrachtet werden können. Dabei werde ich auch die breitere Diskussion um die von der amerikanischen Kulturwissenschaft vermittelten kulturellen und politischen Vorstellungen („*culture war*“) einbeziehen, um ein besseres Licht auf die den amerikanischen Gattungsdiskurs prägenden Auffassungen zu werfen.

5.2.1 Die Auflösung der Gattungsgrenzen

Als erstes stellt sich bei einer näheren Bestimmung der amerikanischen Forschung zur Autobiographie die grundlegende Frage: Wie wird die Gattung definiert?
Schon bei der Beantwortung dieser ersten Frage wird der starke Einfluss des Poststrukturalismus auf die US-akademische Gattungsdiskussion deutlich. Ausgehend von Jacques Derridas und Paul De Mans Preisgabe der konventionellen Referentialität der Autobiographie erklären viele Forscher die Trennung zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Texten für irrelevant. Die Autobiographie verfügt in ihren Augen nicht mehr über einen besonderen Zugang zur Wirklichkeit, der sie vor anderen Gattungen auszeichne. Autobiographie wird in den meisten Untersuchungen nicht so sehr als eine Textform betrachtet, als vielmehr als eine Lektüre.[832]

[832] Vgl. Paul de Man, der in *Autobiography as De-facement* bestritt, dass man die Autobiographie behandeln könnte „as if it were a literary genre among others“. (De Man, Paul: Autobiography as De-facement. In: *Modern Language Notes*, Vol. 94, No. 5, Dezember 1979, S. 919-930, hier S. 919).

Nach einer Definition der Autobiographie, wie man sie in der älteren deutschen oder französischen Forschung findet, sucht man meist vergebens.[833] Die Grenzen zwischen Autobiographie, Roman, Essay und Tagebuch verwischen, indem sie alle unter dem Containerbegriff *life writing* zusammengebracht werden.[834] Die Verwendung dieses verallgemeinernden Begriffs hängt meines Erachtens mit dem Abschied vom traditionellen Literaturverständnis zusammen. Nicht sosehr literarische Autobiographien oder Selbstdarstellungen von historisch wichtigen Persönlichkeiten stehen in der amerikanischen Forschung im Mittelpunkt. Die Aufmerksamkeit richtet sich vor allem auf Texte von lange Zeit kaum beachteten Gruppen. So untersucht Crispin Sartwell in seiner 1998 erschienenen Studie *Act Like You Know* nicht nur die Autobiographien von Zora Neal Hurston und Malcolm X, sondern ebenfalls so genannte *slave narratives* und Rapmusik.[835] Auch die Grenze zwischen Theorie und Literatur, zwischen Gattungstheorie und literarischer Praxis, verwischt. Die Perspektive von einer vermeintlich »höheren« Warte aus wird als unreflektiert und voreingenommen betrachtet. Forscher wie Sartwell nehmen keine distanzierte Beobachterposition ein, sondern betonen ihre eigene Subjektivität, indem sie eigene Erfahrungen thematisieren und ihre eigenen Wahrnehmungen beschreiben. Mehrmals vergleicht Crispin Sartwell seine eigenen Erfahrungen mit Erfahrungen von schwarzen Autobiographen.[836] Er »markiert« bewusst seine Rolle als weißes, männliches Subjekt. Der Wissenschaftler untersucht nicht nur seinen Forschungsgegenstand, sondern schreibt, indem er *life writing* untersucht, auch über sein eigenes Leben. Weil *theory* - es geht Sartwell nicht nur um die Autobiographietheorie, sondern um die gesamte Literaturtheorie - stark durch

---

„Empirically as well as theoretically, autobiography lends itself poorly to generic definition" (Ebd., S. 920). Statt dessen schlug er vor, die Autobiography als eine Lese- oder Verstehensfigur zu betrachten: „Autobiography (…) is not a genre or a mode, but a figure of reading or of understanding that occurs, to some degree, in all texts" (Ebd, S. 921). Vgl. 1.5.3.

[833] Vgl. die Gattungsdefinitionen bei Lejeune (siehe 1.4.4), Neumann (siehe 1.3.5) und Sloterdijk (siehe 1.3.8).

[834] Vgl. Couser, Thomas: *Vulnerable Subjects: Ethics and Life Writing*. London (Cornell Univ. Press) 2004 (Der Autor ist Professor an der Hofstra University, New York); Kadar, Marlene (Hrsg.): *Essays on Life Writing: From Genre to Critical Practice*. Toronto (University of Toronto Press) 1992; Olney; James: *Memory and Narrative: The Weave of Life-Writing*. Chicago (University of Chicago Press) 1998; Rush, Lauren: *The Life Writing of Otherness: Woolf, Baldwin, Kingston and Winterson*. New York (Routledge) 2002.

[835] Sartwell, Crispin: *Act Like You Know. African-American Autobiography and White Identity*. Chicago (University of Chicago Press) 1998.

[836] Sartwell, S. 1–6, S. 25ff, S. 69. "Since this book is about autobiography and race, I will begin with an account of some of the experiences that made me a white man" (S. 8); "I have never stopped fearing black folks, and I have never stopped romanticizing them. This book is an attempt to explicate and deal with my own immensely complicated racial attitudes" (S. 8ff.).

„whiteness“ geprägt sei, sei das Bemühen, von *theory* aus Texte von Minderheiten zu lesen, von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Sartwell kritisiert die „white authors“ in ihrer Rolle als „amorphous objective observers“:

> We white male philosophers tend to reach our own tradition as non-autobiographical, as proceeding from no particular location, and our voices as we write are often designed to disguise the sources of our pre-occupation in our own lifes. This is true of my own authorial voice, though I have spent years trying to pit myself against that voice, to work against or away from it. I am constantly slipping onto transparency and "objectivity," constantly dragging myself back in fear to passion and particularity. Left to my own devices, I disappear as an author. That is the "whiteness" of my authorship. (…) We try to maintain our theory in its "purity", its whiteness, its abstraction. What counts as theory or as autobiography thus proceeds through the racial codes that imaginatively locate white authors as amorphous objective observers and black authors as precisely located recorders of their own lives. So I want to work toward breaking down the distinction between theory and autobiography or, more precisely, to show that it has already broken down in fact.[837]

Theory ist nach Sartwells Ansicht stark durch „whiteness“ beeinflusst. Durch diese Skepsis wird die bestehende, vor-poststrukturalistische Gattungstheorie nicht als eine Vorlage betrachtet, auf die man zurückgreifen kann, sondern in einem radikalen Akt ein für allemal über Bord geworfen.
Verschiedene Literaturwissenschaftler betonen ihre eigene Subjektivität als männliches oder weibliches Subjekt, als weißer oder schwarzer Leser und verabschieden sich von einer verallgemeinernden theoretischen Perspektive, die es erlaubt, die Texte unabhängig von Geschlecht, Rasse oder Klasse des Interpretierenden zu betrachten.[838] Die traditionelle Trennung zwischen Theorie und Literatur wird als Scheinobjektivität kritisiert. Die Arbeit wird selbst zu einer Autobiographie, zu einer Art Rechenschaftsbericht über Vorurteile, die der Wissenschaftler selber hegte oder gehegt hat, bevor er sich seiner eigenen – oft privilegierten – Position bewusst wurde. Diese reflektierte Subjektivität ist es, die ihre Lektüre positiv vor allen anderen Interpretationsversuchen auszeichnen soll. Problematisch wird sie aber dort, wo er nicht hinreichend reflektiert oder sich in einem Widerspruch verstrickt: jegliches Bemühen um Objektivität wird abgelehnt,

[837] Ebd., S. 8ff. Aus diesem Zitat wird zugleich deutlich, dass auch Sartwell die Unterscheidung zwischen Autobiographietheorie und literarischer Praxis nicht länger akzeptiert. Vgl. auch Smith, Robert: *Derrida and Autobiography*. Cambridge. (Cambridge University Press) 1995, S. 51.
[838] „Objectivity“ und „neutrality“ betrachtet Sartwell als „the hallucinated detachment of the voice from the body, of autobiography from theory.” Vgl Sartwell, S. 8.

aber die eigene Einschätzung von gesellschaftlichen Machtstrukturen wird als allgemein verbindlich präsentiert.[839]

Zum Schluss möchte ich noch anmerken, dass die Tendenz, die herkömmliche Gattungsbezeichnung Autobiographie durch andere Begriffe zu ersetzen, auch sichtbar wird an den zahlreichen Neologismen, die führende amerikanische Gattungstheoretiker wie Nancy Miller, Domna Stanton und Thomas Couser in den letzten Jahrzehnten gebildet haben. Ich denke dabei an Neubildungen wie *autoethnography,*[840] *autogynography*,[841] *autopathography*[842] und *autothanatography*[843] - um nur einige Varianten zu nennen. Auch diese Begriffsbildungen stehen in engem Zusammenhang mit der Tendenz, tradierte Gattungsvorstellungen in Frage zu stellen. Darüber hinaus ist es das Ziel, eingefahrene Verhaltensmuster aufzubrechen und konventionelle Auffassungen von Identität einer weitgehenden Kritik zu unterziehen.

5.2.2 Arbeit am Verdrängten

Viele Autobiographie-Forscher in den USA fassen ihre Analysen als eine Arbeit am Verdrängten auf. Die Autobiographie wird als Medium für die Vermittlung von einem kulturell »Anderen« aufgefasst, das in der Gestalt des „weiblichen", des „Körpers", des „Schwarzen" oder des „Unbewussten" auftreten kann. Ihr Ziel liegt darin, dieses „Andere" sprechen zu lassen, die Stimme des Weiblichen, die Stimme des Schwarzen, die durch »hegemonial discourses« mundtot gemacht werde, hörbar zu machen. Das weiße Amerika könne unter den herrschenden Machtverhältnissen seine eigenen kulturellen und politischen Vorstellungen durchsetzen. Dies führe dazu, dass Autobiographien von Frauen, Schwarzen, Schwulen und Travestiten nicht beachtet

---

[839] Vgl. Sartwell, S. 11. Unter 5.2.5. werde ich auf diese Kritik, die mit der engagierten politischen Parteinahme vieler amerikanischer Kulturwissenschaftler für Minderheitsgruppierungen zusammenhängt, zurückkommen.

[840] Lionett, Françoise: *Autobiographical Voices: Race, Gender, Self-Portraiture*. Ithaca London (Cornell University Press) 1991.

[841] Stanton, Domna: Autogynography: Is the Subject Different? In: Dies. (Hrsg.) *The Female Autobiograph*. Chicago (University of Chicago Press) 1987. Den Begriff „autogynography" verwendete Stanton zum ersten Mal in *The Female Autograph. Theory and Practice of Autobiography from the Tenth to the Twentieth Century*. Chicago (University of Chicago Press) 1984. Vgl. 1.5.4.

[842] Couser, Thomas G.: Autopathography: Women, Illness, Life Writing. In: *Auto/Biography Studies*, Vol. 6, 1, 1991, S. 65-76; Ders: *Recovering Bodies: Illness, Disability and Life Writing*. Madison (University of Wisconsin Press) 1997.

[843] Miller, Nancy: Representing Others: Gender and The Subjects of Autobiography. In: *Differences. A Journal of Feminist Cultural Studies* 6, 1994, S. 1-27.

werden. Die amerikanische bzw. westliche Gesellschaft verdränge die „schwarze Stimme“, weil diese das Bild von der WASP-Gemeinschaft in Frage stelle. So betrachtet Crispin Sartwell *black life writing* als Raum für abweichende, schwarze Vorstellungen, die keinen Zugang zum dominanten weißen »discours« finden. Ähnlich verfahren Houston Baker, Francoise Lionnet[844] und viele Arbeiten aus dem Bereich der *gender studies*, die weibliche Autobiographik als einen Raum für durch das Patriarchat Verdrängtes auffassen.[845] Sie fragen danach, inwieweit sich Autobiographen für die Beschreibung der eigenen Identität und Sozialisation klischeehafter Vorstellungen bedienen, die Vorurteile bei Lesern bestätigen.[846]

So wie Derrida mit großem rhetorischen Aufwand versuchte, die Sicherheit des Logo- und Ethnozentrismus zu erschüttern und semiologische Begriffe zu verändern, zu verschieben und sie gegen ihre eigenen Voraussetzungen auszuspielen,[847] so richten viele amerikanische Wissenschaftler sich auf die Unterminierung des autobiographischen Kanons, auf die Dekonstruktion von Begriffen wie Wahrheit, Referentialität, Subjekt und Identität. Ihr Lossagen vom konventionellen Gebrauch dieser Begriffe findet, ähnlich wie bei Derrida, seinen Ursprung in der Kritik am strukturalistischen Zeichenverständnis Saussures, am Festhalten an der äußerlichen Repräsentation der Schrift. Sie bejahen, wie Derrida, ein spielendes Denken, eine „affirmation joyeuse du jeu du monde, un monde de signes sans faute, sans vérité, sans origine“.[848]

Auch in der Tendenz, Verdrängtes sichtbar zu machen, ist die amerikanische Autobiographieforschung stark vom Poststrukturalismus, der sich in seiner

---

[844] Baker, Houston: *Workings of the Spirit: The Poetics of Afro-American Women's Writing*. Chicago (University of Chicago Press) 1991.

[845] Vgl. Smith, Sidonie: *Subjectivity, Identity and the Body: Women's Autobiographical Practises in the Twentieth Century*. Bloomington (University of Indiana Press) 1993; *De/colonizing the Subject: The Politics of Race and Gender in Women's Autobiography*. Mineapolis (University of Minneapolis Press) 1992. Smith geht von der Annahme aus, dass “the history of the universal subject underwrites a history of the female subject, for the architecture of the universal subject rests upon and supports the founding identifications of those that are the non-universal, the colourful, among whom is 'woman'” (Smith 1993, S. 11).

[846] Vgl. Sartwell, S. 7ff. Bei Sartwell und Smith hat der in diesem Kontext häufig verwendete Begriff „alterity“ eine positive Konnotation. Dem „Anderen“ wird ein produktives, kreatives Potential zugesprochen, weil es sich subversiv gegen hegemoniale Strukturen richte.

[847] Derrida, Jacques: Sémiologie et grammatologie. Entretien avec Julia Kristeva. In: Ders.: *Positions. Entretiens avec Henri Rose, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpette*. Paris (Editions de Minuits) 1972, S. 25-51, hier S. 35: “Il faut sans doute, à l'intérieur de la sémiologie, transformer les concepts, les déplacer, les retourner contre leur présuppositions, les ré-inscrire dans d'autres chaînes, modifier peu à peu le terrain de travail et produire ainsi de nouvelles configurations (…).”

[848] Ders.: La structure, le signe et le jeu dans le discours des sciences humaines. In: *L'écriture et la Différance*. Paris (Seuil) 1967, S. 409-428, hier S. 426.

Spurensuche auf „die unterbelichteten oder verdrängten Aspekte der Sprache richtet“,[849] beeinflusst. Anknüpfend an Julia Kristeva richten viele amerikanische Kulturwissenschaftler sich auf Verdrängungsmechanismen, die ihren Ursprung im sprachkonstitutiven Prozess finden würden.[850]

5.2.3 Die Fokussierung auf Minderheiten

In der heutigen amerikanischen Autobiographieforschung stehen nicht die bekannten europäischen Autobiographien von Augustinus, Rousseau, Goethe, oder die Selbstzeugnisse von Benjamin Franklin, Henry Adams, Henry James und Mark Twain im Mittelpunkt, sondern Autobiographien von Autoren, die in irgendeinem Sinne Minderheiten zugerechnet werden können. Der westliche Kanon wird als Untersuchungsgegenstand abgelehnt oder sehr skeptisch betrachtet. Stattdessen richtet sich die Autobiographie-Forschung an amerikanischen Universitäten weitgehend auf die Autobiographien von (lesbischen) Frauen, Schwarzen und Schwulen.[851] Von großer Bedeutung für die Erforschung der weiblichen Autobiographie sind dabei die Arbeiten der Kulturwissenschaftlerin Judith Butler, die mit ihrem Buch *Gender Trouble* in der feministischen Geschlechtertheorie für Aufruhr sorgte.[852] Der zentrale Ansatz Butlers liegt darin, Geschlechterrollen als kulturell und historisch bedingte «Konstrukte» zu begreifen. Identität erscheint bei Butler als Folge von Zuschreibungen eines »dominanten» oder «hegemonialen« »Machtdiskurses». Dass

---

[849] Bossinade, Johanna: *Poststrukturalistische Literaturtheorie*. Stuttgart (J.B.Metzler) 2000, S. IX.

[850] Kristeva wandte sich gegen die bestehende Sprachwissenschaft, weil diese von der „thèse d’un sens pré-existant comme une »substance«“ ausgehe. Die französische Semiologin betonte, dass „le sujet parlant n’est plus cet ego transcendantal phénoménologique ni l’égo cartésien, mais un *sujet en procès*, comme il l’est dans la practique du *texte*, la structure profonde ou au moins les règles de transformation se trouvent perturbées et, aves elle, la possibilité d’interpretation sémantique et/ou grammaticale catégorielle.“ Dabei war auch Kristeva der Ansicht, dass literarischen Texte „soulignent les limites du discours socialement utile, et portent témoignage de ce qu’il refoule : le procès excédantle sujet et ses structures communicatives.“ Kristeva, Julia: *La révolution du langage poétique. L’avant-garde à la fin du XIX siècle: Lautréamont et Mallarmé*. Paris (Seuil) 1974, S. 37 u. S. 14.

[851] Vgl. Fox-Genovese, Elizabeth: My Statue, My Self: Autobiographical Writings of Afro-American Women. In: Benstock, Shari (Hrsg.): *The Private Self. Theory and Practice of Women’s Autobiographical Writings*. London (Routlegde) 1988, S. 63-89; Martin, Biddy: Lesbian Identity and Autobiographical Differences. In: Brodzki, Bella; Schenk, Celeste (Hrsg.): *Life/Lines: Theorizing Women’s Autobiography*. London (Ithaca) 1988, S. 77-103; Gerstenberger, Katharina: Multiple Crossings: Cross-Dressing, Cross-Gender Identification, and the Passion of Collecting in Charlotte von Mahldorf’s Autobiography I Am My Own Woman: A Life. In: Couser, Thomas G.; Fichtelberg, Joseph (Hrsg.): *True Relations. Essays on the Autobiography and the Postmodern*. Westport (Greenwood Press) 1998, S. 109-125.

[852] Butler, Judith: *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. New York London (Routlegde) 1990. Vgl. dies.: *Bodies that Matter. On the Discursive Limits of “Sex”*. New York London (Routlegde) 1993.

die *gender studies* die feministische Literaturwissenschaft „tangiert“ haben, wie Bossinade schreibt, hört sich im Hinblick auf die amerikanische akademische Debatte m.E. zu vorsichtig an: die *gender studies* haben dort den Feminismus der siebziger Jahre abgelöst und einen großen Einfluss auf die literaturwissenschaftliche Debatte insgesamt gewonnen.[853]

Die Beschäftigung mit Autobiographien von Minderheiten steht in enger Verbindung mit den beiden bereits beschriebenen Tendenzen. Sie macht es für einige Forscher notwendig, einen radikalen Bruch mit der bestehenden Theorie zu verkünden, weil sie solchen Autobiographien von Minderheiten nicht gerecht werde (vgl. 5.2.1). Zudem steht die Fokussierung auf Minderheiten im Zeichen der Arbeit am Verdrängten, der zweiten von mir ausgemachten Tendenz (5.2.2.). Es geht den Kulturwissenschaftlern darum, die Position von Minderheiten sichtbar zu machen und von ihr ausgehend, die amerikanische Gesellschaft zu verstehen - und in den meisten Fällen auch, diese zu kritisieren.

So wie die ersten Poststrukturalisten in ihrem *Théorie d'ensemble*-Band von 1968[854] *écriture* und *productivité* als Prozesse betrachteten, die in einem kapitalistischen Staat durch die Markwirtschaft verdrängt würden, so lesen viele amerikanische Kulturwissenschaftler die Stimme des schwarzen Amerika als Teil eines kritischen Gegendiskurses, der von einem weißen «Kulturdiktat» ausgeschlossen werde. Sie lenken die Aufmerksamkeit auf »generative Prozesse«, die Verdrängung verursachen, auf »hegemoniale Diskurse», die sowohl über soziale als sprachliche Strukturen Unliebsames unterdrücken. In dieser Kritik folgen sie Derrida, der darauf hinwies, wie binäre Oppositionen (schwarz/weiß, männlich/weiblich) das menschliche Denken prägen und wie der Mensch dazu neigt, eine von beiden der anderen vorzuziehen.

Die intensive Beschäftigung mit der Sprecherposition, auch mit der eigenen Position als verstehendem Subjekt, das durch seine eigene ethnische und kulturelle Ausgangssituation bestimmt wird, lässt sich mit de Man als eine „mutual reflexive substitution“ betrachten: Leser und Text ergänzen einander. Die Absicht ist, Vorurteile anderen Vorstellungen gegenüber zu vermeiden, indem man eigene

---

[853] Vgl. Salih, Sara: *Judith Butler*. London (Routledge) 2002, S. 1-17.

[854] *Tel Quel. Théorie d'Ensemble*. Paris (Editions du Seuil) 1968. Vgl. Bossinade, S. 9: „Der Théorie d'Ensemble-Band von 1968 stellte mit die Weichen für das Denken >nach dem Strukturalismus<. Die Beiträge enthalten Reflexionen über Freud, Marx, Sade, Lenin, daneben wird ein starker Akzent auf sprach- und literaturtheoretische Fragen gelegt. Zwei der Texte konnten bald als Programmschriften der poststrukturalen Bewegung gewertet werden.“ Gemeint sind Jacques Derridas “la différance” (S. 41-66) und Julia Kristevas “La sémiologie: science critique et/ou critique de la science” (S. 80–93).

Wertvorstellungen reflektiert. Doch nicht überall wird diese Ergänzung von oder Konfrontation mit eigenen kulturell bestimmten Überzeugungen differenziert durchgeführt. So neigt Sartwell dazu, seine These, schwarze Stimmen würden aus der öffentlichen Debatte ausgeschlossen, absolut zu setzen. Sartwell spricht hartnäckig von der „delegitimacies of voices that speak about whiteness from a nonwhite location" – und übersieht dabei, dass die schwarze Perspektive auf das weiße Amerika in Rapmusik ein fester Bestandteil der US-Alltagskultur ist. Man kann schwerlich sagen, dass die Stimmen von Public Enemy und Ice T - dies sind die Sänger, die Sartwell behandelt - im Amerika der achtziger und neunziger Jahre nicht präsent waren. Ähnliches gilt für die von vielen Forschern untersuchten Autobiographien von Zora Neale Hurston und Malcolm X., die seit Jahrzehnten einen festen Platz in den Curricula von amerikanischen Schulen und Universitäten einnehmen.
Den meisten Vertretern der *minority studies* scheint es vor allem auf eine Entlarvung der in einer Gesellschaft bestehenden Vorurteile anzukommen, weniger auf die Erforschung der Gattung selbst.[855] Die undifferenzierte Einschätzung der dominanten Gruppierung im gesellschaftlichen Diskurs steht nicht selten in einem unreflektierten Widerspruch zu den eigenen vom Poststrukturalismus beeinflussten Annahmen, die gerade das Nicht-Festlegbare von Identität betonen. In ihren Studien halten Wissenschaftler wie Nancy Miller und Crispin Sartwell an einer binären Opposition fest, in der vor allem die als repressiv wahrgenommene Seite als eine statische, unveränderliche Größe auftritt.[856] In Sartwells *Act Like You Know* tritt *die* weiße Stimme in seiner Rolle als *oppressor* als einheitliche Konstituente auf.[857] Zu einer

[855] Die sich mit der Autobiographie befassenden Arbeiten aus dem Bereich der *gender* und *minority studies* sind stark anthropologisch und ethnologisch orientiert. Vgl. Wagner-Egelhaaf, Martina: *Autobiographie*. Stuttgart Weimar (Metzler) 2000, S. 83ff. Auch Misch und Neumann verknüpften literaturwissenschaftliche mit anthropologischen Fragestellungen, indem sie die Autobiographie als Mittel der Selbsterkenntnis des Menschen und als Spiegelbild des westlichen Individualismus auffassten. Den *gender* und *minority studies* ist es aber eher um eine „kritische Ethnologie" (ebd.) zu tun, die sich auf das Sichtbarmachen von Vorurteilen in Bezug auf ein kulturell Anderes richtet. Vgl. kritisch Eagleton, Terry: *The Illusions of Postmodernism*. Oxford (Blackwell) 1996, S. 26ff.
[856] Vgl. das Bestimmwort "the" bei Sartwell: „(…) *the* self-image of *the* white man, which is constructed by *the* extrusion of *the* black" (S. 29, Hervorh. J.S.).
[857] Besonders bei Sartwell wird „das Weiße" oft pauschal für alle Probleme „des Schwarzen" verantwortlich gemacht. „Das" Weiße wird ausschließlich mit rassistischem Denken und hegemonialen Machtsansprüchen identifiziert. "Whiteness is (…) the silencing, segregation, or delegitimation of voices that speak about whiteness form a nonwhite location" (S. 9), „White culture wraps black bodies" (S. 11), „White oppressors do not know what they are because they do not allow anyone to tell them" (ebd.). Von seinem "whiteness" als Leser verspricht sich Sartwell ein "inside view of white racism" (S. 8). Vgl. "Sartwell (…) is so consumed with guilt and self-hatred and self-laceration (which becomes, by a peculiar and paradoxical twist, self-exculpation) that the reader can hear nothing else coming

differenzierten Wahrnehmung von Machtverhältnissen tragen solche «Schwarz-Weiß»-Vorstellungen nicht bei.

Ähnlich wie in marxistischen Literaturbetrachtungen droht diese Lektüre die Interpretation des Textes auf eine Widerspiegelung von Machtverhältnissen zu reduzieren. Die Minderheiten-Studien setzen dabei, im Vergleich mit der marxistischen Literaturbetrachtung, lediglich andere Akzente. Literatur wird nicht in erster Linie als Widerspiegelung wirtschaftlicher Machtverhältnisse gelesen, sondern als Abbild von sprachlicher Verdrängung. Es sind die »Zeichenspuren« von Sprache, Geschlecht und Rasse, die für Missstände verantwortlich sind.

Inzwischen ist die Erforschung der Literatur von Minderheiten zu einem festen Bestandteil an vielen kulturwissenschaftlichen Einrichtungen an amerikanischen Universitäten geworden. Es ist somit die Frage, ob die Vertreter der *minority-studies* in der Autobiographie-Forschung nicht an veralteten Vorwürfen festhalten, indem sie weiterhin betonen, dass die Literatur von Minderheiten kaum beachtet werde. Genauso bedenklich wie eine ausschließliche Orientierung an Autobiographien von „großen weißern Männern“ wäre es, sich in Betrachtungen über Autobiographien ausschließlich auf sexuelle oder ethnische Minderheiten zu richten.[858]

Ähnliches gilt für die Erforschung der weiblichen Autobiographie. Hartnäckig halten die Vertreter der *women's autobiography theory* und der *gender studies* trotz einer Flut an neuen Publikationen an der Auffassung fest, dass über Autobiographien von Frauen noch so wenig geforscht wird. Erzielte Domna Santon bei ihrer Suche nach Autobiographien von Frauen 1983 nur einen Treffer (Estelle C. Jelineks *Women's Autobiography. Essays in Criticism*), so lagen innerhalb der nächsten zwanzig Jahren aber allein schon über die Autobiographien von Simone de Beauvoir, Nathalie Sarraute und Maxine Hong Kingston dutzende Publikationen vor.[859] Auffällig ist angesichts der vielen Publikationen (Susanne Juhasz, Lynn Bloom, Judith Gordiner,

---

through the static." Olney, James: Act Like You Know: African-American Autobiography and White Identity. – Review -. In: *African American Review*, 33, 1999, S. 696-697, hier S. 697.

[858] Dass dies mitunter aber der Fall ist, zeigen Publikationen wie der von Thomas Couser und Joseph Fichtelberg herausgegebene Band *True Relations*, in dem kein einziger Beitrag über eine Autobiographie von einem weißen, heterosexuellen Autobiographen aufgenommen ist, obwohl nirgends gesagt wird, dass es sich hier um einen Beitrag zu den *gender*, *minority* oder *queer studies* handelt. Vgl. Couser, Thomas; Fichtelberg, Joseph (Hrsg.): *True Relations. Essays on Autobiography and The Postmodern*. Westport (Greenwood) 1998.

[859] Vgl. Niggl (Hrsg.) ^{2}1998, S. 599: „Diese Untersuchungen (über Autobiographien von Frauen – J.S.) haben im Laufe des letzten Jahrzehnts ständig zugenommen und innerhalb der sozialhistorisch und teilweise auch sozialpolitisch engagierten Autobiographie-Forschung vor allem in den USA und auch in Deutschland zentrale Bedeutung gewonnen.“ Vgl. auch die Bibliographie in diesem Band, S. 577-579 u. 585-587.

Mary G. Mason, Shari Benstock, Celeste Schenck, Sidonie Smith, Janice Morgan, Leigh Gilmore und Norrine Vos) nicht so sehr die Nicht-Beachtung der weiblichen Autobiographie - die es nicht gibt - , sondern die Tatsache, dass die Erforschung der weiblichen Autobiographie eine exklusive Angelegenheit von Frauen für Frauen zu sein scheint.

5.2.4 Der engagierte Standpunkt

Alle oben genannten Untersuchungen weisen eine starke Kritik an der westlichen Kultur, der Dominanz von «europazentrierten» Vorstellungen und eine große Sympathie für die Position von Minderheiten auf. Die Grenze zwischen Kulturwissenschaft (*cultural studies*) und Kulturkritik (*cultural criticism*) erweist sich in vielen Fällen als fließend. Oben wurde bereits deutlich, dass die meisten Kulturwissenschaftler ihre Forschung bewusst in den Dienst der Aufklärung über gesellschaftliche Missstände stellen. Die Forscher wollen durch ihre engagierte Forschung zur Emanzipation dieser Gruppen beitragen.
Baker, Miller, Sartwell und Smith thematisieren das Emanzipationsbegehren von Minderheiten und schreiben auch selber gegen einen dominanten Diskurs an. Sie verstehen ihre Forschung als subversiv. In dieser Subversivität, der Unterminierung von überlieferten Vorstellungen und Werten, folgen sie Judith Butler, die in ihrem Buch *Gender Trouble* dazu aufrief, Verwirrung zu stiften, Gegenstimmen zu mobilisieren und jegliche Form von Identität zur Diskussion zu stellen. Eigene Vorstellungen über Literatur und Gesellschaft führen nicht selten zu einer Aversion gegen all diejenigen, die an tradierten Vorstellungen festhalten und einen anderen Blick auf Literatur und Gesellschaft haben.[860] Bei aller Kritik an der nach poststrukturalistischer Ansicht veralteten, im Dienste einer »bürgerlichen Ideologie« stehenden, dem Poststrukturalismus vorangehenden Forschungsansätzen ist es wichtig zu bedenken, dass die poststrukturalistische Auseinandersetzung mit der Autobiographie gleichfalls eng mit bestimmten ideologischen Vorstellungen verbunden ist.

[860] Vgl. die Kritik Terry Eagletons, der diese Tendenzen mit dem Begriff „postmodernism“ verbindet: „For all its vaunted openness to the Other, postmodernism can be quite as exclusive and censorious as the orthodoxies it opposes (…) It knows that knowledge is precarious and self-undoing, that authority is repressive and monological, with al the certainty of a Euclidean geometer and all the authority of an archbishop” (Eagleton 1996, S. 26).

5.3 Zwischenüberlegungen

In der amerikanischen Gattungstheorie ist der Einfluss poststrukturalistischer Ansätze deutlich spürbar. Unter seinem Einfluss hat sich die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit der Autobiographie in den letzten Jahrzehnten stark in Richtung kulturwissenschaftlicher Minderheitenstudien entwickelt. Wissenschaftler fragen nach der kulturellen »Funktion« der Autobiographie in der Darstellung und Vermittlung eines kulturell »Anderen«.

In vielen Aspekten unterscheidet sich die amerikanische Debatte stark von der europäischen Autobiographie-Forschung. In der europäischen Gattungstheorie fehlt weitgehend der engagierte Standpunkt vieler US-Autobiographieforscher, die ihre Arbeit als Aufklärung über die Position von Minderheiten und als Kritik am weißen Identitätskonzept verstehen. In der amerikanischen Auseinandersetzung mit der Autobiographie wiederum fehlt, abgesehen von Hinweisen auf poststrukturalistische Theoretiker wie Paul de Man und Jacques Derrida, die Auseinandersetzung mit den im ersten Kapitel besprochenen gattungstheoretischen Ansätzen. Sogar auf Theoretiker aus der englischsprachigen Welt wie Elisabeth Bruss[861] und Roy Pascal[862] wird kaum eingegangen. Auch Lejeunes Theorie des »autobiographischen Paktes« wird kaum berücksichtigt – und dies, obwohl seit 1989 eine Übersetzung seines Hauptwerks vorliegt.[863] Insgesamt fällt auf, dass kaum auf nicht-poststrukturalistische Theorien Bezug genommen wird. Es wird auf die Arbeit von einer relativ schmalen Gruppe von Wissenschaftlern zurückgegriffen, die alle von der Vorstellung ausgehen, dass jeder Mensch ein Konstrukt von Sprache und von »diskursiven« Machtkonstellationen sei (Derrida, De Man, Foucault, Butler[864]). Der Bruch mit den dem Poststrukturalismus vorangehenden Gattungstheorien wird absolut gesetzt. Eine Auseinandersetzung mit ihnen scheint für die Poststrukturalisten irrelevant geworden zu sein. Die Einbeziehung nicht-poststrukturalistischer Ansätze wird abgelehnt, weil sie die Sprachlichkeit aller Welterfahrung nicht berücksichtigen

[861] Vgl. 1.4.5.
[862] Vgl. 1.5.5.
[863] Lejeune, Philippe: *On Autobiography*. Edited and Foreword by Paul John Eakin. Trans. Katherine Leary. Minneapolis (University of Minnesota Press) 1989.
[864] An dieser Stelle geht es mir nicht um die Unterschiede, die zwischen z.B. Derrida und Foucault bestehen, sonder um die gemeinsamen Vorstellungen, von denen alle hier genannten Theoretiker ausgehen. Dabei bin ich mir dessen bewusst, dass vor allem Butler sich wiederholt gegen den Begriff „Poststrukturalismus“ ausgesprochen hat.

würden. Eine inhaltliche Auseinandersetzung mit rezeptionsorientierten Ansätzen, die an der Referentialität der Autobiographie festhalten, findet somit nicht statt. Ich betrachte dies als einen Mangel, weil dadurch eine inhaltliche Auseinandersetzung mit Konzepten, die eigene Vorstellungen in Frage stellen oder zumindest relativieren könnten, nicht mehr stattfindet.

Darüber hinaus ist es wichtig zu bedenken, dass ungeachtet der wissenschaftlichen Produktion der amerikanischen Autobiographie-Forschung, auf theoretische Vorannahmen zurückgegriffen wird, die bereits in den siebziger und achtziger Jahren entwickelt wurden. Es stellt sich somit die Frage, ob die Dynamik, die der Poststrukturalismus einst entwickelte, mittlerweile nicht zum Stillstand gekommen ist. De Mans und Derridas Überlegungen werden in der amerikanischen Gattungsforschung auf die Autobiographie bezogen, aber ein kritisches theoretisches Weiterdenken findet kaum statt. Bei Sartwell, Miller und Smith wird der theoretische Rahmen im ersten Teil ihrer Arbeit formuliert; die Annahmen werden dann lediglich auf die Texte bezogen. Eine Befragung der theoretischen Ausgangspunkte nach der Analyse findet meist nicht statt. Der am Poststrukturalismus orientierte amerikanische Gattungsdiskurs ist äußerst selbstbezogen.[865] Man ist sich unter sich einig, indem man feststellt, dass die Autobiographie nicht auf eine vorsprachliche Welt zurückzuführen sei, dass es bei dem Subjekt um Markierungen von Sprecherpositionen geht, die ein »Anderssein« formulieren, dass es sich bei allen Verweisen letztendlich nur um Bewegungen im Text handelt.

Im Folgenden möchte ich, aufbauend auf meiner Text- und Rezeptionsanalyse, die poststrukturalistische, stark an der Textualität orientierte amerikanische Gattungslektüre anhand der von mir untersuchten Texte weiter überprüfen. Im Gegensatz zu poststrukturalistischen Gattungsuntersuchungen werde ich dabei einer referentiellen Lektüre der Autobiographie Raum bieten, weil die Rezeption der analysierten Texte mir deutlich gemacht hat, dass die im Text beschriebenen Erfahrungen keineswegs nur auf weitere Textelemente, sondern auf konkrete geschichtliche Erfahrungen verweisen, die vom Leser erkannt und von ihm mit eigenen Erfahrungen und Ansichten konfrontiert werden. So bleibt die Rezeption von Bernhards Autobiographie keineswegs in einer „revolving door“ von sprachlichen

[865] Neben oben erwähnten Studien, die dem poststrukturalistisch orientierten Gattungsdiskurs angehören, gibt es in der amerikanischen Forschung aber auch andere Werke, z.B. die von Paul John Eakin, die ein anderes Bild der Autobiographie vermitteln.

Tropen gefangen.[866] Die Debatte über Bernards Autobiographie dehnte sich auf eine gesellschaftliche Diskussion über das Wirklichkeitsbild dieser Autobiographie aus. Es entstand eine Diskussion über den Schriftsteller Bernhard als «Skandalautor», über das Selbstbild der Österreicher, über des Landes Umgang mit seiner nationalsozialistischen Vergangenheit und vermeintliche historische Kontinuitäten.[867] Es wäre zu kurz gegriffen, wollte man den spielerischen Umgang mit Konzepten wie Wahrheit, Ich und Identität in Bernhards Autobiographie übersehen. Im zweiten Kapitel habe ich gezeigt, wie verwirrend Bernhard mit gattungstheoretisch wichtigen Konzepten umgeht.[868] Es wäre aber kurzsichtig, die Wirkung von Bernhards Autobiographie nur als "Text" zu lesen oder als ein „Spiel von Verweisen" aufzufassen, die keine Verankerung in der Wirklichkeit zulassen. Der Poststrukturalismus aber hat keinen Platz für eine Sprache einerseits und eine Welt anderseits, auf die Sprache sich bezieht.

Ich habe dieses Kapitel mit der Frage nach der Brauchbarkeit der amerikanischen Gattungsforschung für die Analyse der deutschsprachigen postmodernen Autobiographie angefangen. Angesichts meiner kritischen Einschätzung der von amerikanischen Kulturwissenschaftlern bevorzugten textuellen Lektüre scheint Skepsis angebracht. Dennoch bin ich der Ansicht, dass die amerikanischen Betrachtungen zur Autobiographie wichtige Impulse liefern könnten.

Der Gewinn poststrukturalistisches Gattungsansätze für eine rezeptionsorientierte Betrachtung der Autobiographie, wie ich sie bevorzuge, liegt nicht zuletzt in der Erkenntnis vom Konstruktionscharakter unserer Wahrnehmung. Autobiographien können in ihrer grundsätzlichen Vieldeutigkeit analysiert werden, wenn der Konstruktionscharakter von Wirklichkeitsvorstellungen berücksichtigt wird. Die Erkenntnis, dass es sich bei der Wahrnehmung der Welt um eine Vorstellung des Subjekts, und damit auch um eine subjektive Vorstellung, handelt, ist zwar nicht neu,[869] vom Poststrukturalismus aber aufgegriffen und durch die Anwendung auf

---

[866] De Man 1979, S. 921.

[867] Ähnliches gilt für die Rezeption von Christa Wolfs *Kindheitsmuster*. Es wurde kontrovers über den Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in der Bundesrepublik und in der DDR diskutiert. Auch die von der Erzählerin ausgemachten historischen Kontinuitäten des »Faschismus« sowohl in der DDR als auch in anderen Staaten führten zu einer regen Debatte.

[868] Vgl. 2.2 u. 2.8.

[869] Vgl. Paragraph 1 aus Arthur Schopenhauers *Die Welt als Wille und Vorstellung*: „Die Welt ist meine Vorstellung: -- dies ist die Wahrheit, welche in Beziehung auf jedes lebende und erkennende Wesen gilt; wiewohl der Mensch allein sie in das reflektierte abstrakte Bewußtsein bringen kann: und tut er dies wirklich, so ist die philosophische Besonnenheit bei ihm eingetreten. Es wird ihm dann

verschiedene Fachgebiete fruchtbar gemacht worden. Almut Finck hat in ihrer Dissertation über die Autobiographien von Christa Wolf und Maxine Hong Kingston gezeigt, wie es möglich ist, überzeugend zwischen der poststrukturalistischen „Hypostasierung von Textualität“ und einer Rückbesinnung auf die Referentialität der Gattung zu vermitteln.

Auch die in der amerikanischen Gattungsdiskussion bevorzugte Analyse eines kulturell-politischen Machtdiskurses könnte sich für den deutschsprachigen Kontext als fruchtbar erweisen - auch wenn sie sich in den Arbeiten der amerikanischen Forscher oft an den Konflikten zwischen dem schwarzen und dem weißen Amerika orientiert. Man würde es sich aber zu leicht machen, die intensive Beschäftigung mit dem *black autobiography* in der amerikanischen Autobiographieforschung als ein spezifisch amerikanisches Problem wahrzunehmen. Die Frage nach der Sprecherposition und dem Einfluss von Machtstrukturen spielt auch in der Rezeption deutschsprachiger Autobiographien eine große Rolle. Zu fragen ist, ob politische und soziale Machtverhältnisse in der stark ideologisch bestimmten deutschsprachigen Rezeption nicht eine vergleichbare Rolle spielen. Handelt es sich bei der Autobiographie einer jungen ostdeutschen Schriftstellerin nicht auch um eine Minderheitenposition und lässt sich die Markierung der Sprecherposition im Text nicht auch in diesem Fall als eine Stimme lesen, die gegen einen dominanten Diskurs anschreibt – deren Wahrnehmung durch den Leser zugleich die öffentliche Debatte um den Text bestimmt?

Die Analyse der amerikanischen Gattungsdiskussion hat darüber hinaus auch auf einige *caveats* aufmerksam gemacht. Viele Arbeiten neigen zu einem *petitio principi*: werden autobiographische Texte und Kontexte in Betracht gezogen, so stets, um Beispiele oder Beweise zu finden für das, was schon von Anfang an vorausgesetzt war: eine hegemoniale Struktur, die Vorstellungen vom »Anderen« verdrängt. Auch drohen durch die extreme Betonung der Textualität Kontext und Rezeption der Autobiographie aus dem Blickfeld zu geraten. Dadurch wird übersehen, dass ein historischer Kontext den Text und seine Lektüre prägt.

Mein Ziel ist es also im Folgenden, deutlich zu machen, dass trotz der sprachlichen Aporien, der Subjektivität des Lesers, des Konstruktionscharakters unserer

---

deutlich und gewiß, daß er keine Sonne kennt und keine Erde; sondern immer nur ein Auge, das eine Sonne sieht, eine Hand, die eine Erde fühlt; daß die Welt, welche ihn umgibt, nur als Vorstellung da ist, das heißt durchweg nur in Beziehung auf ein Anderes, das Vorstehende, welches er selbst ist.“ Schopenhauer, Arthur: *Die Welt als Wille und Vorstellung*. 1. Teil. Leipzig (Insel) 1919, S. 33.

Wirklichkeitsvorstellungen und der Gedächtnislücken von Autobiographien eine Diskussion über den Wirklichkeitsbezug des Textes sehr wohl möglich ist. Darüber hinaus möchte ich zeigen, dass für das Verständnis der Wirkung der Gattung im deutschsprachigen Kontext die Aufmerksamkeit auch auf ideologische Aspekte gelenkt werden sollte. Es gilt, den ideologischen Zusammenhang zu verstehen, in die Autobiographien und ihre Rezeption eingebunden sind.

5.4 Das Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption

5.4.1 Die Illusion der Referenz

Im zweiten Teil dieses Kapitels gehe ich weiter auf die Referentialität der von mir untersuchten Texte ein, sowie auf die unterschiedlichen Leserreaktionen, die durch sie ausgelöst wurden. Folgende Fragen sollen dabei beantwortet werden: Wie sinnvoll sind die im ersten Kapitel analysierten, dem Poststrukturalismus vorangehenden Gattungstheorien für die Analyse des Spannungsfeldes zwischen dem heutigen gattungstheoretischen Diskurs und der Rezeption? Auf welche Weise sind die Autobiographien von Jana Hensel und Claudia Rusch mit ihrer Rezeption in einen Machtdiskurs eingebettet?[870] Im Mittelpunkt steht die Frage, ob die heutige Autobiographieforschung dem Poststrukturalismus vorangehende Theorien im Hinblick auf die poststrukturalistische Absage an die Mimesis in Kunst und Literatur *ad acta* legen könnte oder vorsichtiger sein sollte, sich von der früher unbezweifelten Bindung des Autobiographen an empirische Gegebenheiten und dem „grundsätzlichen Referenzcharakter“ der Gattung zu verabschieden.[871]

5.4.2 Die literarische Konstruktion der Autobiographie

Die hier untersuchten Autobiographien von Thomas Bernhard, Christa Wolf, Florian Illies, Jana Hensel und Claudia Rusch verweisen alle fünf auf eine außerliterarische Wirklichkeit. Sei es das Salzburg von 1938 bis in die fünfziger Jahre oder das heute

[870] Für eine diskursanalytisch orientierte Fragestellung bieten sich diese Texte besonders an. Beide Autobiographien sind von einer ostdeutschen Minderheitenposition aus geschrieben. Auf die Frage, welche Rolle die Tatsache spielt, dass beide Autorinnen Frau sind, werde ich unter 5.4.4 zurückkommen.
[871] Niggl (Hrsg.) [2]1998, S. 594.

polnische, damals deutsche Landsberg zur Zeit des Nationalsozialismus, sei es die Bundesrepublik der achtziger Jahre oder die späte DDR und das vereinigte Deutschland: Die Verbindung mit einer außerhalb des Textes liegenden, oft schon historisch gewordenen Wirklichkeit war in allen Autobiographien präsent. Die Verbindung mit der Lebenswirklichkeit wurde aber von nur wenigen Lesern als Konstruktion dieser Wirklichkeit akzeptiert. Dies wurde anhand der enttäuschten Erwartungen der Kritiker deutlich, die von den Autobiographien eine realistischere Beschreibung forderten und die in ihren Augen unsachliche oder inkorrekte Darstellung historischer Gegebenheiten ablehnten. Was bedeuten die Ergebnisse unserer Text- und Rezeptionsanalyse nun für die im ersten Kapitel wiedergegebenen Gattungstheorien?

Die poststrukturalistische Gattungslektüre geht in der Nachfolge Derridas und de Mans davon aus, dass jeder Leser, der seine referenzorientierte Lektüre der poststrukturalistischen Betonung der Textualität vorzieht, einer „Illusion der Referenz“[872] anheim fällt. Die im gattungstheoretischen Diskurs immer stärker werdende Skepsis gegenüber der Möglichkeit, Wirklichkeit beschreiben zu können, führte bei poststrukturalistischen Theoretikern zur Annahme ihrer Unmöglichkeit. Der Poststrukturalismus hat dabei den Textbegriff radikal erweitert und die verfälschende Rolle der Sprache ins Zentrum seiner Überlegungen gestellt.[873] Derrida und de Man betonen die sprachliche Gebundenheit *aller* Kommunikation und Wirklichkeitserfahrung.[874] Nicht nur die Autobiographie selbst, sondern auch die Rezeption und die »Diskurse« um die Autobiographie werden als Texte gelesen, die keine Verankerung in der Wirklichkeit zulassen. Wie sahen die Gattungsforscher vor dem Poststrukturalismus das Problem der Repräsentation in einer Autobiographie? Vor-poststrukturalistische Autobiographieforscher wie Bernd Neumann und Philippe Lejeune hoben zwar hervor, dass der Leser, der den Unterschied zwischen einer literarischen Wirklichkeit und der außerliterarischen Wirklichkeit nicht wahrnimmt, einer Illusion anheim fällt. Aber so weit wie bei Derrida und de Man ging ihr Zweifel

[872] De Man 1979, S. 922.

[873] Derridas Textbegriff schließt die gesamte Wirklichkeit mit ein: nicht nur jede kulturelle Handlung, sondern auch Institutionen wie Universität und Staat werden als „Text“ bezeichnet. Durch diesen erweiterten Textbegriff drohen grundsätzliche Unterscheidungen verloren zu gehen. Wenn man nicht nur den zu interpretierenden Text (z.B. Bernhards *Ursache* oder Wolfs *Kindheitsmuster*), sondern auch seine Rezeption und die gesellschaftliche Debatte um den Text als „Text“ bezeichnet, gibt es kaum noch Möglichkeiten, zwischen diesen Ebenen zu unterscheiden.

[874] Ähnlich verfahren Alfonso de Toro (siehe 1.4.6) und Vertreter der amerikanischen Autobiographieforschung (siehe 5.2).

in Bezug auf den Referentialitätsstatus der Autobiographie nicht. Sie betrachteten die Autobiographie als eine referentielle Gattung. Ähnlich verfahren die meisten Leser, die von der Autobiographie einen besonders privilegierten Zugang zur Wirklichkeit erwarten. Sie erhoffen sich einen tieferen Einblick in die Psyche des Autors, seine soziale Umgebung oder seine poetologischen Vorstellungen. Der Versuch, vor-poststrukturalistische Theorie und heutige Rezeption einerseits und poststrukturalistische Theorie anderseits in eine dialogische Auseinandersetzung zu bringen, ist auf Grund der poststrukturalistischen Annahme „eine(r) in sich geschlossenen Welt ohne textexterne Bezüge“[875] ausgesprochen schwierig. Kritiker des Poststrukturalismus wie John M. Ellis sind der Ansicht, dass sich seine Annahmen wie die keiner anderen Theorie vor ihm von auf den *common sense* abzielenden methodischen Ansätzen und von der Rezeptionspraxis entfernt haben.[876] Sie weisen darauf hin, dass die Einsicht in die Beschränkungen der Sprache noch nicht bedeutet, dass alle Aussagen über die Wirklichkeit subjektiv sind. Die Einsicht in die „Rhetorizität der Sprache“[877] müsse nicht zwangsläufig zu der Annahme führen, dass keine Trennung zwischen richtiger und falscher Aussage, zwischen einer überzeugenden und einer weniger überzeugenden Interpretation mehr möglich sei.[878] Die Rezeptionsanalyse der in dieser Arbeit untersuchten Autobiographien hat gezeigt, dass die poststrukturalistische Gattungsforschung sinnvoll auf die deutschsprachige postmoderne Autobiographie angewendet werden kann. Für die Textanalyse von Bernhards Autobiographie erwies sich eine poststrukturalistische Lektüre anregend, denn der Leser bleibt in Aporien verstrickt.[879] Der Leser der *Ursache* bleibt in einer „turning motion of the tropes“ gefangen.[880] Auch Christa Wolfs *Kindheitsmuster* ist als postmoderne Meta-Autobiographie mehr ein Bericht über die Schwierigkeiten, eine Autobiographie zu schreiben, als eine transparente Selbstdarstellung der eigenen Identität und Sozialisation, wie sie Neumann von der Gattung verlangte. Der „gegenläufige Prozeß der Dekonstruktion (!) und des Wiederaufbaus von der Identität im Erinnerungs- und Schreibprozess stellt das sich selbst gewisse Ich (in

[875] Niggl (Hrsg.) [2]1998, S. 594.
[876] Ellis, S. 169ff u. S. 194ff. Auch Bossinade spricht im Hinblick auf die „poststrukturalen Ansätze“ von einem „textpoetische(n) Fundamentalismus“ und dem „hohe(n) Abstraktheitsgrad ihrer Kategorien“. Bossinade, S. 23.
[877] Vgl. De Man, Paul: Semiology and Rhetoric. In: *Diacritics* 3:3, 1973, S 27-23.
[878] Vgl. auch Eagleton 1996, S. 18.
[879] Vgl. 2.7 und 2.8.
[880] De Man 1979, S. 922.

Kindheitsmuster – J.S.) als autobiographische Erzählinstanz in Frage“[881], meint auch Sonja Hilzinger. Die Bereicherung der Gattungstheorie durch Derrida und de Man kann aber nicht darüber hinweg täuschen, dass auch das poststrukturalistische Gattungsverständnis im Hinblick auf die hier untersuchten Texte auf seine Grenzen stößt - und der weiteren Reflexion bedarf. Die Text- und Rezeptionsanalysen von Thomas Bernhards und Christa Wolfs Autobiographien haben deutlich gemacht, dass Sprache verfälschend wirken und Unbewusstes oder Verdrängtes für die Wirklichkeitswahrnehmung sowohl des Autobiographen als auch seines Lesers konstitutiv sein kann. Es war aber sehr wohl möglich, die referentiellen Verweise in den Texten und die politisch-kulturelle Diskussion um die untersuchten Autobiographien in einer historischen und sozialen Wirklichkeit zu verankern. So verwies die Rezeption von Bernhards Autobiographie auf die österreichische Debatte um das Verdrängen und Vergessen der Jahre 1938 bis 1945, die seit den siebziger Jahren verstärkt geführt wurde. Bernhard rührte an Tabus, seine Autobiographie eröffnete eine kontroverse Auseinandersetzung nicht nur über das Österreichbild des Autors, sondern auch über das Selbstverständnis der Zweiten Republik. Auch das starke öffentliche Interesse an Jana Hensels *Zonenkinder* und Claudia Ruschs *Meine freie deutsche Jugend* wäre, wie die Texte selbst, ohne das große Interesse an der Erinnerung an die DDR kaum denkbar. Diese Wirklichkeitsbezüge zu übersehen, würde m.E. eine Reduktion des Bedeutungspotentials dieser Texte darstellen. Ein Bedeutungspotential, das immer erst im Wechselspiel mit dem Leser, in dessen sozialem und politischem Kontext, entfaltet wird.[882]

Man sollte sich aber des Umstands bewusst sein, dass es sich bei den in der Autobiographie vermittelten Geschichts- und Erinnerungsbildern um Konstruktionen handelt. So kann das Salzburg in Bernhards Autobiographie zwar über die Realitätserfahrungen und -vorstellungen des Lesers mit dem Salzburg außerhalb des literarischen Textes verglichen werden, aber nicht mit ihm identisch sein. Wo diese Einsicht in den Konstruktionscharakter der literarischen Darstellung fehlte, kam es in

[881] Hilzinger, Sonja: Entstehung, Veröffentlichung und Rezeption. In: Christa Wolf: *Werke in 13 Bänden*. Kommentiert und herausgegeben von Sonja Hilzinger. Werke 5: *Kindheitsmuster*. München (Luchterhand Literaturverlag) 2000, S. 654ff.

[882] Vgl. Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik.* Tübingen (Mohr) [4]1975, S. 282ff. „Der wirkliche Sinn eines Textes“ sei, betont Gadamer, keineswegs der, den der Autor intendierte oder den „sein ursprüngliches Publikum“ herauslas; er entfalte sich vielmehr erst schrittweise, im Durchgang durch verschiedene, jeweils historisch standortgebundene „Sinn-Entwürfe“, eine unendliche Reihe von Interpretationen, die auch den gegenwärtigen Interpretationsansatz mitbestimmen.

der Rezeption besonders schnell zu ablehnenden Lektüren. Leser lehnten die autobiographische Repräsentation ab, weil sie nicht mit dem eigenen Wirklichkeitsverständnis übereinstimmte. Die eigenen Erwartungen in Bezug auf die Gattung spielten dabei oft eine entscheidende Rolle. Denn es waren gerade die Gattungsauffassungen des Lesers, die sie dazu veranlassten, die literarisch beschriebene Realität, als Folge einer Reduktion des komplizierten Referentialitätsstatus der Gattung, als ein Spiegelbild der Wirklichkeit zu lesen. Die Autobiographie wurde als eine Gattung mit einem besonders privilegierten Zugang zur Wirklichkeit aufgefasst.[883] Am deutlichsten wurde dies an den Leserreaktionen auf die Autobiographien von Thomas Bernhard und Christa Wolf.[884] Bei den Autobiographien der jüngeren Autoren Florian Illies, Jana Hensel und Claudia Rusch spielte dieser Aspekt eine weniger bedeutende Rolle, weil ihre Beschreibungen auf den Leser weniger künstlich und inszeniert wirken. Die jüngeren Autoren haben sich journalistische Wirklichkeitsbeschreibungen angeeignet. Darüber hinaus fehlt in *Generation Golf*, *Zonenkinder* und *Meine freie deutsche Jugend* weitgehend die für Bernhard und Wolf charakteristische Autoreflexivität. An dem literarischen Konstruktionscharakter ihrer Texte gehen vor allem Hensel und Rusch – und ihre Leser - stillschweigend vorbei.[885] Ihr autobiographischer Schreibstil wurde deshalb im vierten Kapitel dieser Untersuchung als eine „neue Unbekümmertheit“ bezeichnet. Die Rezeption der hier analysierten Autobiographien hat somit ausgewiesen, dass Spannungen zwischen der Repräsentation des Textes und dem Wirklichkeitsverständnis des Lesers (vor allem seine politischen und sozialen Vorstellungen) die Rezeption oft entscheidend prägten. Oft gingen Leser dabei von aus poststrukturalistischer Sicht höchst naiven Annahmen aus, die mit einem traditionellen Gattungsverständnis verbundenen sind: die Autobiographie als ein noch nicht in Frage gestellter Anspruch, die Wirklichkeit und die eigene Beziehung zu ihr als durchschaubar zu präsentieren. Aber die Spannungen in der Rezeption lassen sich mit poststrukturalistischen Ansätzen nur teilweise erklären. Denn die

[883] Vgl. De Man 1979, S. 920.
[884] Vgl. 2.4 u. 3.4.
[885] Florian Illies, Jana Hensel und Claudia Rusch äußern sich in ihren Autobiographien weder explizit zu Fragen der Konstruktion des Subjekts noch zu den Problemen autobiographischen Erzählens, die zu einer Problematisierung des Verhältnisses zwischen Referentialität und Textualität in den eigenen Beschreibungen führen können. Dabei ist aber anzumerken, dass Illies' *Generation Golf* ironische Passagen enthält, die den Generationsentwurf und die Pauschalität einiger Urteile des Erzählers betonen.

unterschiedlichen Reaktionen auf die literarischen Konstruktionen in den untersuchten Texten lassen sich nicht auf sprachliche Erfahrungen reduzieren.[886] Sie sind nicht zuletzt auf Unterschiede in den ideologischen Vorstellungen zwischen Erzähler und Leser - und Lesern untereinander - zurückzuführen. Die Repräsentationen der hier untersuchten Autobiographien wurden oft abgelehnt, weil sie mit den politischen und sozialen Überzeugungen der Leser nicht zu vereinbaren waren. Wenn Autoren wie Thomas Bernhard und Christa Wolf die fehlende Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit beklagen, so geschieht das nicht ohne erkennbaren Verweis auf eine gesellschaftliche Diskussion, die mehr als sprachliche Kreuz- oder Querverweise umfasst. Durch referentielle Verweise wurden erinnerungsbezogene Debatten ausgelöst, die die Rezeption oft entscheidend prägten. In einer poststrukturalistischen, an Derrida und de Man geschulten Lektüre, die vor allem das sprachliche Eingebundensein in den Vordergrund stellt, droht diese Dimension der Texte unterzugehen.

Die Gefahr einer vereinfachenden Lektüre der Autobiographie ist mit dem Poststrukturalismus also nicht ausgeräumt. Die These von der sprachlichen Gebundenheit aller Kommunikation führt leicht dazu, die Referentialität der Texte zu stark einzugrenzen. Es fragt sich denn auch, ob die extreme Betonung der Textualität nicht zu einer realitätsfernen Überbewertung der Sprache führt, weil sie referenzorientierten Lektüren zu wenig Raum bietet und politische und moralische Fragen in Sprach- oder Zeichenproblemen aufzulösen droht.[887] Darüber hinaus sind in der Autobiographie-Rezeption Fragen nach der Authentizität und Glaubwürdigkeit eines Textes, so konventionell oder veraltet sie im Rahmen des poststrukturalistischen Gattungsverständnisses anmuten mögen, weiterhin wichtige Kriterien geblieben. Auch wenn die literarischen Konstruktionen in hohem Maße als fiktiv zu betrachten sind, so heißt dies noch keineswegs, dass sie keine Verankerung in der Wirklichkeit zulassen und jede Bemühung, die autobiographische Repräsentation mit empirischen Gegebenheiten zu konfrontieren, von Anfang an zum Scheitern verurteilt ist. Es gibt einen Spielraum, in dem wir entscheiden können, in wieweit die literarischen Konstruktionen mit einer außerhalb des Textes liegenden Wirklichkeit in Verbindung

[886] Rivkin, Julie, Ryan, Michael: The Class of 1968. Post-structuralism par lui-même. In: Ders. (Hrsg.): *Literary Theory: An Anthology*. Oxford (Blackwell) 1998, , S. 333-375, hier S. 334:
"Post-Structuralism (…) uses linguistics to argue that all such orders are founded on an essential endemic disorder in language and in the world that can never be mastered by any structure or semantic code that might assign it a meaning."

[887] Vgl. Eagleton, Terry: *After Theory*. London (Allan Lane) 2003, S. I-23 u. S. 140ff.

gebracht werden können. Dieser Raum, der eine differenzierte Bewertung des Referentialitätsstatus der Gattung ermöglicht, fehlt aber in der poststrukturalistischen Gattungstheorie. Poststrukturalistische Gattungstheoretiker zerschneiden die Verbindung zwischen dem Text und der Wirklichkeit außerhalb des Textes. Was bleibt, ist eine Welt „ohne textexterne Bezüge“.[888]
Anderseits soll vor einem Rückfall in vor-poststrukturalistische Positionen, die poststrukturalistische Kritik nicht zur Kenntnis nehmen will, gewarnt werden. Die Möglichkeit, dass es sich bei der autobiographischen Realitätspräsentation um literarische Konstruktionen handeln könnte, kommt in der vor-poststrukturalistischen Gattungstheorie von Georg Misch über Bernd Neumann bis zu Philippe Lejeune nicht vor. Jede Abweichung von der empirischen Wirklichkeit wird lediglich als Folge der „mit der Niederschrift einer Autobiographie notwendig gegebene(n) literarische(n) Verfremdung“ aufgefasst.[889] Was in der heutigen Gattungstheorie fehlt, ist eine Zwischenposition. Eine Perspektive auf die Gattung, die zwischen der radikalen Betonung der Textualität, in der jede Verbindung mit der Wirklichkeit zur Illusion wird, und Annahmen, die nach der poststrukturalistischen Kritik an traditionellen Gattungsvorstellungen nicht länger über jeden Zweifel erhaben sind, vermittelt. Die Forderung nach mehr „pragmatischen“ Anwendungen von poststrukturalistischen Annahmen, wie Bossinade sie vorschlägt,[890] scheint mir für die heutige Autobiographieforschung denn auch sinnvoll zu sein.

5.4.3 Die Situationsgebundenheit des Lesers

Neben den Bedingungen, die das Sprachsystem aus poststrukturalistischer Sicht organisieren, spielt auch die historische und soziale Position des Lesers, des Rezipienten, in seiner Reaktion auf den Text eine wichtige Rolle.[891] Jede Autobiographie führt einen Dialog mit ihren Lesern und wird unterschiedlich

[888] Niggl (Hrsg.) [2]1998, S. 594.
[889] Ebd., S. 593. Vgl. auch Pascal, S. 179ff.
[890] Bossinade, S. 23.
[891] Darüber hinaus droht die poststrukturalistische Gattungslektüre – verallgemeinernd gesprochen - die Individualität des Leseaktes tendenziell zu missachten, indem sie ständig von einer Gemeinschaft (von gemeinsamen Sprachregeln und –codes, oder von Machtstrukturen, in die alle Leser eingeordnet sind) statt von der Freiheit des Lesers ausgeht. Vgl. die viel positivere Auffassung vom individuellen Freiraum des Lesers bei Harald Weinrich (*Für eine Literaturgeschichte des Lesens*, 1967), Hans Robert Jauß, Wolfgang Iser und Jean Paul Sartre (*Qu'est-ce que la littérature?*, 1947). Sartres Überlegungen waren von großem Einfluss auf die spätere Rezeptionstheorie von u.a. Weinrich und Iser).

rezipiert. Nicht nur auf Grund des gattungsbezogenen „Erwartungshorizonts“ (H.R. Jauß) des Lesers, sondern auch, weil die Leser unterschiedliche kulturelle, soziale und politische Vorstellungen haben, die ihre Lektüre des Textes beeinflussen. Neben Wulf Segebrecht hat vor allem Philippe Lejeune sich intensiv mit der Frage nach dem Leserbezug befasst.[892]

Die poststrukturalistische Kritik an Lejeune lautete, dass der französische Theoretiker von festen Referenzpunkten und von einem geschlossenen Theoriemodell ausgehe - und dadurch von veralteten, vom Poststrukturalismus überholten Standpunkten.[893]

Wenn man davon ausgeht, dass jede Autobiographie einen Dialog mit seinen Lesern führt und individuelle Vorstellungen die Rezeption lenken – und diese Vorstellungen wiederum von der Zeit und dem Kontext der Lektüre geprägt sind –, so wird man einsehen, dass auch der Dialog zwischen der Autobiographie und seinem Leser sich ständig ändert. Jede neue Lektüre führt den Dialog mit dem Text in der Zeit fort. Dabei kann es, auch wenn man sich im Lauf der Zeit über den Inhalt wichtiger Textelemente einig bleibt, zu Verschiebungen in Sinnzuweisungen kommen. Der Dialog der Autobiographie mit seinen Rezipienten ist historisch bedingt.

Überzeugender und für rezeptionsorientierte Betrachtungen der Autobiographie fruchtbarer als Lejeunes weitgehend unhistorischer Pakt, scheint mir denn auch die Annahme eines *dynamischen* autobiographischen Paktes zu sein, der den unterschiedlichen Lesererfahrungen im Laufe der Rezeption Rechnung trägt.

Die Gattungsvorstellungen der Leser sind historisch bedingt. So ist es möglich, dass nach dem Ende der zu einem bestimmten Ziel führenden und geschlossenen Autobiographien die Lesererwartung sich allmählich den »offenen« und fragmentarisierten Formen heutigen autobiographischen Schreibens anpassen.[894] Die Rezeptionsanalysen haben aber auch gezeigt, dass der Kern von Lejeunes Theorie sinnvoll auf die hier untersuchten Texte angewendet werden kann.

Durch die Erweiterung um eine historische Dimension wird die m.E. berechtigte poststrukturalistische Kritik an der universalistischen Ausrichtung von Lejeunes

---

[892] Vgl. 1.4.3 (Segebrecht) und 1.4.4 (Lejeune).

[893] Vgl. die unter 1.4.5 diskutierte Kritik Alfonso de Toros. Aus nicht-poststrukturalistischer Perspektive formulierte auch Elisabeth Bruss eine Kritik am statischen Definitionsversuch Lejeunes. Vgl. 1.4.5.

[894] Auch ist es denkbar, dass die Autobiographien von Hensel und Rusch im Laufe der Zeit nur noch als Zeitdokumente und nicht länger als literarische Autobiographien gelesen werden. Auf stilistische und literarische Fragen wurde von den Rezensenten wenig eingegangen. Die Neigung, den Text als Zeitdokument zu lesen, wird durch die geringe Autoreflexivität dieser Autobiographien verstärkt.

Theorie aufgefangen. Autobiographieforscher, die in einer kritischen Nachfolge Lejeunes durch die Einbeziehung des Lesers an der Referentialität der Gattung festhalten, können helfen, die stark auf die Textualität gerichtete Lektüre poststrukturalistischer Gattungstheoretiker kritisch zu hinterfragen. Sie liefern auch der deutschsprachigen Autobiographieforschung wichtige Impulse, weil sie die poststrukturalistisch orientierte Gattungstheorie, die den Leser und die Rezeption weitgehend auszublenden droht, ergänzen.

Auch der amerikanische Gattungstheoretiker John Paul Eakin hat sich in seinen autobiographietheoretischen Arbeiten intensiv mit der Referentialität der Gattung befasst. Er betont, dass „the critics concern with reference, with the author and his intention, is built into the very structure of autobiography considered as a figure of reading".[895] In *Fictions in Autobiography* und *Touching the World: Reference in Autobiography* setzt sich Eakin nicht nur mit der biographischen Referentialität auseinander, sondern auch mit historischen, sozialen und kulturellen Wirklichkeitsbezügen der untersuchten Autobiographien.[896] In seiner Auseinandersetzung mit Paul de Man weist Eakin darauf hin, dass de Man in *Autobiography as De-facement* immerhin ein Verhältnis zwischen dem Leben und Autobiographie annimmt - etwas, das Derrida in seinen Texten nicht macht.[897] Derrida interpretiert de Mans „De-facement" als „l'effacement de la figure visible", womit die Verbindung mit der empirischen Welt verbrochen werde.[898] „Autobiography" aber, betont Eakin, „is nothing if not a referential art, and the self or subject is its principle referent".[899] Neben den historischen, sozialen und kulturellen Referenzen versteht Eakin, in dem Punkt Lejeune folgend, den Eigennamen (nom propre) des Autobiographen als „the guarantee of the transaction of reference in autobiography".[900]

---

[895] Eakin, John Paul: Philippe Lejeune and The Study of Autobiography. In: *Romance Studies* 8, 1986, S. 1-15, hier S. 11.

[896] Ders.: *Fictions in Autobiography: Studies in The Art of Self-Invention*. Princeton (Princeton University Press) 1985; *Touching The World: Reference in Autobiography*. Princeton (Princeton University Press) 1992.

[897] Vgl. Eakin 1985, S. 185ff. Es geht hier um de Mans Behauptung „We assume that life *produces* autobiography as an act produces its consequences, but can we not suggest, with equal justice, that the autobiographical project may itself produce and determine the life." De Man 1979, S. 920.

[898] Derrida, Jacques: Mémoires. Pour Paul de Man. Paris (Galilée) 1988, S. 47.

[899] Eakin 1992, S. 3. Vgl. S. 28: „In the age of poststructuralism we have been too ready to assume that the very idea of a referential aesthetic is untenable, but autobiography is nothing if not a referential art."

[900] Ebd., S. 15.

Die Rezeptionsanalyse hat gezeigt, dass der Autobiograph als Referenzpunkt in vielen Lektüren auftaucht: nicht nur als Autor, der dem Leser *im* Text mit dem Angebot eines Paktes entgegentritt, nicht nur als Hauptfigur, der Identität mit dem Autor aufweist, sondern auch als Zeitgenosse außerhalb des Textes, dessen öffentliches Bild die Lektüre des Textes begleitete und beeinflusste. Man denke dabei an Bernhards Ruf als Skandalautor und die öffentliche Wirkung seiner Autobiographie oder Christa Wolfs Autorität als moralische Leitfigur besonders für Ostdeutsche, FeministInnen und die traditionelle Linke.[901] Auch die Schriftsteller selbst repräsentieren Lebenseinstellungen und Überzeugungen, die sich sowohl für Angriffe auf ihre Autobiographien als für Verteidigungen von ihnen eignen. „Ich bin eine Figur, auf die man vieles projizieren kann", sagte Christa Wolf 1994 in einem Interview mit ihrem späteren Biographen Jörg Magenau.[902] Ähnliches gilt für Jana Hensel und Claudia Rusch, die in ihren - oft medienwirksamen und dadurch rezeptionslenkenden – Auftritten in Fernsehsendungen, Talkshows oder Zeitungsinterviews gleichsam als Verkörperungen von bestimmten kollektiven Erfahrungen präsentiert wurden. Diese lassen sich mit Eakin als „biographical reference beyond the text" auffassen.[903] Auch dies sollte ein Grund sein, der poststrukturalistischen These von der Unmöglichkeit der Sinnsuche nach referentiellen Verweisen zu relativieren und die Referentialität, die mit der Lektüre der Autobiographie verbunden ist, ernst zu nehmen.

5.4.4 Die ostdeutsche Identität als »counterculture«

Im ersten Teil dieses Kapitels wurde deutlich, dass ein Großteil der amerikanischen poststrukturalistischen Gattungstheorie die Ansätze von Derrida und de Man mit einem „ethische(n) Impuls"[904] verbindet. Miller, Smith, Sartwell und Stanton wenden sich gegen die biographisch-autobiographische «Great White Man Tradition», da sie westlichen Vorstellungen über andere Kulturen zu viel verpflichtet sei. Sie warnen vor stereotypen Wahrnehmungsmustern im Hinblick auf andere (Sub)kulturen und vertreten einen ausgesprochenen Kulturrelativismus. Sie weisen darauf hin, wie

[901] Magenau, Jörg: *Christa Wolf. Eine Biographie*. Berlin (Kindler) [2]2002, S. 13.
[902] Magenau, Jörg; Lücke, Detlev: »Ich bin eine Figur, auf die man vieles projizieren kann«. Gespräch mit Christa Wolf. In: *Freitag*, 18.3.1994.
[903] Eakin 1992, S. 28
[904] Wagner-Egelhaaf, S. 87.

schwierig es ist, den Fängen der eigenen kulturellen Vorannahmen zu entgehen.[905] Häufig geht es darum, über die Autobiographie auf soziale Missstände und als autoritär wahrgenommene Strukturen aufmerksam zu machen. Lange genug sei die Identität verschiedener Minderheiten durch bestimmte Vorstellungen missachtet worden, jetzt gelte es, ein Bewusstsein für die Identität marginalisierter Gruppen zu erwecken. Von großem Einfluss auf die sich mit Minderheiten befassende Autobiographie-Forschung sind dabei die Arbeiten von Michel Foucault, der gegen verallgemeinernde Vorannahmen auf die besonderen Interessen von „Randgruppen", von „dem nicht Integrierbaren, nicht Subsumierbaren, dem Ausgestoßenen und Ausgegrenzten, das nicht im Universallogos aufgeht", wies.[906]

Lässt sich anhand der hier untersuchten Autobiographien auch ein diskriminierender Umgang mit sozialen „Rand- und Sondergruppen"[907], mit bestimmten *countercultures* feststellen? Interessant ist z.B. die Frage, ob die Rezeption von Claudia Rusch und Jana Hensel, die als Ostdeutsche zu einer Minderheit gerechnet werden können, zeigte, dass die Stimme eines »Anderen« hier »verdrängt« oder »deligitimiert« wurde. Oder ob der Umgang mit den hier untersuchten weiblichen Autoren irrational oder diskriminierend war, in dem Sinne, dass hier „ostentativ die Vorherrschaft der Männlichkeit über die Weiblichkeit zum Ausdruck gebracht wird".[908] Dies könnte ja, durch Vorurteile, von denen man fälschlicherweise annimmt, dass sie der Vergangenheit angehören, durchaus der Fall sein. Sowohl die wissenschaftliche als die nicht-wissenschaftliche Beschäftigung mit der Autobiographie hat sich lange Zeit auf eine männliche Tradition konzentriert.[909]

Meiner Ansicht nach gibt es aber keine deutlichen Hinweise darauf, dass die hier untersuchten weiblichen Autoren Christa Wolf, Jana Hensel und Claudia Rusch innerhalb der feuilletonistischen Rezeption sexistisch behandelt wurden oder ihre Erfahrungen als Frau anhand der von ihnen veröffentlichen Texte aus der öffentlichen

---

[905] Okely, Judith: Anthropology and autobiography: Participatory experience and embodied knowledge. In: Okeley, Judith; Callaway, Helen: *Anthropology and Autobiography*. London (Routledge) 1992, S. 1-28, hier S. 6. Vgl. ebd., S. 24: "In its fullest sense, reflexivity forces us to think through the consequences of our relations with others, whether it be conditions of reciprocity, asymmetry or potential exploitation."

[906] Zima, Peter W.: *Moderne/Postmoderne. Gesellschaft, Philosophie, Literatur*. Tübingen Basel (A. Francke) ^{2}2001, S. 127ff.

[907] Niggl ^{2}1998, S. 9.

[908] Wagner-Egelhaaf, S. 94.

[909] Vgl. Smith, Sidonie: *A Poetics of Women's Autobiography. Marginality and the Fictions of Self-Representation.* Bloomington (Indiana University Press) 1987; Kosta, Barbara: *Recasting Autobiography. Women's Counterfictions in Contemporary German Literature and Film.* Ithaca (Cornell University Press) 1994; Okely 1992.

Debatte verdrängt wurden. Das Interesse an ihren Autobiographien war ausgesprochen groß. Das heißt aber nicht, dass in der Rezeption keine stereotypen Wahrnehmungsmuster anzutreffen sind. So verwenden viele Rezensenten von Hensels *Zonenkinder* Charakterisierungen, die man als weibliche Stereotype bezeichnen könnte. So wurde Hensels Stil von mehreren Rezensenten, als „weinerlich" und „klagend" umschrieben. Die Frage ist aber, ob diese Bezeichnungen nicht eher auf Hensels Schreibstil zurückzuführen sind als auf die Tatsache, dass der Autor von *Zonenkinder* eine Frau war. Wäre diese Kritik nicht auch geäußert, wenn das vorliegende Buch von einem Mann geschrieben worden wäre? Auch stammen die Rezensionen in den Tages- und Wochenzeitungen zumindest zur Hälfte aus der Feder einer Frau. Es fällt somit schwer, der pauschalen These, Männer würden bestimmen, was Literatur sei und die weibliche Stimme sei in Literaturdebatten kaum hörbar, im Falle Hensels und Ruschs zuzustimmen.[910]
Auch gibt es m.E. keine Hinweise darauf, dass die Autobiographien von Hensel und Rusch schlechter verkauft wurden, weil die Schriftstellerinnen von einer ostdeutschen Position aus schrieben. Die Ost-Erfahrung wurde in der Bundesrepublik, als die Autobiographien von Hensel und Rusch erschienen, nicht ausgegrenzt. Vielmehr ist zu beachten, dass ein Großteil der Literatur, die in der feuilletonistischen Rezeption seit den neunziger Jahren hohe Wellen schlägt, von ostdeutschen – jüngeren - Autoren geschrieben wurde.[911] Auch wenn die meisten Verlage in westdeutschen Händen sind, die ostdeutsche Stimme ist auf dem Büchermarkt relativ stark vertreten. Von einer Verdrängung oder Diskriminierung ostdeutscher Erfahrung kann im deutschen Literaturbetrieb nicht die Rede sein.[912] Es sei denn, man würde davon ausgehen, dass Claudia Rusch und Jana Hensel, die hier untersuchten ostdeutschen Autorinnen, die auf dem gesamtdeutschen Büchermarkt erfolgreich waren, sich eine Art von Selbstzensur aufgelegt hätten, die es ihnen ermöglich hätte, auch bei westlichen Lesern anzukommen.[913] Die Rezeptionsanalyse besonders van Jana Hensel stellt dies

[910] Vgl. u.a. Stanton, Domna T.: Autogynography: Is the Subject Different? In: Dies. (Hrsg.): *The Female Autobiograph.* New York (New York Literary Forum) 1984, S. 3-20, S. 15ff.; Smith 1987, bes. S. 49ff., Tatlock, Lynne: Ab ovo: Reconceiving the Masculinity of the Autobiographical Subject. In: Dies: *The Graph of Sex and the German Text. Gendered Culture in Early Modern Germany 1500-1700.* Amsterdam Atlanta (Rodopi) 1994, S. 383-412, bes. S. 383.
[911] Vgl. u.a. Thomas Brussig, Ingo Schulze, Jens Sparschuh.
[912] Dies heißt noch nicht, dass ostdeutsche Identität in anderen Bereichen (Politik, Medien) nicht ausgeschlossen wird.
[913] Dies ist eine Argumentation, die bei vielen Forschern, die mit den Begriffen *race*, *gender* oder *class* arbeiten, anzutreffen ist. So schreibt Wagner-Egelhaaf zunächst, dass Autobiographien von Frauen

aber in Frage. Die meisten Kritiker reagierten ablehnend auf Hensels Beschreibungen, gerade weil sie nicht mit westdeutschen Erwartungen übereinstimmte.
Auffällig ist, dass die amerikanische poststrukturalistische Gattungsforschung, die sich mit Minderheitenautobiographien befasst, ständig von einer negativen Bewertung des Anderen ausgeht. Hat nicht gerade der Wunsch, Erfahrungen von anderen kennen zu lernen, immer zum Lesen von Autobiographien eingeladen? Auch bei den Autobiographien von Hensel und Rusch stellt sich die Frage, ob ihre ostdeutsche Herkunft beiden Autorinnen den Zugang zum gesamtbundesrepublikanischen Literaturbetrieb nicht vielmehr erleichtert als erschwert hat. Ist die ostdeutsche Identität nicht als eine *counterculture* aufzufassen, die das Interesse besonders des westdeutschen Lesepublikums vergrößerte? Die Popularität dieser Autobiographien ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass das Gebiet der ehemaligen DDR für viele Leser aus der Bundesrepublik „exotisch" ist. Die westdeutschen Leser kennen die DDR nicht aus der Innenperspektive und sind neugierig, wie eine Ostdeutsche ihre Jugend in der DDR erlebt hat. Außerdem sind sie neugierig darauf, wie eine in der DDR aufgewachsene Jugendliche das vereinte Deutschland erlebt. Das Andere, Fremde, wird nicht verdrängt, sondern begrüßt.
Die interessantere Frage scheint mir die zu sein, welche Vorstellung vom „Ostdeutschen" in der Rezeption dominiert, auch weil sie eine objektivere und sachlichere Ausgangslage bietet als Fragen, die nur darauf gerichtet sind, zu beweisen, dass die literarische Kritik Minderheiten unterbewertet, voreingenommen sei. Interessant wäre zum Beispiel, wie in den Rezensionen auf die DDR verwiesen wird. So fällt auf, dass häufig die Aufmerksamkeit des Lesers durch die Verwendung des Begriffes „sozialistische Diktatur" von Anfang an auf die politische Dimension einer Jugend in der DDR gelenkt wird. Man könnte aber fragen, ob das Leben in einem Staat sich auf das Erlebnis seiner politischen Strukturen beschränkt - auch

---

nicht beachtet wurden, weil sie anders als die Autobiographien von Männern konzipiert seien und andere Erfahrungen beschreiben würden (in der Nachfolge von Judith Okely nennt Wagner-Egelhaaf u.a. „das Fehlen linearer Entwicklungslinien zugunsten repetitiver, reihender, zyklischer Strukturen, Schilderungen des Alltäglichen, Prozessualität statt Erreichen eines Endpunkts", S. 94ff.). Später heißt es aber, dass Autobiographien von Frauen oft deswegen nicht beachtet wurden, weil sie eine „Mimikry an männlichen Formen der Selbstdarstellung" aufwiesen. Dies sei nämlich „der einzige Weg gewesen (…), sich in den autobiographischen Diskurs einzuschreiben" (S. 95). Wagner-Egelhaaf verwendet hier unterschiedliche, sich gegenseitig ausschließende Argumente, um an ihrer pauschalen These von der Nicht-Beachtung der weiblichen Autobiographie festzuhalten. Außerdem sind die von Okely vorgeschlagenen Charakteristiken weiblichen autobiographischen Schreibens nicht unproblematisch. Wenn man vom „Erreichen eines Endpunkts" als Charakteristikum einer männlichen Autobiographie ausgeht, müssten alle der hier untersuchten Autobiographien von Frauen geschrieben sein.

wenn dieser Staat „sozialistisch“ war und es gerechtfertigt ist, die undemokratische Herrschaftsform der DDR als „Diktatur“ zu bezeichnen. Vor allem Hensel richtet sich in ihren Erinnerungen an die DDR stark auf den ihrer Meinung nach weitgehend unpolitischen Alltag.
Hensel und Rusch präsentieren in ihren Büchern unterschiedliche Sichtweisen auf die DDR. Aber beide Bücher wurden gut verkauft und von vielen Lesern geschätzt. Zwar urteilte die feuilletonistische Rezeption positiver über Ruschs *Meine freie deutsche Jugend*, aber bei beiden Büchern gab es lobende und ablehnende Reaktionen.
Nichts wäre so verfehlt, als aus der Minderheitenposition der beiden Schriftstellerinnen abzuleiten, dass hier eine von den beiden Stimmen verdrängt oder aus der politisch-kulturellen Debatte ausgeschlossen würde. Auch sollte man berücksichtigen, dass die Präsentation von Identität in beiden Texten komplexer ist als eine Einteilung, die auf nur einem Kriterium basiert – sei es nun Geschlecht oder ostdeutsche Herkunft. Individuen gehören immer zu mehreren Gruppen zugleich. Darüber hinaus spielen, neben politischen und ideologischen Fragen, die durch die Position des Autors aufgerufen werden, auch stilistische und literaturästhetische Kriterien in der Wahrnehmung des Textes eine Rolle. Zu Recht warnt John M. Ellis vor einer zu engen Fokussierung auf „oppression and victimalization“ im poststrukturalistischen Diskurs.[914]

5.4.5 Autobiographie und Gedächtnis

In ihrem Artikel über die Erinnerung an die DDR bei Monika Maron und Uwe Kolbe stellt Ortrun Niethammer folgende Entwicklung fest:

> In den 1990er Jahren bekommt die Autobiographie, insbesondere in der Nach-DDR, einen immer gewichtigeren Stellenwert. Man gewinnt den Eindruck, dass nur noch das selbst- und subjektorientierte Schreiben Auskunft über reale Zustände geben kann und fiktionale oder journalistische Beschreibungen Lücken zeigen.[915]

[914] Ellis, S. 206.
[915] Niethammer, Ortrun: Konversionen und Renegaten. Autobiographische Rückblicke auf die DDR anhand literarischer Beispiele von Monika Maron und Uwe Kolbe. In: Plachta, Bodo (Hrsg.): *Literatur als Erinnerung. Winfried Wosler zum 65. Geburtstag*. Tübingen (Max Niemeyer) 2004, 325-346, hier S. 325.

Wie stellt sich diese Einschätzung im Hinblick auf die im vierten Kapitel analysierten Autobiographien von Hensel und Rusch dar? Einerseits ist zu betonen, dass auch im Falle Hensels und Ruschs über ein selbst- und subjektorientiertes Schreiben versucht wird, über reale Zustände Auskunft zu geben. Andererseits ist im Hinblick auf diese Autobiographien festzustellen, dass die um eine Generation jüngeren Autoren journalistisch anmutenden Beschreibungen keineswegs aus dem Weg gehen. Nicht zu Unrecht haben verschiedene Rezensenten sich gefragt, ob Jana Hensels *Zonenkinder* und Claudia Ruschs *Meine freie deutsche Jugend* nun als literarische Texte oder als Reportagen aufzufassen sind.[916]

Auch wenn es sicherlich zu weit ginge, die hier untersuchten Texte mit Dilthey als Gedächtnisorte einer „geistgeleiteten Kultur" zu sehen: die Autobiographien sind mit politischen, sozialen und kulturellen Gegebenheiten verbunden und sagen viel über die Zeit, in der sie entstanden, aus. Sie lassen sich als Gedächtnis- und Erinnerungsträger auffassen. Zugleich wird durch sie, wie die Rezeptionsanalysen deutlich machten, ein erinnerungsbezogener Diskurs eröffnet, der sich auf mehr als die individuellen Erfahrungen des Autobiographen bezieht. Ansätze, die in der Autobiographie einen neuen Träger von Erinnerung sehen, stellen m.E. denn auch eine brauchbare Erweiterung für die Gattungsforschung dar.[917] Eine verstärkt auf die Autobiographie als Erinnerungsträger gerichtete Forschung könnte unter Berücksichtigung des Referenzcharakters der Gattung dazu beitragen, die Autobiographie als Ausdruck von sowohl individueller als kollektiver Erinnerung zu verstehen. Einerseits vermittelt die Autobiographie eine persönliche, private Perspektive auf historische Ereignisse. Anderseits steigt sie über das rein Private hinaus, da die beschriebenen Erfahrungen nicht nur an *eine* Person gebunden sind. Die Erinnerungen sind dabei nicht als Postulat einer unbezweifelbaren historischen

[916] Eine strikte Trennung zwischen „Reportage" und „Literatur" ist m.E. höchst problematisch. Man denke an die literarischen Reportagen von Joseph Roth, Heinrich Hauser, Egon Erwin Kirsch, Erika Runge und Rainer Werner Fassbinder. Dass auch Texte, die auf den ersten Blick journalistisch wirken, dennoch zur Literatur gerechnet werden können, zeigen die Autobiographien von Illies, Hensel und Rusch. Besonders Illies und Hensel rücken gesellschaftliche Entwicklungen in den Vordergrund und schreiben in einem journalistischen Stil. Hinzu kommt, dass die Reportage vor allem in Übergangszeiten als bevorzugte literarische Form erscheint. Man denke an die Blütezeit der Reportage im Deutschland der Weimarer Republik. Auch bei den Autobiographien von Hensel und Rusch handelt es sich um Literatur, die in einer Phase des Übergangs erscheint und diesen Übergang zum Thema hat – von der DDR zum vereinten Deutschland.

[917] Vgl. Holdenried, S. 57ff, die am Ende des literaturtheoretischen Teils ihrer Autobiographie-Studie kurz auf produktive Verknüpfungen zwischen Autobiographie- und der Erinnerungsforschung eingeht.

Wahrheit und Authentizität, sondern in ihrer stilisierten Form als literarische Konstruktionen zu verstehen.

Die Autobiographie hat ihre Bedeutung für das Gedächtnis einer Kultur keineswegs „verloren", wie Wagner-Egelhaaf schreibt.[918] Die Rezeption der hier untersuchten Autobiographien hat vielmehr gezeigt, wie eng die Autobiographie und ihre Rezeption mit Debatten verbunden sind, die um die Selbstwahrnehmung, politische und soziale Vorstellungen und die eigene nationale Identität kreisen. Beispiele für Fragen, die auch durch die Autobiographien aufgerufen wurden, sind: Welche Rolle sollte die Erinnerung an die Nazizeit in Deutschland und Österreich einnehmen? Wie stellt sich aus heutiger Perspektive die DDR dar und welche Erfahrungen stehen künftig bei der Erinnerung an das Leben in der DDR im Mittelpunkt: der Alltag, der, wie einige behaupten, weitgehend unpolitisch war, oder die Menschenrechtsverletzungen in einem kommunistischen Staat? Dies sind alles Fragen, die das politisch-nationale Selbstverständnis betreffen. Darüber hinaus ließen sich noch viele Texte finden, die Wagner-Egelhaafs Behauptung, autobiographische Texte hätten ihre Bedeutung für das Gedächtnis einer Kultur verloren, in Frage stellen.[919] „Bewusstseinsgeschichte und Geschichtsbewusstsein werden über die autobiographisch dokumentierte Erfahrung vermittelbar"[920], meint auch Michaela Holdenried. Die hier untersuchten Autobiographien befinden sich an der Schnittstelle von individueller und kollektiver Erinnerung.

5.5 Resümee

Anders als Manfred Schneider, der in Bezug auf neuere Gattungsentwicklungen von der These ausging, dass die Autobiographie wegen der Nicht-Einlösbarkeit ihres Wahrheitsanspruches eigentlich funktionslos geworden sei, und „das Schattenreich des Empirischen" für den Autobiographen „im Rauschen der Sprache"[921] vergehe, bin

[918] Wagner-Egelhaaf, S. 77.

[919] Dabei kann man an Martin Walsers autobiographischen Roman *Ein springender Brunnen* (1998) denken, der zusammen mit der Friedenspreisrede des Autors eine heftige Debatte über den bundesrepublikanischen Umgang mit der NS-Vergangenheit provozierte. Auch das breite Interesse an den Tagebüchern Viktor Klemperers zeigt, wie als authentisch aufgefasste autobiographische Prosa die Öffentlichkeit in Deutschland bewegen kann.

[920] Holdenried, S. 12.

[921] Schneider, Manfred: *Die erkaltete Herzensschrift. Der autobiographische Text im 20. Jahrhundert*. München Wien (Hanser) 1986, S. 44. Schneiders Gattungsverständnis ist stark durch Diskursanalyse und Poststrukturalismus geprägt. So betrachtet Schneider „die wahre Rede", die dem Autobiographen

ich nicht der Ansicht, dass die Autobiographien jüngerer Autoren von der Unerkennbarkeit der Wirklichkeit geprägt sind. Von einem zunehmenden Sprachbewusstsein, das nach Manfred Schneider den autobiographischen Text im zwanzigsten Jahrhundert auszeichne, ist bei Florian Illies, Jana Hensel und Claudia Rusch nur wenig zu spüren.

Auch stellt sich die Frage, ob Identität als Leitwert der Autobiographie als geschichtlich überholtes Konstrukt gekennzeichnet werden muss. Vor allem die neue Unbekümmertheit der jüngeren hier untersuchten Autoren in Bezug auf die eigene Identitäts- und Sozialisationsbeschreibung stellt diese Annahme in Frage. Und dass Autobiographen wie Christa Wolf und Thomas Bernhard das traditionelle Identitätsverständnis einer kritischen Revision unterziehen, bedeutet noch nicht, dass die Gattungsforschung sich von dieser Kategorie gänzlich verabschieden sollte. Das Subjekt wird in *Kindheitsmuster* keinesfalls als ein geschichtlich überholtes Konstrukt gekennzeichnet. Entgegen der poststrukturalistischen Kritik an der illusorischen Suche nach Authentizität ist „subjektive Authentizität" Ausgangspunkt von Wolfs Schreiben – auch und gerade in ihrer Autobiographie.

Polemischer als Wolf schreibt Bernhard in seiner „Anti-Autobiographie" gegen traditionelle Gattungsmerkmale an und rückt die Bedingungen autobiographischen Schreibens in den Mittelpunkt seiner Prosa. Aber trotz Bernhards repräsentationskritischer Vorbehalte, die an die „Selbstrückbezüglichkeit"[922] der Schrift in Paul de Mans *Autobiography as De-facement* erinnerte, war es möglich, die erzählten Ereignisse zu historischen Vorgängen in Beziehung zu setzen und über die Person des Autors und sein Leben feste Referenzpunkte auszumachen. Dies widerspricht dem poststrukturalistischen Gattungsverständnis Robert Smiths, der in

---

abverlangt werde, als „das Nachplappern des verschleierten juristischen Codes unserer Gesellschaft." Ein Autor sei also nicht frei, wenn er autobiographisch schreibt, sondern bestimmten Regeln und Strukturen unterworfen, die diese Freiheit verunmöglichen. Diese Strukturen sieht Schneider besonders stark „in der Familie, in der Liebe, in der Schrift" ausgeprägt. Auch wenn sich in *Kindheitsmuster* eine grundlegende Skepsis in Bezug auf die Schrift Raum schafft, die Freiheit des Einzelnen stellt Wolf nicht in Frage. Auch erweist die Familie sich in den untersuchten Autobiographien, vor allem bei Claudia Rusch, keineswegs als eine Institution, die der persönlichen Freiheit im Wege steht und das Ich an der eigenen Entwicklung hindert. Lediglich Bernhards Autobiographie wird Schneiders These in diesen beiden Punkten gerecht. Insgesamt ist Schneiders Gattungs- und Gesellschaftsverständnis aber problematisch und kann als eine Bestätigung von Peter W. Zimas Kritik an einer Foucaultschen Betrachtungsweise angesehen werden: „Foucaults Betrachtungsweise ist insofern einseitig, als sie den gesellschaftlichen Faktor Macht weitgehend mit Gefängnis und Klinik identifiziert und (…) alle sozialen Funktionen anprangert, die irgendwie mit dem Faktor Macht verquickt sind." Zima [2]2001, S. 144.

[922] Wagner-Egelhaaf, S. 78.

der Nachfolge Derridas betont, das „auto“ des Selbstbezugs verweise lediglich auf die Schrift, nicht auf den Autobiographen selbst.[923]
Auch Eva Meyer unterschrieb in ihrem 1989 erschienenen Buch *Die Autobiographie der Schrift* die poststrukturalistische These, dass Autobiographien nicht sosehr auf einmalige, persönliche Erfahrungen des Autors, sondern auf die Vorgängigkeit der Verweise, insbesondere auf andere autobiographische Texte referieren. Der „Gegensinn“ der Schrift liege darin, dass sie nicht die Einmaligkeit erlebter Erfahrungen, sondern stets ihre Wiederholbarkeit bezeichne und in eine Zerstreuung münde:

> Immer ist es Wiederholung, wenn sich eine alte Dame ihr Leben *wiedererzählt* und darin *überträgt*, was in dem einen Leben nicht aufgehoben werden kann. Und das ist das Erlesene, genauer: die Bedingung der Möglichkeit einer Beschreibung, die sich auf die eignen Mittel der Beschreibung bezieht und in dieser *Selbstrückbezüglichkeit* eine mindestens doppelte Verfasstheit in Szene setzt. Angesprochen ist damit nicht das Genre <Autobiographie> als solches, sondern die Grenzen jedes Genres, das kein wohldefinierter und festumrissener Gegenstand mehr sein kann, wenn in seiner Beschreibung sich die Abhängigkeit vom Erlesenen überträgt und in dieser Übertragung hervorbringt, was die Wiederholung erstmals zum Zuge kommen läßt: den *Raum* des Gelebten, der den Beschreiber als die Technik seiner Beschreibung ergreift und in dem Maße ein neues Leben gewinnt, wie *diese Technik* die Autobiographie der Schrift in Gang setzt.[924]

Uns bleibt, um mit Steven Hunsaker zu sprechen, die Wahl zwischen “deconstructive readings (…) and readings that recognize the unstable and fictive nature of texts that nonetheless communicate and thus act in the world”.[925] Die Untersuchung der deutschsprachigen Autobiographien in dieser Arbeit hat gezeigt, dass Aspekte des poststrukturalistischen Gattungsverständnisses sinnvoll auf die Autobiographien von Bernhard und Wolf angewendet werden kann. Um die Rezeption und die durch die Texte ausgelösten Erinnerungsdiskurse zu verstehen, war es aber nötig, die Autobiographien in ihrem geschichtlichen Kontext zu verorten, Bezüge auf konkrete geschichtliche Ereignisse auszumachen und die Referentialität der Gattung somit ernst zu nehmen. Der „Anspruch“ der Gattung, „erlebte Wirklichkeit zu

---

[923] Der Eigenname, der nach Lejeune den autobiographischen Pakt, und damit auch die Referentialität der Gattung sicherstellt, ist für Smith eine Markierung der Schrift, eine Position in einer Kette von Signifikanten. Die Vorstellung, anhand einer Autobiographie Aussagen über die Wirklichkeit zu machen, betrachtet Smith als eine Chimäre repräsentationslogischen Denkens. Für Smiths Derrida-Interpretation vgl. 5.2.2.
[924] Meyer, Eva: *Die Autobiographie der Schrift*. Tübingen (Attempto) 1989, S. 9ff.
[925] Ebd., S. 11.

vermitteln“[926], prägte den Erwartungshorizont des Lesers. Aber auch im Hinblick auf die Textinterpretation ist es sinnvoll, poststrukturalistische Vorannahmen in Bezug auf die Textualität der Gattung kritisch zu hinterfragen. Dass die Autobiographie, wie jede literarische Gattung, den Gesetzen der Schrift und den Beschränkungen menschlicher Kommunikation unterliegt, die Grenze zwischen Fakt und Fiktion oft fließend erscheint und die Selbstbeschreibung von fiktionalen Elementen geprägt ist, muss nicht zwangsläufig zu der Annahme führen, dass Bezüge auf konkrete historische Ereignisse nicht erkennbar seien und die beschriebenen Erfahrungen und Personen keine geschichtlichen Wurzeln haben. Gerade historisch Erlebtes wurde in den hier untersuchten Autobiographien zum „Motor der Selbstbefragung“.[927] Christa Wolf befragte im „Kreuzverhör“[928] mit sich selbst die Vergangenheit und die eigene Verstrickung im nationalsozialistischen Deutschland. In *Kindheitsmuster* stellt sich ein autobiographisches Ich auf den Prüfstand seines Gewissens.[929]

Auch in Thomas Bernhards Autobiographie wird das Selbsterlebte, wie fiktional überformt auch immer, für das Ich zur Anleitung einer Suche nach der eigenen Identität – die es nach Bernhards Ansicht nicht geben kann. Die Rückblicke auf die eigene Vergangenheit sind bei Bernhard nicht befragend, wie bei Christa Wolf, sondern anklagend. Wut und Abscheu prägen das Bild der Kindheit und Jugend des Rückblickenden, der sich als Opfer historischer Konstellationen (Katholizismus – Nationalsozialismus) fühlt.

Vor einer naiven Gattungslektüre, die den literarischen Charakter der Gattung übersieht, sollte ebenso wie vor einer die referentiellen Bezüge der Autobiographie missachtenden Lesart gewarnt werden. Zwischen diesen zwei Extremen liegt die Wahrheit der Autobiographie:

> Vor naivem Lesen und Vertrauen warnt die Skepsis der Diskursanalyse Foucaults und der Dekonstruktion Derridas, gegen den traditionellen Autor- und Werkbegriff (…) warnen die Argumente des Zweifels an autobiographischer Wahrheitsfindung (…). Unangefochten bleibt der Anspruch autobiographischer Prosa, unter allen Erzählformen der Lebensnächste zu sein. Denn der Autor bürgt

[926] Hinck, Walter: *Selbstannäherungen. Autobiographien im 20. Jahrhundert von Elias Canetti bis Marcel Reich-Ranicki*. Düsseldorf Zürich (Artemis & Winkler) 2004, S. 7.
[927] Ebd., S. 10.
[928] Wolf, *Kindheitsmuster*, S. 13.
[929] Vgl. Hinck, S. 59.

mit seinem Namen und, bei aller Begrenztheit des Gedächtnisses, seinen eigenen authentischen Erfahrungen.[930]

Am Ende dieser Arbeit sei noch einmal an die im ersten Kapitel vorgestellte These vom „Ende der Autobiographie“ erinnert.[931] Wie stellt sich Sprinkers polemische Totsage der Gattung im Hinblick auf die hier untersuchten Autobiographien dar? Gegen Sprinkers Behauptung von einem Absterben der Gattung ist zu betonen, dass die Gattung immer noch weiter geschrieben wird, ohne dass Begriffe wie Identität, Sozialisation und Referentialität, die in der Autobiographiediskussion seit Jahrzehnten eine Schlüsselposition einnehmen, ihren heuristischen Wert verloren haben:

Whatever our critical misgivings regarding the autonomy of the subject or the capacity of language to refer to anything but itself, and in spite of what is ultimately the fantasy of autobiography, writers continue to produce autobiographies to create and express identity and, as in the narratives considered here, to work out what is most often a syncretic relationship between the individual, language, family, class, and their nation. Readers, meanwhile, continue to purchase and read those narratives.[932]

Auch der französisch-deutsche Schriftsteller Georges-Arthur Goldschmidt meint, dass es sinnvoll ist, die Autobiographie nach wie vor als Annäherungsversuch an das eigene Ich aufzufassen, selbst wenn die eigene Identität nur ungenügend dargestellt werden kann:

Wer redet? Wer schreibt? Wer hört zu? Immer ist es jemand, denn >es< redet nicht; wer redet ist dieses in IHM, dem Redenden eingeschlossene >Ich< (…). Jedem Schöpfen liegt diese Besonderheit zugrunde.[933]

Auch nach dem *linguistic turn* ist eine Rückbesinnung auf außertextuelle Verweise sinnvoll, wenn man autobiographisches Schreiben in seinem geschichtlichen Kontext und in seiner Wirkung verstehen will. Die poststrukturalistische Annäherung an die

[930] Finck, S. 10. Vgl. Lejeune, Philippe: Der autobiographische Pakt. In Niggl (Hrsg.) ^{2}1998, S. 214-258, hier S. 227: „Außerhalb des Textes und im Text gleichermaßen angesiedelt stellt sie (die Person des Autors – J.S.) die Verbindung zwischen beiden Bereichen dar.“
[931] Sprinker, Michael: Fictions of The Self. The End of Autobiography. In: Olney, James (Hrsg.): *Autobiography. Essays Theoretical and Critical*. Princeton (Princeton University Press) 1980, S. 321-340. Vgl. 1.1.
[932] Hunsaker, S. 10.
[933] Goldschmidt, Georges-Arthur: *Der bestrafte Narziß*. Zürich (Ammann) 1994, S. 15.

Autobiographie ist für die hier untersuchten Texte denn auch nur beschränkt fruchtbar zu machen.

Dass es unmöglich sein sollte, die Geschichte seiner eigenen Identität zu erzählen, wie Bernhard in seiner Autobiographie meinte, bedeutet noch nicht, dass die Autobiographie als Gattung verschwunden ist. Die Bedingungen der Schrift muss nicht leugnen, wer über den Wirklichkeitsbezug eines Textes reflektieren will. Selbstverständlich würde ein poststrukturalistischer Literaturwissenschaftler, der an Derridas Thesen als an eisernen Gesetzen festhält, einwenden, dass man so versäumt, die Konsequenz aus der Sprachlichkeit allen Verstehens und Erkennens zu ziehen, indem man sich auf die Idee einer referentiellen Funktion von Texten stützt (und so den »Illusionen« eines »logozentrischen Denkens« verfällt[934]). Tatsache ist aber, dass trotz aller Schwierigkeiten, die durch die verfälschende Rolle der Sprache entstehen, sehr wohl über die Texte und ihre Wirklichkeitsbezüge kommuniziert werden kann.

[934] Vgl. Smith 1995, S. 56.

Schluss

In dieser Arbeit ging es mir darum zu zeigen, wie Leser auf heutige Varianten der Gattung reagieren und dabei oft weil sie in ihren Lesererwartungen, die von älteren Gattungsmerkmalen geprägt sind, enttäuscht werden. Die Autobiographien von Thomas Bernhard, Christa Wolf, Florian Illies, Jana Hensel und Claudia Rusch machten deutlich, wie Erwartungen an und Vorstellungen von der Autobiographie die Rezeption in wesentlicher Weise lenkten, wie nicht selten ein bestimmtes Gattungsverständnis sich als entscheidend für das Urteil über den Text erwies.
Diese Kluft zwischen Theorie und Praxis autobiographischen Schreibens ist keineswegs neu. So sahen Generationen von Germanisten in Goethes *Dichtung und Wahrheit* das perfekte Beispiel für die von ihnen gewünschte Objektivität in der eigenen Lebensbeschreibung. Goethe selbst betonte allerdings, das Höhere seiner Wahrheit folge aus der nachträglichen, deutenden Bearbeitung. Es ging Goethe um eine bewusst sublimierte Subjektivität, nicht um eine von vornherein gegebene Objektivität.
Die Kluft zwischen dem Leserwunsch und der Praxis autobiographischen Schreibens ist keineswegs kleiner gewordnen. Der Leser wünscht eine möglichst objektive Beschreibung vorzuführen, während der Autobiograph oft nach einer bewusst verfälschenden Widergabe strebt.
Das Kriterium Objektivität ist in Bezug auf die Autobiographie nicht sosehr fragwürdig, sondern vielmehr untauglich. Neben der Tatsache, dass der Autobiograph, wie Goethe bereits meinte, ‚immer in den Fall kommt gewissermaßen das dichterische Vermögen auszuüben',[935] spielt dabei auch die heute allgemein verbreitete Ansicht, es gebe so etwas wie Objektivität nicht, eine Rolle.
Im Mittelpunkt der heutigen Autobiographieforschung stehen Fragen der Ich-Identität, der Konstitution des Subjekts und die Schwierigkeiten autobiographischen Erzählens. Die heutige Gattungstheorie neigt zu einem Abbau der Fiktionalität im Verhältnis zwischen Fakt und Fiktion. Die Autobiographie wird mehr und mehr als

[935] Goethe in einem Brief an König Ludwig von Bayern. In: Goethe, Johann Wolfgang von: *Die letzten Jahre. Briefe, Tagebücher und Gespräche von 1823 bis zu Goethes Tod*. Teil II: Vom Dornburger Aufenthalt 1828 bis zum Tode. Hg. von Horst Fleig. In: J.W.G.: *Sämliche Werke* 40 Bde. Bd. II/11. Frankfurt. a. M. 1993, S. 209.

Problematisierung vorher gültiger Positionen betrachtet, als selbstreferentieller Umgang mit sich selbst,[936] als Prototyp zeitgenössischer Erfahrung.
In der Nachfolge Paul de Mans ist die poststrukturalistische Gattungsforschung der Überzeugung, Sprache verweise immer auf sich selbst, und nicht auf eine außerliterarische Wirklichkeit zurück. Die Realität und deren Umformung in der Autobiographie versteht sie nicht als Kunstgriff, der die Funktion hat, eine tiefer liegende Wahrheit zu unterstreichen; die Wirklichkeit selbst wird als trügerisch entlarvt. Sie könne durch die Sprache nicht erfasst werden. Jedes scheinbar gesicherte Wissen unterliege den unzuverlässigen Eigenschaften der Sprache. Jeder Glaube an die Wahrheit sei naiv, weil er die Unmöglichkeit von Sinnfestlegung leugnet.
Die von Poststrukturalisten wie de Man behauptete Referenzlosigkeit der Sprache bedarf meiner Meinung nach der Einschränkung. Wie komplex das Verhältnis zwischen Fakt und Fiktion in der Autobiographie auch sein mag, der Autor hat sein eigenes Leben als Ausgangspunkt für seine Beschreibung der Wirklichkeit genommen. Interessanter als die Frage, *ob* ein Buch in einem bestimmten Verhältnis zur außerliterarischen Wirklichkeit steht, ist die Frage *wie*. Darüber hinaus sind die Möglichkeiten der Interpretation auch für heutige Formen der Autobiographie begrenzt, und keineswegs unendlich - auch wenn ein Autobiograph wie Bernhard auf den Trugschluss einer endgültigen Festlegung der Bedeutung pocht.

Autobiographie, Leser und Ideologie

Was fiel bei der Analyse der Texte und ihrer Rezeption auf?
Bernhards Autobiographie ist von dem Bewusstsein der Unmöglichkeit von Wahrheit – oder der Wahrheitsdarstellung – getragen. Auch Wolf fasste das autobiographische Sprechen als einen problematischen Sprechakt auf. Die Schriftstellerin akzeptierte aber die Schrift als die einzige Möglichkeit, Gedanken über Vergangenheit und Gegenwart festzuhalten und zu vermitteln. Die jüngeren hier analysierten Autoren gehen stillschweigend an dieser Problematik vorbei. Die Grenzen der Sprache betrachten sie nicht als unüberwindbar. Bezieht sich in Bernhards Autobiographie die Sprache oft auf sich selbst, diese jüngeren Autoren stehen dem Bemühen um

[936] Vgl. Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1984, S. 57-65.

Aufrichtigkeit und den Möglichkeiten, ihr Leben schriftlich zu fixieren, weniger skeptisch gegenüber.

In der Rezeptionsanalyse von Bernhards fünfteiliger Autobiographie fiel auf, dass Kritiker, die Bernhards Autobiographie ausdrücklich loben, wie Marcel Reich-Ranicki und Rolf Michaelis, an dem komplexen Umgang mit gattungstheoretisch relevanten Begriffen in Bernhards Autobiographie, vorbeigingen. Sie lasen Bernhards Autobiographie als authentisches Dokument einer „Selbsterziehung" (Michaelis) oder als „Entwicklungsroman" (Reich-Ranicki). Bei Kritikern, die eine für Bernhards Werk charakteristische Künstlichkeit auch in der Autobiographie feststellen, findet sich meist eine eher ablehnende Haltung. Sie behaupteten, Bernhards Künstlichkeit bringe der bei einer Autobiographie »notwendigen« Wahrheit in der Darstellung in Gefahr (Ayren). Oder sie meinten, Bernhards Beschreibungen seien durch ihre rhetorischen Übertreibungen unglaubwürdig (Jacobs, Sträter) oder verletzend/ beleidigend („Togger", Effenberger, Kahl) seien. Am wichtigsten für den Leser scheint dabei zu sein, dass er seine eigenen Ansichten durch die Erfahrungen des Autobiographen bestätigt sieht.

Bei allen Rezeptionsanalysen fiel auf, dass die Erinnerung an eine kollektive Vergangenheit in den untersuchten Dokumenten eine große Rolle spielt. Es wurde über das gegenwärtige und künftige Bild von Vergangenheit gestritten, über die Frage z.B., wie man sich im wiedervereinigten Deutschland an die DDR erinnern sollte. Die hier untersuchten Autobiographien beschreiben nicht nur individuelle, sondern auch kollektive Erinnerung. Die politische, ideologische Debatte überschattet oft die literarisch-ästhetische.[937]

Die Lektüren von *Generation Golf*, *Zonenkinder* und *Meine freie deutsche Jugend* zeigen, wie neuere Formen autobiographischen Schreibens aussehen können. Die jüngeren Autoren haben sich deutlich von ihren literarischen Vorgängern aus den siebziger Jahren, und auch von der poststrukturalistischen Infragestellung des Subjekts, entfernt. In *Generation Golf*, *Zonenkinder* und *Meine freie deutsche Jugend* gibt es keinen Platz für eine radikale Infragestellung des Subjekts und der eigenen

[937] Auch Günter Grass Bekenntnis, für kurze Zeit Mitglied der Waffen-SS gewesen zu sein, führte kurz vor der Erscheinung seiner Autobiographie *Beim Häuten der Zwiebel* zu einer heftigen Kontroverse. Die Debatte um die SS-Mitgliedschaft von Grass beweist einmal mehr, wie eng Literatur, Politik und Moral in der deutschen öffentlichen Debatte mit einander verbunden sind.

Identität. Die neue Unbekümmertheit von Illies, Hensel und Rusch bedeutet damit eine Rückkehr zu einer gewissen Naivität in der Gattung.

Autobiographie und Konstruktion

Der Einfluss einer poststrukturalistisch orientierten, die Textualität betonenden Lektüre ist in der amerikanischen autobiographietheoretischen Diskussion sehr stark. Die zentrale Frage im fünften Kapitel lautete denn auch, wie sich diese Gattungslektüre mit der referentiellen Lesart, die in den vorangehenden Kapiteln gegenüber der textuellen Lektüre bevorzugt wurde, verträgt.

Die Einsicht in die Rhetorik der Schrift und die Subjektivität des Verstehens muss nicht zwangsläufig zu der Annahme führen, dass es keine intersubjektiven oder überprüfbaren Aussagen über die Wirklichkeit geben kann.[938] Eine Relativierung der stark auf die Textualität gerichteten Lektüre, wie sie sich in der Nachfolge vor allem Derridas entwickelt hat, scheint mir denn auch sinnvoll zu sein. Man tut aber gut daran, sich des Konstruktionscharakters der Wirklichkeitsvorstellungen sowohl des Autobiographen als auch seines Lesers bewusst zu bleiben. Die exklusive Betonung der Sprache und der sprachlichen Gebundenheit von literarischen Konstruktionen zeichnet ein unvollständiges Bild der Gattung, wenn sie von vornherein von der Annahme ausgeht, dass jede Verbindung mit der außerliterarischen Wirklichkeit abgelehnt werden muss und auch die Debatte um die Texte – als sprachliche Konstruktion aufgefasst – nicht in der Wirklichkeit zu verankern sei.[939] Jede neue Lektüre führt den Dialog mit dem Text in der Zeit fort.

Überzeugender und für rezeptionsorientierte Betrachtungen der Autobiographie fruchtbarer als Lejeunes weitgehend unhistorischer Pakt scheint mir denn auch die Annahme eines *dynamischen* autobiographischen Paktes zu sein, der den

---

[938] Auch wäre bei einem Verzicht auf den Begriff der Referentialität keine Möglichkeit mehr gegeben, nicht-poststrukturalistisch orientierte Gattungslektüren - und damit auch das Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption - zu verstehen. "To eliminate the question of literal truth and reference in autobiography is to pay insufficient heed to a difference perceptible to most readers and which conditions different kinds of reading." Sheringham, Michael: *French Autobiography: Devices and Desires: Rousseau to Perec*. Oxford (Clarendon Press) 1993, S. 18.

[939] Eine verstärkte Auseinandersetzung mit nicht-poststrukturalistischen Annahmen scheint mir für den poststrukturalistischen Diskurs insgesamt sinnvoll zu sein. Sie könnte eine Sensibilität für die Probleme eigener Ansichten entstehen lassen und dazu beitragen, poststrukturalistische Annahmen auf ihre Zuverlässigkeit, Richtigkeit und Berechtigung zu prüfen. Dass eine solche Sensibilität nicht immer gegeben ist, zeigen Arbeiten wie die von Stefan Münker/Alexander Roesler und Johanna Bossinade, in denen methodische Kritik am Poststrukturalismus nur knapp am Ende in den Schlusskapiteln diskutiert wird. Bossinade; Münker, Stefan; Roesler, Alexander: *Poststrukturalismus*. Stuttgart Weimar (Metzler) 2000.

unterschiedlichen Erfahrungen von Lesern im Laufe der Zeit Rechnung trägt. Denn die Gattungsvorstellungen der Leser sind historisch bedingt. Deswegen ist es möglich, dass nach dem Ende der zu einem bestimmten Ziel führenden und geschlossenen Autobiographien die Lesererwartung sich allmählich den »offenen« und fragmentarisierten Formen heutigen autobiographischen Schreibens anpasst. Eine größere Vertrautheit mit heutigen Formen autobiographischen Schreibens kann beim Leser zu einer Horizonterweiterung (Hans-Georg Gadamer) führen. Dass würde auch bedeuten, dass Leser Autobiographien wie die von Bernhard in Zukunft als weniger radikal wahrnehmen als zuvor.

Auch ist es denkbar, dass die Autobiographien von Hensel und Rusch im Laufe der Zeit nur noch als historische Dokumente über die Zeit, die sie darstellen, gelesen werden. Diese Tendenz ist in der zeitgenössischen Rezeption dieser Schriftstellerinnen schon sichtbar. Der Großteil der Rezensenten ging nur wenig auf stilistische und literarische Fragen ein. Die Neigung, den Text als Zeitdokument zu lesen, wird durch die geringe Autoreflexivität dieser Autobiographien verstärkt.

Ist ein gutes Verständnis von Bernhards Autobiographie möglich, wenn man von der Prämisse ausgeht, dass es sich bei den hier erzählten Ereignissen »nur« um Manifestationen einer sprachlichen Struktur handelt, die eine ihnen zugrunde liegende tropologische Struktur offenbaren?[940] Oder wenn man davon ausgeht, dass es »außerhalb des Textes nichts gibt« und die Autobiographie nur eine Instabilität sich ständig verschiebender Zeichenspuren zum Ausdruck bringt, eine Instabilität, die es in jedem Text geben soll?[941]. Ein endgültiger Abschied von referentiellen Lektüren scheint mir für den wissenschaftlichen Umgang mit der Autobiographie denn auch nicht sinnvoll.[942] Wohl aber sollte man die in Autobiographien beschriebenen

---

[940] Vgl. de Man 1979, S. 922.

[941] Derrida 1967, S. 158. Zwar lautet die Formulierung hier „il n'y a pas de hors-texte" und nicht „il n'y a pas de hors-language", aber dies macht die Behauptung m.E. nicht weniger problematisch, weil auch diese Aussage von der Unmöglichkeit der Referentialität ausgeht. Vgl. S. 332: „Le signe muet est signe de liberté lorsqu'il exprime dans l'immédiateté; alors ce qu'il exprime et celui qu'il s'exprime à travers lui sont proprement presents. Il n'y a ni détour ni anonymat. Le signe muet signifie l'ésclavage lorsque la médiatété re-présentative a envahi tout le système de la signification: alors à travers la circulation et les renvois infinis, de signe en signe et de représentant en représentant, le proper de la presence n'a plus lieu: personne n'est la pour personne, pas même pour soi; on ne peut plus disposer du sens, on ne peut plus l'arrêter, il est emporté dans un mouvément sans fin de signification. Le système du signe n'a pas de dehors." Eine Wirklichkeitsbeschreibung kann nach Derridas Ansicht nicht in der Realität verankert werden, weil jeder Text betrachtet wird als „(un) système dans lequel le signifié central, originaire ou transcendental, n'est jamais absolut présent hors d'un système de différences." Id., S. 411.

[942] Selbst wenn Autobiographieforscher unisono verkünden würden (und solch einstimmige Chorsänge sind in der Geisteswissenschaft recht selten), dass der Begriff Referentialität sich nicht für die

Erinnerungen nicht als Postulat einer unbezweifelbaren historischen Wahrheit und Authentizität, sondern in ihrer stilisierten Form als literarische Konstruktionen verstehen.

Auffällig an der poststrukturalistischen Gattungsforschung ist, dass ihre Vertreter oft einen bedeutenden Schritt weitergehen als ihre Vordenker. Meyer betont in der Nachfolge Derridas und de Mans die Autoreflexivität der Schrift, stellt Gattungsgrenzen und Definitionen aufgrund dieser „Schriftverfasstheit“[943] in Frage und argumentiert, dass Autobiographien nicht sosehr auf das gelebte Leben, sondern auf andere autobiographische Texte verweisen. Meyer greift damit, ähnlich wie Smith, auf Derrida zurück. Denn schon Derrida behauptete, dass die Autobiographie kein Problem der Lebensdarstellung sei, sondern ein Problem der Schrift (graphei): die Selbstbezüglichkeit (auto) der Schrift bringe das Leben (bios) hervor.[944] Als poststrukturalistisch orientierte Literaturwissenschaftler schreiben Meyer und Smith gegen eine referenzorientierte Lektüre der Autobiographie an. Bemerkenswert ist aber, dass beide die Referentialität der Gattung stärker als de Man betonen – wie beide sich insgesamt mehr auf Derrida als auf de Man berufen. Eine für de Man entscheidende Frage war, ob das Leben die Autobiographie hervorbringe, oder ob das autobiographische Vorhaben nicht vielmehr das Leben bestimme und die Gattung durch die Möglichkeiten ihres eigenen Mediums, insbesondere durch die Möglichkeiten der Schrift, bestimmt werde:

(…) is the illusion of reference not a correlation of the structure of the figure, that is so to say no longer clearly and simply a referent at all but something more akin to a fiction which then, however, in its own turn, acquires a degree of referential productivity?[945]

Obwohl man, de Mans Frage aufgreifend, die Grenze zwischen Fiktionalität und Faktizität durchaus in Frage stellen kann, wird in *Autobiography as De-facement* keineswegs behauptet, dass Bezüge zur außertextuellen Wirklichkeit in einer Autobiographie nicht vorhanden sein können. Die Betrachtung der Autobiographie als

---

wissenschaftliche Praxis eignet, dann noch würden sie den Begriff brauchen. Er macht nämlich die Lektüren nicht-wissenschaftlicher Leser verständlich.

[943] Wagner-Egelhaaf, S. 77.

[944] Vgl. 5.2.2 und Smith 1995, S. 56ff. Vgl. weiter de Man 1979, S. 920.

[945] De Man 1979, S. 920ff.

Rede- oder Lesefigur muss nicht zwangsläufig zu der Annahme führen, dass die Gattung jeden Bezug auf eine außertextuelle Wirklichkeit verunmöglicht.[946]
Ann Jefferson weist zu Recht darauf hin, dass es wichtig ist,

> to presuppose that there are generic distinctions between novels and autobiographies, even while the fiction is being revealed as autobiographical and the autobiographies as fictional, since in this sphere (if not in all others) generic differences need to be respected as an effect of reading, even if they cannot be defined as intrinsic qualities of the texts in question.[947]

Nach wie vor muss man aber auf die Kategorie der Referentialität zurückgreifen, um den Erwartungshorizont der Leser und die Wirkung einer Autobiographie auf Leser und öffentliche Debatten zu verstehen:

> Although the profoundly ambiguous nature of autobiography may ultimately leave the reader with nothing but de Man's "illusion of reference," that illusion is nonetheless the central feature of an autobiographical discourse that continues to thrive and mutate.[948]

Im amerikanischen Gattungsdiskurs wird weiterhin eine Tendenz sichtbar, poststrukturalistische Theorien einfach nur anzuwenden. Begriffe wie Machtdiskurs, Alterität, Textualität werden oft unkritisch angewendet – die ausgewählten Texte werden ausschließlich als eine Bestätigung der Einsichten gelesen, die vorhin schon feststanden. Eine Revision der Theorie, eine kritische Eingrenzung poststrukturalistischer Annäherungen, eine Reflexion eigener Ausgangspunkte findet kaum statt. Manchmal übernimmt die poststrukturalistische Ideologiekritik die vereinfachenden Gegenüberstellungen ihrer Kontrahenten, nur mit umgekehrten Werten. Das simplifizierende Verfahren bleibt aber aufrechterhalten.[949]

---

946 Vgl. Wagner-Egelhaaf, S. 80: „Die autobiographische Geste wird (von de Man, J.S.) als eine Redefigur betrachtet, die ihren Referenten fiktional entwirft. Und dieser fiktionale Referent ist durchaus in der Lage, referenzielle Produktivität zu entfalten, d.h. außertextuell wirksam werden zu können."

947 Jefferson, Ann: Autobiography as Intertext: Barthes, Sarraute, Robbe-Grillet. In: Still, Judith; Worton, Michael: *Intertexuality: Theories and Practices*. Manchester (Manchester University Press) 1990, S. 108-129, hier S. 109.

948 Hunsaker, Steven V.: *Autobiography and National Identity in the Americas*. Charlottesville London (University Press of Virginia) 1999, S. 10.

949 Vgl. Finck, S. 196: "Die Festlegung der Frau auf ein relationales, in Kollektivität statt Autonomie gründendes Wesen, wie sie Chodorow, Jelinek, Mason und eine Schar von anderen Kritikerinnen vornehmen, übernimmt die jahrhundertealten androzentrischen Vorstellungen von Weiblichkeit und den damit einhergehenden Gestus der Essentialisierung – mit einer auf den Kopf gestellten Wertigkeit (…)."

Aus unserer Text- und Rezeptionsanalysen wurde auch deutlich, dass im Falle der hier untersuchten Texte Kenntnisse der deutschen und der österreichischen Vergangenheit hilfreich sind für ein Verständnis der Hintergründe der literarischen Konstruktionen und ihrer Wirkung. Sowohl um die Texte als auch um die Leserreaktionen zu verstehen, war eine Berücksichtigung der sozialen, politischen und kulturellen Verweise, und damit das Festhalten an der Referentialität der Autobiographie, sinnvoll.

Man sollte meiner Meinung nach denn auch vorsichtig sein, sich vom Begriff der Referentialität vorschnell zu verabschieden oder den Autor als möglichen rezeptionsprägenden Faktor auszuklammern. Vielmehr stellt, „außerhalb des Textes und im Text gleichermaßen angesiedelt", die Person des Autors „die Verbindung zwischen beiden Bereichen dar."[950]

[950] Ebd., S. 227.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Bernhard, Thomas: Nie und mit nichts fertig werden. In: *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt. Jahrbuch 1970*. Heidelberg Darmstadt (Lambert Schneider) 1971, S. 83-84.
Bernhard, Thomas: *Wittgensteins Neffe*. *Eine Freundschaft*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1982.
Bernhard, Thomas: *Auslöschung. Ein Zerfall*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1986.
Bernhard, Thomas: *Die Ursache. Eine Andeutung*. Salzburg Wien (Residenz) 1998.
Bernhard, Thomas: *Der Keller. Eine Entziehung*. Salzburg Wien (Residenz) 1998.
Bernhard, Thomas: *Der Atem. Eine Entscheidung*. Salzburg Wien (Residenz) 1998.
Bernhard, Thomas: *Die Kälte. Eine Isolation*. Salzburg Wien (Residenz) 1998.
Bernhard. Thomas. *Ein Kind*. Salzburg Wien (Residenz) 1998.

Hensel, Jana: *Zonenkinder*. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) ^{12}2003.

Illies, Florian: *Generation Golf*.

Rusch, Claudia: *Meine freie deutsche Jugend. Mit einem Text von Wolfgang Hilbig*. Frankfurt a.M. (Fischer) ^{3}2003.

Wolf, Christa: *Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze. Reden und Gespräche. 1959-1985*. Darmstadt (Luchterhand) ^{2}1987.
Wolf, Christa: *Im Dialog. Aktuelle Texte*. Frankfurt/Main (Luchterhand) 1990.
Wolf, Christa: *Kindheitsmuster*. In: *Werke 5*. Hrsg. von Sonja Hilzinger. München (Luchterhand) 2000.

Sekundärliteratur

Amann, Klaus; Wagner, Karl (Hrsg.): *Autobiographien in der österreichischen Literatur. Von Franz Grillparzer bis Thomas Bernhard*. Innsbruck Wien (StudienVerlag) 1998.
Anderson, Linda: *Autobiography*. New York (Routledge) 2001.
Anz, Thomas (Hrsg.): *„Es geht nicht um Christa Wolf". Der Literaturstreit im vereinten Deutschland*. München (Edition Spangenberg) 1991.
Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): *Christa Wolf (Text + Kritik 46)*. München (Edition Text + Kritik) ^{4}1994.
Assmann, Aleida; Frevert, Ute: *Geschichtsvergessenheit Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945.* Stuttgart (DVA) 1999.

Barthes, Roland*: S/Z*. Paris (Edition de Seuil) 1970.
Bentz, Oliver: *Thomas Bernhard. Dichtung als Skandal*. Würzburg (Königshausen & Neumann) 2000.
Bloom, Allan: *The Closing of the American Mind*. New York (Simon and Schuster) 1987.
Bossinade, Johanna: *Poststrukturalistische Literaturtheorie*. Stuttgart Weimar (J.B. Metzler) 2000.

Brackert, Helmut; Stückrath, Jörn (Hrsg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) ^{6}2000.
Bruss, Elisabeth W.: L'autobiographie considerée comme acte littéraire. In: *Poétique* 5, 1974, S. 14-26.
Bruss, Elisabeth W.: Autobiographical Acts. The Changing Situation of a Literary Genre. Baltimore London (The John Hopkins University Press) 1976.
Bruss, Elisabeth W.: Die Autobiographie als literarischer Akt. In: Niggl (Hrsg.) ^{2}1998, S. 258-279.

De Man, Paul: Autobiography as De-facement. In: *Modern Language Notes*, Vol. 94, 1979, S. 919-930.
De Man, Paul: *Allegories of Reading. Figural Language in Rousseau, Nietzsche, Rilke, and Proust*. London New Haven (Yale University Press) 1979.
De Man, Paul: *Die Ideologie des Ästhetischen*. Hrsg. von Christoph Melke. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1993.
De Toro, Alfonso: Die postmoderne ‚neue Autobiographie' oder die Unmöglichkeit einer Ich-Geschichte am Beispiel von Robbe-Grillets *Le miroir qui revient* und Doubrovskys *Livre Brisé*. In: Groß, Sybille; Schönberger, Axel (Hrsg.): *Dulce decorum est philoligiam colere: Festschrift für Dieter Briesemeister zu seinem 65. Geburtstag*. Berlin (Domus) 1999, S. 1407-1443.
Derrida, Jacques: La structure, la signe et le jeu dans le discours des sciences humaines. In: *L'écriture et la différence*. Paris (Editions du Seuil) 1967, S. 409-428.<dt.> Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften. In: *Die Schrift und die Differenz*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1976.
Derrida, Jacques: Sémiologie et grammatologie. Entretien avec Julia Kristeva. In: Ders.: *Positions. Entretiens avec Henri Rose, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpette*. Paris (Editions de Minuits) 1972, S. 25-51.
Derrida, Jacques: *Mémoires. Pour Paul de Man*. Paris (Editions Galilée) 1988.
Derrida, Jacques: Nietzsches Otobiographie oder Politik des Eigennamens. In: Frank, Manfred; Kittler, Friedrich A.; Weber, Samuel (Hrsg.): *Fugen. Deutsch-Französisches Jahrbuch für Text-Analytik*. Freiburg im Breisgau (Walter-Verlag Olten) 1980, S. 64-98.
Dilthey, Wilhelm: Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte. In: *Gesammelte Schriften*, I. Band. Stuttgart (B.G.Teubner) Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) ^{5}1962.
Dilthey, Wilhelm: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*. Stuttgart (Teubner) Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) ^{4}1965.
Dittmar, Jens (Hrsg.): *Thomas Bernhard. Werkgeschichte*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) ^{2}1990.

Eagleton, Terry: *Literary Theory*. Oxford (Blackwell) 1989.
Eagleton, Terry: *The Illusions of Postmodernism*. Oxford (Blackwell) 1996.
Eagleton, Terry: *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart Weimar (J.B. Metzler) ^{4}1997.
Eagleton, Terry: *After Theory*. London (Penguin) 2003.
Eakin, Paul John (Hrsg.): *American Autobiography. Retrospect and Prospect.* Wisconsin (University of Wisconsin Press) 1991.
Eakin, Paul John: *Touching The World. Reference in Autobiography*. Princeton (Princeton University Press) 1992.

Ellis, John M.: *Literature Lost. Social Agendas and the Corruption of Humanities*. New Haven (Yale University Press) 1997.

Finck, Altmut: Subjektbegriff und Autorschaft. Zur Theorie und Geschichte der Autobiographie: In: Pechlivanos, Miltos; Rieger, Stefan; Struck, Wolfgang; Weitz, Michael (Hrsg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart Weimar (Metzler) 1995, S. 283-293.
Finck, Almut: *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie*. Berlin (Erich Schmidt Verlag) 1999.

Gadamer, Hans Georg: *Wahrheit und Methode. Gründzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen (Mohr) ^{3}1972.
Gasché, Rodolphe: *The Wild Card of Reading. On Paul de Man*. Cambridge London (Harvard University Press) 1998.
Godzich, Wlad: The Domestication of Derrida. In: Arac, Jonathan; Godzich, Wlad; Martin, Wallace (Hrsg.): *The Yale Critics. Deconstruction in America*. Minneapolis (University of Minnesota Press) 1983, S. 20-48.
Gunnthórunn, Gudmundsdóttir: Borderlines. *Autobiography and Fiction in Postmodern Life Writing*. Amsterdam New York (Rodopi) 2003.

Habermas, Jürgen: *Erkenntnis und Interesse. Mit einem neuen Nachwort*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) ^{4}1977.
Hamacher, Werner; Hertz, Neil; Keenan, Thomas (Hrsg.): *Responses. On Paul de Man's Wartime Journalism*. Lincoln London (University of Nebraska Press) 1989.
Herf, Jeffrey: *Divided Memory. The Nazi Past in the Two Germanies*. Cambridge (Mass.) London (Harvard University Press) 1997.
Holdenried, Michaela: *Im Spiegel ein anderer. Erfahrungskrise und Subjektdiskurs im modernen autobiographischen Roman*. Heidelberg (Carl Winter) 1991.
Holdenried, Michaela: *Autobiographie*. Stuttgart (Philipp Reclam) 2000.
Höller, Hans: *Thomas Bernhard*. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) Oktober 1993.
Horkheimer, Max, Adorno, Theodor W.: *Dialektik der Aufklärung*. Amsterdam (Querido) 1955.
Hunsaker, Steven V.: *Autobiography and National Identity in the Americas*. Charlottesville London (University Press of Virginia) 1999.

Iser, Wolfgang: *Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa*. Konstanz (Universitätsverlag) 1970.
Iser, Wolfgang: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. München (UTB) ^{2}1984.

Jaeger, Michael: *Autobiographie und Geschichte. Wilhelm Dilthey, Georg Misch, Karl Löwith, Gottfried Benn, Alfred Döblin*. Stuttgart Weimar (J.B.Metzler) 1995.
Jauß, Hans Robert: *Literaturgeschichte als Provokation in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1970.
Jurgensen, Manfred (Hrsg.): *Bernhard: Annäherungen*. Bern (Francke) 1981.

Kahrs, Peter: *Thomas Bernhards frühe Erzählungen. Rhetorische Lektüren*. Würzburg (Königshausen & Neumann) 2000.
Konzett, Matthias: *The Rhetoric of National Dissent: In Thomas Bernhard, Peter Handke, and Elfriede Jelinek.* New York (Camden House) 2000.

Kraushaar, Tom (Hrsg.): Die *Zonenkinder und Wir. Die Geschichte eines Phänomens*. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) 2004.
Kristeva, Julia: *La révolution du langage poétique. L'avant garde a la fin du XIX[e] siècle : Lautréamont et Mallermé*. Paris (Seuil) 1974.

Lehman, David: Signs of The Times. *Deconstruction and The Fall of Paul de Man*. New York London Toronto Sydney Tokyo Singapore (Poseidon Press) 1991.

Lejeune, Philippe*: L'autobiographie en France*. Paris (Armand Collin) 1971.
Lejeune, Philippe: Le pacte autobiographique. In: *Poétique* 4, 1973, S. 137-262.
Lejeune, Philippe: *Le pacte autobiographique*. Paris (Editions du Seuil) 1975.
Lejeune, Philippe: *Je est un autre*. Paris (Editions du Seuil) 1980.
Lejeune, Philippe: *Moi aussi*. Paris (Seuil) 1986.
Lejeune, Philippe: Der autobiographische Pakt. In: Niggl (Hrsg.) [2]1998, S. 214-258.
Lejeune, Philippe. *Der autobiographische Pakt. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer und Dieter Hornig*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1994.
Lejeune, Philippe. Le pacte autobiographique, 25 ans après.
http://www.worldserver.oleane.com/autopac/Pacte_25_ans_après.html
Lévesque, Claude; McDonald, Christie V.: *L'oreille de l'autre. otobiographies, transferts, traductions, Textes et débats aves Jacques Derrida*. Montreal (VLB Editeur) 1982.

Magenau, Jörg: *Christa Wolf. Eine Biographie*. Berlin (Kindler) [2]2002.
Misch, Georg: *Geschichte der Autobiographie*. Band I, 1: Das Altertum. Bern (Francke) 1949.
Misch, Georg: *Geschichte der Autobiographie*. Band IV, I: Das Hochmittelalter in der Vollendung. Aus dem Nachlaß hrsg. Von Leo Delfoss. Frankfurt/Main (Schulte-Bulmke) 1967.
Mittermayer, Manfred: *Thomas Bernhard*. Stuttgart Weimar (J.B. Metzler) 1995.
Mul, Jos de: *De tragedie van de eindigheid. Diltheys hermeneutik van het leven*. (Diss.) Kampen (Kok Agora) 1993.

Neumann, Bernd: *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie.* Frankfurt/Main (Athenäum) 1970.
Nietzsche, Friedrich: Unzeitgemässe Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben. In: *Kritische Studienausgabe*. Hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Band 1. Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen I-IV. Nachgelassene Schriften 1870-1873 (Baseler Schriften), S. 243-334.
Niggl, Günter (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1989.
Niggl, Günther (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) [2]1998.
Norris, Christopher: *Deconstruction. Theory and Practice*. London New York (Routledge) [3]1991.

Olney, James (Hrsg.): *Autobiography. Essays theoretical and critical*. Princeton (Princeton University Press) 1980.

Papenfuß, Monika: Die Literaturkritik zu Christa Wolfs Werk im Feuilleton. Eine kritische Studie vor dem Hintergrund des Literaturstreits um den Text „Was bleibt". *Berlin (Wissenschaftlicher Verlag) 1998.*
Pascal, Roy: *Design and Truth in Autobiography*. London (Routledge and Kegan Paul) 1960.
Paulsen, Wolfgang: *Das Ich im Spiegel der Sprache. Autobiographisches Schreiben in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts.* Tübingen (Max Niemeyer) 1991.
Pfotenhauer, Helmut: *Literarische Anthropologie. Selbstbiographien und ihre Geschichte – am Leitfaden des Leibes*. Stuttgart (Metzler) 1987.
Prechtl, Peter; Burkard, Franz-Peter: *Metzler Philosophie Lexikon. Begriffe und Definitionen*. Stuttgart Weimar (J.B. Metzler) ^{2}1999.

Reich-Ranicki, Marcel: *Entgegnung. Zur deutschen Literatur der siebziger Jahre*. Stuttgart (DVA) 1979.
Reich-Ranicki, Marcel: *Thomas Bernhard. Aufsätze und Reden*. Frankfurt/Main (Fischer) 1993.

Sartwell, Crispin: *Act Like You Know. African-American Autobiography and White Identity*. Chicago London (University of Chicago Press) 1998.
Schmidt-Dengler, Wendelin; Huber, Martin (Hrsg.): Statt Bernhard. Über Misanthropie im Werk Bernhards. Wien (Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei) 1987.
Schmidt-Dengler, Wendelin: *Bruchlinien. Vorlesungen zur österreichischer Literatur 1945-1990*. Salzburg Wien (Residenz Verlag) ^{2}1996.
Schmidt-Dengler, Wendelin: *Der Übertreibungskünstler. Studien zu Thomas Bernhard*. Wien (Sonderzahl) ^{3}1997.
Schmidt-Dengler, Wendelin; Stevens, Adrian; Wagner, Fred (Hrsg.): *Thomas Bernhard. Beiträge zur Fiktion der Postmoderne. Londoner Symposion*. Frankfurt a.M. (Peter Lang) 1997.
Schneider, Manfred: *Die erkaltete Herzensschrift. Der autobiographische Text im 20. Jahrhundert*. München Wien (Carl Hanser Verlag) 1986.
Segebrecht, Wulf: Über Anfänge von Autobiographien und ihre Leser. In Niggl (Hrsg.) ^{2}1998, S.158-169.
Sloterdijk, Peter: *Literatur und Organisation von Lebenserfahrung. Autobiographien der zwanziger Jahre*. München Wien (Carl Hanser) 1978.
Smith, Robert: *Derrida and Autobiography.* Cambridge (Cambridge University Press) 1995.
Spits, Jerker: "Der Hellsichtigste aller Narren". Stationen der Bernhard-Rezeption in Österreich und in den Niederlanden. In: Bosse, Anke; Decloedt, Leopold (Hrsg.): *Hinter den Bergen eine andere Welt. Österreichische Literatur des 20. Jahrhunderts*. Amsterdam. New York (Rodopi) 2004, S. 189-216.
Sorg, Bernhard: Thomas Bernhard. München (C.H. Beck) ^{2}1992.
Sprinker, Michael: Fictions of The Self. The End of Autobiography. In: Olney, James (Hrsg.): *Autobiography. Essays Theoretical and Critical*. Princeton (Princeton University Press) 1980, S. 321-342.
Starobinski, Jean: Le Style de l'autobiographie. In: Ders.: *L'oeil vivant II: La relation critique*. Paris (Editions Gallimard) 1970, S. 83-98.
Störig, Hans Joachim: *Kleine Weltgeschichte der Philosophie. Band 2.* Frankfurt/Main (Fischer) 1979.

Toonder, Jeanette M.L. den: „*Qui est je? Étude sur l'écriture autobiographique des nouveaux romanciers*. Leiden 1998.

Vietta, Silvio: *Die literarische Moderne. Eine problemgeschichtliche Darstellung der deutschsprachigen Literatur von Hölderlin bis Thomas Bernhard*. Stuttgart (J.B.Metzler) 1992.

Wagner-Egelhaaf, Martina: *Autobiographie*. Stuttgart Weimar (J.B. Metzler) 2000.
Wichner, Ernest; Wiesner, Herbert: *»Literaturentwicklungsprozesse«. Die Zensur der Literatur in der DDR*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1993.
Wuthenow, Ralph-Rainer: *Das erinnerte Ich. Europäische Autobiographie und Selbstdarstellung im 18. Jahrhundert.* München (Beck) 1974.

Zima, Peter W: *Die Dekonstruktion.* Basel Tübingen (A.Francke) 1994.
Zima, Peter W.: *Moderne/Postmoderne. Gesellschaft, Philosophie, Literatur.* Tübingen Basel (A. Francke) ^{2}2001.

Samenvatting

Feit en fictie. De autobiografie in het spanningsveld tussen theorie en receptie.

Dit proefschrift onderzoekt autobiografieën van Duitstalige auteurs die sinds de jaren zeventig zijn verschenen. Uit hun receptie blijkt dat veel lezers deze teksten afwijzen, omdat ze niet aan hun verwachtingen voldoen. Die verwachtingen zijn door een traditioneel beeld van het genre bepaald. De discussie over het verleden neemt in de receptie van de onderzochte werken een belangrijke rol in. Voor veel lezers geven niet de meer literaire aspecten als stijl en vertelperspectief de doorslag, maar de wijze waarop de autobiograaf het Duitse of Oostenrijkse verleden beschrijft.

Hoofdstuk 1

In het eerste hoofdstuk staat de theorie van de autobiografie centraal. Aan het begin hiervan staat de Duitser Wilhelm Dilthey. Zijn hermeneutisch model had tot ver in de jaren zeventig grote invloed. Dilthey beschouwde de autobiografie als de meest directe uitdrukking van het menselijk zelfbewustzijn. Latere filosofen als Hans-Georg Gadamer en Jürgen Habermas verbaasden zich over Diltheys waardering voor het genre. Het proefschrift maakt begrijpelijk dat deze waardering in het kader van Diltheys wetenschapsmodel juist zeer op zijn plaats is. Net als Dilthey meende Georg Misch de historische afstand tussen tekst en lezer door een “unmittelbares Verstehen”, door “Einfühlung”, te kunnen overwinnen. Beiden gingen van een autonoom individu uit: een gedachte die in de loop van de twintigste eeuw steeds meer in twijfel werd getrokken. Onder invloed van de sociologie ontstond in de jaren zeventig een autobiografietheorie die het individu niet meer als uitdrukking van een tijdloze “Geist” zag. Zij benadrukte dat de persoonlijkheid van de autobiograaf door maatschappelijke verhoudingen bepaald wordt. Exponenten van deze sociologische genretheorie zijn Bernd Neumann en Peter Sloterdijk. Neumann gaat niet langer van een autonoom, maar van een bedreigd individu uit. Hoewel Neumann zich beroept op Freud en de moderne sociologie, blijkt zijn theoretisch kader sterk door traditionele,

vastomlijnde voorstellingen van identiteit en ontwikkeling bepaald. Sterker dan Neumann benadrukt Sloterdijk de flexibiliteit van het genre, maar ook hij breekt slechts ten dele met Diltheys en Mischs hermeneutische genretheorie. Het proefschrift beschouwt de sociologische autobiografietheorie dan ook als schakel tussen de hermeneutische theorie en de latere, poststructuralistische deconstructie van het subject.

Onder invloed van Hans Robert Jauß en Wolfgang Iser ontwikkelde de literatuurwetenschap in de jaren zeventig ook een receptiegeoriënteerde autobiografietheorie. Zo ging Philippe Lejeune uit van een pakt dat de autobiograaf met zijn lezer sluit. Dat pakt bevestigt de identiteit van auteur, verteller en figuur. De lezer kreeg hierdoor meer aandacht, maar het is de vraag of Lejeunes autobiografische pakt genoeg rekening houdt met verschillen die in de loop van de tijd tussen diverse groepen lezers en schrijvers ontstaan.

De sociologische en receptiegeoriënteerde autobiografietheorieën kwamen vanaf de jaren zeventig door het poststructuralisme onder druk te staan. Jacques Derrida keerde zich fel tegen de gedachte van coherentie, een vaststaande structuur en geordende betekenissen in teksten. Ook Paul de Man twijfelt in zijn *Autobiography as De-facement* aan lezingen van de autobiografie die zich op vaste referenties richten. De autobiografie levert volgens De Man geen bron van zelfkennis, maar illustreert de onmogelijkheid van een vaststaande betekenis van alle teksten (“impossibility of closure and totalisation”). De Man wijst daarmee ook Lejeunes theorie van de hand, die uitgaat van vaste oriëntatiemogelijkheden buiten de tekst, zoals de persoon van de schrijver. Als een tekortkoming van deze theorie ziet dit proefschrift de focus op retorische stijlfiguren. Deze neigt ertoe het zicht op de historische en politieke context van de autobiografie te ontnemen.

Hoofdstuk 2

Dit hoofdstuk onderzoekt de autobiografie van de Oostenrijkse schrijver Thomas Bernhard (1931-1989). Bernhards vijfdelige autobiografie (1975-1982) vormt een treffend voorbeeld van de deconstructie van het genre door de hedendaagse literatuur. Bernhard presenteert zijn herinneringen niet als waar, maar schrijft dat het allemaal vervalsingen zijn. Die vervalsingen treden op door het schrijven zelf: je kunt de waarheid niet op papier krijgen, omdat de herinnering alles tot een leugen maakt.

Volgens Bernhard is het niet mogelijk een zinvolle structuur aan te brengen in je eigen leven.
De receptie van Bernhards autobiografie toont aan dat maar weinig lezers bereid zijn deze nieuwere vorm van de autobiografie te accepteren. Zij hadden verwacht dat Bernhard, die tot dan toe abstracte en raadselachtige teksten schreef, in zijn autobiografie zijn lezer duidelijkheid zou bieden, niet in de laatste plaats over zijn eigen persoon.
Bernhards beschrijving van het nationaal-socialistische Salzburg, waar hij een deel van zijn jeugd doorbracht, viel bij veel critici niet in goede aarde. Zij zagen Bernhard, die een parallel trok tussen het nationaal-socialisme van voor en het katholicisme van na 1945, als een nestbevuiler.
In veel reacties is het beeld dat de lezer van de autobiografie als genre heeft, bepalend voor zijn oordeel. Veel van de tegen Bernhards autobiografie geuite bezwaren komen overeen met een traditioneel begrip van het genre: de autobiografie als een geloofwaardige, zinvol gestructureerde terugblik op het eigen leven. Bernhards autobiografie stelt lezers teleur die op grond van hun beeld van de autobiografie authenticiteit en feitelijke betrouwbaarheid verwacht hadden.
Omdat Lejeune van een vaststaand waarheidsbegrip uitgaat, is het lastig te bepalen of zijn theorie voor een autobiografie als die van Bernhard nog bruikbaar is. Neumann gaat in zijn theorie van vastomlijnde kaders van identiteit en ontwikkeling uit die op een autobiograaf als Bernhard niet langer van toepassing zijn. Bernhard demonteert op ironische manier leeswijzen die naar coherentie en eenheid van betekenis zoeken. Het is alsof hij Paul de Mans definitie van retorica wil bevestigen: “rhetoric radically suspends logic and opens up vertiginous possibilities of referential aberration”. De autobiografie is voor Bernhard niet meer het paradigma voor een hogere vorm van identiteit en waarheid, zoals bij Goethe, maar een medium om elke vastomlijnde voorstelling over identiteit te loochenstraffen.

Hoofdstuk 3

Het derde hoofdstuk onderzoekt de autobiografie van Christa Wolf. Wolf, die in de DDR woonde en werkte, breekt in *Kindheitsmuster* (1976) met kenmerken van de traditionele autobiografie. Ze vraagt zich af of van eigen subjectieve ervaring die aan het schrijven voorafgaat nog wel sprake kan zijn.

Rond Christa Wolf brak in 1990 een discussie los over de vraag of schrijvers uit de DDR zich hadden aangepast aan de machthebbers. Wolf, door velen gezien als een morele instantie, viel van haar voetstuk. Het receptieonderzoek van *Kindheitsmuster* in dit proefschrift toont aan dat Wolf al ver voor de Val van de Muur de inzet was van een ideologische strijd waarin sterk uiteenlopende voorstellingen over politiek en kunst op elkaar botsten.

Wolf volgt in *Kindheitsmuster* haar opzet uit *Lesen und Schreiben* (1971). Aan de ene kant benadrukt ze haar subjectieve waarneming, aan de andere kant wil ze de jeugd in Nazi-Duitsland, die ze in *Kindheitsmuster* beschrijft, als karakteristiek voor velen presenteren. Het gaat in *Kindheitsmuster* om gemeenschappelijke patronen (Muster, patterns) van een jeugd. Veel aandacht gaat in Wolfs beschrijvingen uit naar overeenkomsten tussen verleden en heden. Zo staat *Kindheitsmuster* herhaaldelijk stil bij het optreden van de wereldmacht Amerika, vaak na beschrijvingen van misdaden uit nazi-Duitsland.

De receptieanalyse maakt duidelijk dat veel lezers Wolfs omgang met het genre afkeurden. Critici als Marcel Reich-Ranicki en Hans Mayer verlangden een persoonlijkere weergave van eigen emoties en ervaringen, zonder reflexieve passages. Anderen eisten juist een hogere mate van objectiviteit om de maatschappelijke werkelijkheid getrouw te weerspiegelen. Dat laatste is het geval bij veel reacties uit de DDR.

Net als bij Bernhard stuitte ook Wolfs beschrijving van het nationaal-socialisme op verzet. De beschrijving van het nationaal-socialisme was in de DDR brisant. Zij raakte het antifascisme, het ideologische fundament van de communistische staat. Voor West-Duitse critici als Reich-Ranicki was het een steen des aanstoots dat Wolf weliswaar Amerika en rechtse regimes bekritiseerde, maar misstanden in de DDR onvermeld liet. Een enkele criticus vroeg zich af of Wolfs aanpassing aan de DDR niet terug te voeren was op de patronen van aanpassing en leugentjes om eigen bestwil die *Kindheitsmuster* beschrijft.

Hoofdstuk 4

Begrippen die in de discussie over de autobiografieën van Thomas Bernhard en Christa Wolf een rol speelden – authenticiteit, geloofwaardigheid, waarheid – keren terug in de receptie van de jongere auteurs Florian Illies (*Generation Golf*, 2000),

Jana Hensel (*Zonenkinder*, 2002) en Claudia Rusch (*Meine freie deutsche Jugend*, 2003).

Generation Golf werd vooral bekritiseerd omdat de tekst weinig analytisch was, en vooral op humor en identificatie gericht. Het proefschrift probeert duidelijk te maken dat Illies de levenshouding van zijn generatie ironisch beschrijft, en door deze ironie ook in twijfel trekt. Positieve reacties beschreven Illies als een "herinneringskunstenaar", negatieve als een "herinneringsjunkie". Hensel reconstrueert het alledaagse leven in de DDR van een generatie die nog net oud genoeg was om dat bewust mee te maken. Een deel van de kritiek op beide boeken is terug te voeren op de poging van Illies en Hensel niet alleen hun eigen ontwikkeling, maar die van een hele generatie te presenteren. Het "wij" in deze beide teksten vormt een afwijking van het autobiografisch pakt zoals Lejeune dit voor zich zag. De auteur en verteller zijn een individu, maar de hoofdfiguur is een collectief.
Waar Hensel zich op het leven van alledag richt, plaatst Claudia Rusch in *Meine freie deutsche Jugend* de politiek op de voorgrond. De schrijfster tekent een divers beeld van de DDR. Naast meelopers zijn er burgerrechtactivisten, naast spionnen kritische scholieren. In vergelijking met Hensels *Zonenkinder* werd *Meine freie deutsche Jugend* enthousiast onthaald. De positie van een buitenstaander – Rusch groeide op in dissidentenkringen – heeft tot het succes van haar autobiografie bijgedragen. Haar herinneringen werden als geloofwaardig en authentiek beschouwd. Een belangrijke rol speelde ook dat Rusch de DDR politieker beschrijft dan Hensel. Vaak bevestigden Ruschs beschrijvingen eigen voorstellingen van de recensent. De anekdotische vorm van de autobiografie was voor de meeste lezers geen reden het boek kritisch te beoordelen. De receptie van *Meine freie deutsche Jugend* toont aan dat een vasthouden aan traditionele kenmerken van het genre, verbonden met een kritische beschrijving van de DDR, op een welwillende houding van de lezer kan rekenen. Van de poststructuralistische problematisering van taal is bij de jongere auteurs maar weinig terug te vinden.

Hoofdstuk 5

De receptie van de onderzochte autobiografieën toont aan dat verwachtingen en voorstellingen ten opzichte van het genre de receptie van de huidige autobiografie wezenlijk sturen. Het traditionele beeld van de autobiografie dat veel lezers hebben,

sluit niet meer aan bij de vorm die schrijvers als Bernhard en Wolf hanteren. Er is sprake van een spanningsveld tussen theorie en receptie. Recensenten trekken een vergelijking met traditionele autobiografieën die voor de huidige varianten negatief uitvalt. Elementen die niet voldoen aan de eigen, door het traditionele beeld van de autobiografie bepaalde verwachtingen en voor de huidige autobiografieën juist kenmerkend zijn, worden als storend ervaren en uiterst kritisch beoordeeld.
Het vijfde hoofdstuk gaat nog eens dieper in op de recente Amerikaanse genretheorie en onderzoekt haar bruikbaarheid voor de onderzochte teksten. De Amerikaanse genretheorie levert bruikbare inzichten. Een van haar tekortkomingen is het gebrek aan reflectie op de context van het onderzochte werk, vooral op ideologische aspecten die voortvloeien uit het Duitse en Oostenrijkse verleden.
Aspecten van de poststructuralistische genreopvatting kunnen zinvol op de autobiografieën van Bernhard en Wolf worden toegepast. Net als het poststructuralisme benadrukken deze auteurs de beperkingen van de schrift. Maar om de receptie en de discussie over herinnering die deze teksten oproepen, te begrijpen is het tegelijk nodig de autobiografieën te verbinden met hun historische context, in samenhang met concrete historische gebeurtenissen te brengen en de referentialiteit van het genre onder ogen te zien. Dat de autobiografie door de schrift beperkt wordt, de grens tussen feit en fictie vloeiend is en zelfbeschrijvingen niet vrij zijn van verzinsels, betekent nog niet dat er geen enkele verbinding mogelijk is met de werkelijkheid buiten de tekst. Het leggen van die verbinding is juist zinvol, wanneer je de context van een autobiografie en haar werking op de lezer wilt begrijpen. Referentialiteit mag een illusie zijn, maar het is een illusie die de verwachting van de lezer nog altijd bepaalt.

Curriculum vitae

Jerker Spits werd geboren op 12 oktober 1977 te Oudenbosch. Van 1992 tot 1996 volgde hij voorbereidend wetenschappelijk onderwijs aan het Westland College te Naaldwijk. Hij studeerde van 1996 tot 2001 Duitse taal- en letterkunde aan de universiteiten van Leiden en Wenen. Op 22 maart 2001 studeerde hij af op een scriptie over de Oostenrijkse auteur Thomas Bernhard. Van 2001 tot 2005 was hij als promovendus verbonden aan Pallas, Instituut voor Kunsthistorische en Letterkundige Studies van de Universiteit Leiden. Hij publiceerde in Duitse Kroniek, Monatshefte en Oxford German Studies over Thomas Bernhard, Ernst Jünger en Martin Walser. Sinds 2006 werkt hij als beleidsmedewerker kunsten voor het Ministerie van Onderwijs, Cultuur en Wetenschap.